Ludwig Holberg

und

seine Zeitgenossen

von

Georg Brandes.

Mit dem Bildnisse Ludwig Holberg's in Holzstich.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1885.


Ludovic. Holberg
Assessor Consist: et Prof. Hist. Hafn
1731 Ch. Fritsch sculps. Hamb.

Ludwig Holberg

[illegible]

seine Zeitgenossen

von

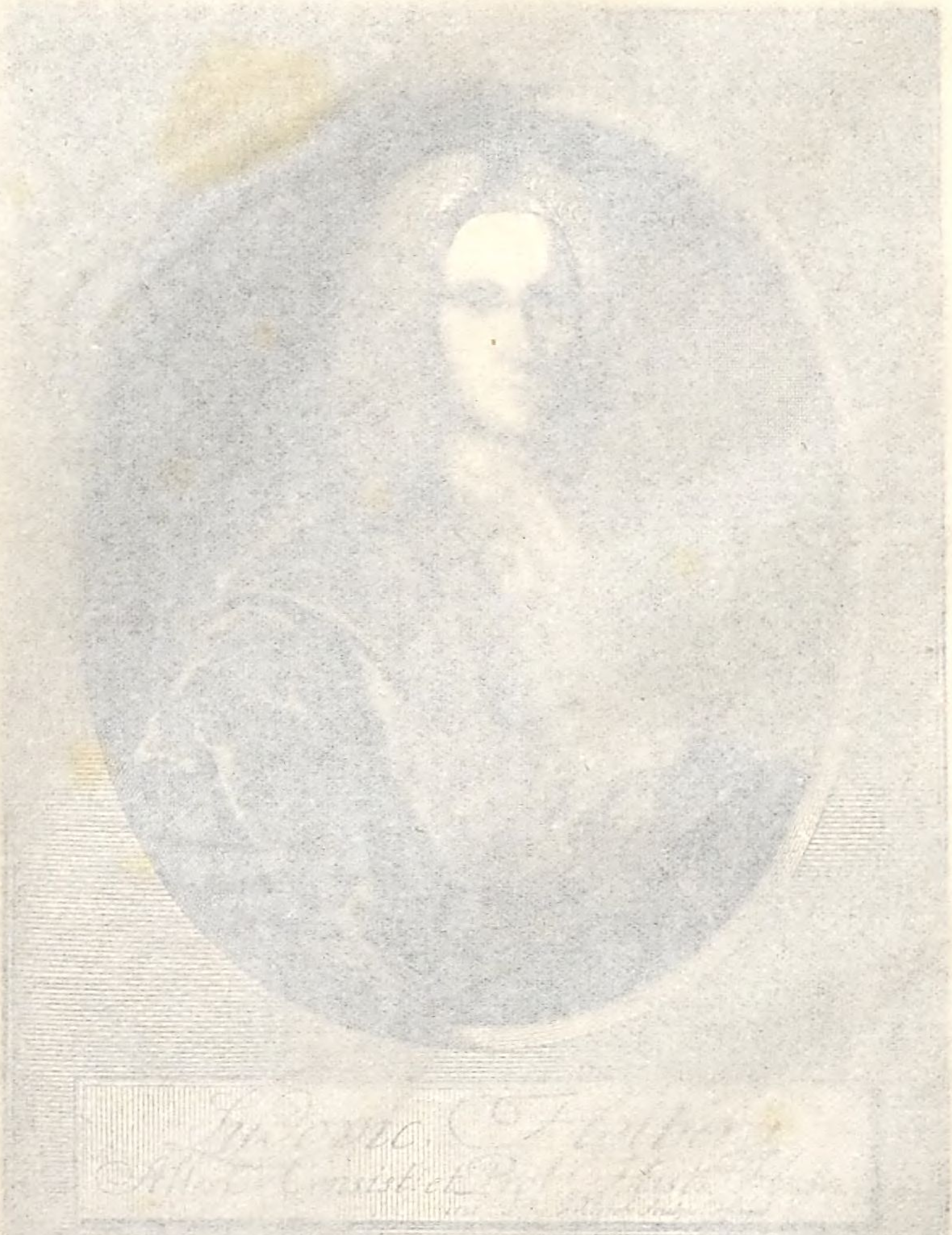
Georg Brandes

Mit dem Bildniß [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Ludwig Holberg

und

seine Zeitgenossen

von

Georg Brandes.

Mit dem Bildnisse Ludwig Holberg's in Holzstich.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1885.

Nil extimescere.
1869.

Herrn Dr. W. Loewe-Bochum

in treuer Anhänglichkeit

zugeeignet

vom

Verfasser.

Inhalt.

I.

Die Dänen betrachten gern Holberg als Dänen, die Norweger behaupten in unserer Zeit mit immer größerem Eifer, daß er Norweger war. Es dürfte darum vielleicht hervorgehoben werden, daß der Mann, welcher Dänemarks und Norwegens moderne Nationalliteratur, die wissenschaftliche wie die poetische, begründete, in der am wenigsten nationalen skandinavischen Stadt geboren wurde, in einer Stadt, die gleichsam eine europäische, internationale Enclave in diesen Ländern war: in Bergen. Es war, sagt er, wie die Arche Noah, ein Zufluchtsort für alle Arten lebender Wesen. Nah und Fern strömte nach dieser Stadt und schmolz mit den Einwohnern zusammen, ja, so häufig waren diese von fremder, (nicht städtischer) Abstammung, daß Wenige, gleich Holberg, nur Einen ihrer vier Urgroßväter als Eingeborenen bezeichnen konnten.

In keiner nordischen Stadt war die Bevölkerung daher minder ausgesetzt, in Abgeschlossenheit von der Umgebung zu versteinern, in keiner Stadt war man so wenig wie hier an die Scholle gebunden.

Noch heutigen Tages, da die Bedeutung Bergens im Verhältniß zu den übrigen nordischen Städten eine so viel geringere ist, gelten die Bergenser für klare, aufgeweckte Köpfe, genießen den Ruf eines lebhaften, empfäng-

lichen Wesens, der Geschicklichkeit und Freisinnigkeit, Unternehmungslust und Zungenfertigkeit, und die Stadt — obgleich noch keine Eisenbahn zu ihr hinführt — ist für ihren ununterbrochenen Verkehr mit der Außenwelt bekannt. Zu Holberg's Zeit gab es gewiß nicht viele Städte in Europa, von denen man so leicht wegkommen konnte wie von Bergen — ein Zug, der wesenlich für die Charakteristik der Stadt ist und bedeutungsvoll für diejenige Holberg's werden sollte.

Bergen's Lage in Hufeisenform um eine tiefe Bucht, nach allen Seiten von mächtigen Felsen umringt, ist sehr schön. Man verliert in der Stadt nicht leicht das Meer aus dem Gesicht und niemals die umliegende Gebirgslandschaft; man ist hoch genug gegen Norden, um äußerst selten einen Garten zu finden, aber auch hoch genug, daß die hellen Sommernächte von außerordentlicher Schönheit sind.

Holberg hatte zwar nicht den modernen Blick für Naturschönheit, aber ihm fehlte nicht der Sinn für die Schönheit nützlicher Wirksamkeit in der Natur. Er nennt die Lage der Stadt „nicht minder ergötzlich als bequem" und hebt mit Stolz hervor, daß die Bucht bisweilen, besonders in der muntern Jahreszeit, wenn die Nordlands- und Finnmarks-Fahrer haufenweise kommen, so voll von Schiffen und Böten ist, die Steven an Steven liegen, daß man nur mit Mühe hindurchkommen kann: „Ein vergnüglicher Anblick, sonderlich, wenn sie, wie es jezuweilen geschiehet, schier allesammt auf einmal kommen, hundert und mehr an der Zahl, auf den Wogen segelnd." Nur in Rotterdam hat er ein ähnliches Gewimmel von Fahrzeugen gesehen, und nur in Venedig können, wie

hier oben, größere und tiefgehende Schiffe sich vor's Hausthor eines jeden Kaufmanns legen. So viele Böte liegen immerwährend in der Bucht und warten auf Fracht, daß die meisten Besuche hier wie in Venedig zu Wasser vorgenommen werden. Man braucht nur ein Zeichen zü geben, so sieht man die Bergen'schen Gondoliere (Flöt=Männer) um die Wette rudern, um zuerst zu kommen.

„Nichts," sagt Holberg, „kann vergnüglicher sein, als sich in etzlichen Minuten gleichsam von einem Lande zum andern gebracht zu sehen; denn sobald als man von der Stadt nach dem Kontor [wo die Hanseaten wohnten] kommet, so findet man andere Leute, andere Sitten und höret eine andere Sprache."

Aber selbst die nordische Bevölkerung war in damaliger Zeit von äußerst gemischter Abstammung. Die Hanseaten durften sich zwar dem Gesetz zufolge nicht verheirathen, hinterließen aber natürlich unechte Nachkommen. Schotten hatten sich in so großer Anzahl in Bergen niedergelassen, daß viele vornehme Bürger schottischer Abkunft waren, wie es überhaupt die Regel war, daß fremde Kaufleute sich mit Bürgerstöchtern oder =wittwen verheiratheten. Die Stadt stand deshalb in hohem Grade unter der Einwirkung des Auslandes. Am stärksten vielleicht war der Einfluß von Holland. Es giebt, sagt Holberg von den Bergensern, „keine Nation, welche sie mehr auscopieret haben", als die holländische und zwar sowohl in Bezug auf Sprache wie auf Genügsamkeit und Arbeitsamkeit. Er meint somit, daß die meisten Fertigkeiten und Gelenkigkeitskünste, welche unter der Jugend im Schwange waren, von Holland stammten. Er schil-

dert das außerordentliche Leben auf den Straßen Bergens und bemerkt: „Daß sonsten die Jugend hier so lebendig ist, rühret daher, daß manche halberwachsene Knaben an fremden Orten waren, sonderlich in England und Holland, wo die freie Lebensweise ist.“

Zufolge der starken Mischung und Kreuzung des Blutes sah man, nach Holberg's Ausdruck, die Bergenser „viel differieren in Redeweisen, Brauch und Sitten von denen andern Norwegern.“ Der lebhafte Verkehr mit dem Ausland, das stetige Aufnehmen, Aneignen und Bearbeiten des Fremden mußte nothwendigerweise ein Übermaß von Abwechselung und ungleichartigem Leben hervorbringen, höchst verschieden von dem Anblick, den die Reiche des Königs von Dänemark im Übrigen darboten.

Zur Zeit von Holberg's Kindheit schreibt ein vornehmer Engländer, der drei Jahre in Dänemark lebte: „Ich habe nie ein Land kennen gelernt, wo der Sinn der Bevölkerung mehr nach einem Kaliber und von einer Art wäre als hier. Man findet Niemand mit ungewöhnlichen Eigenschaften, Niemand, der in besondern Studien oder Geschäften sich auszeichnet; man sieht keine Enthusiasten, keine tollen oder wilden Menschen, keine merkwürdigen Narren oder phantastischen Schwärmer. Sondern eine gewisse Verstandesgleichheit herrscht zwischen Allen. Jeder hält sich an den gewiesenen Weg, an das was als vernünftig gilt, was in diesem Land übrigens weder das Schönste noch das Schlimmste ist, und man weicht weder nach rechts noch nach links ab. Doch will ich zu ihrem Lobe noch bemerken, daß der gemeine Mann im Allgemeinen lesen und schreiben kann.“ (An account of Denmark 1694).

Die Lage Bergens, vereint mit der Racenkreuzung, veranlaßte einen hohen Grad von Wirksamkeit. Seit ältester Zeit stand man mit Großbritannien in Handelsverkehr, später zugleich mit den Färöern, Island und Grönland, dann mit allen Hansastädten, ebenso mit Holland, zuletzt mit den Nordlanden. Gerade während Holberg's Heranwachsen erreichte der Handel der Stadt, zufolge ihrer Privilegien und politischer Verhältnisse, den Gipfelpunkt; sie besaß eine Menge bewaffneter Spanienfahrer und Grönlandfahrer, Alles in Allem 250 eigene Schiffe.

Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit waren die Tugenden, die im Preise standen. Die Bergenser waren Leute von wenig Complimenten. Seiner Schönen umständlich den Hof zu machen, war für einen Bürgersohn beschwerlicher als eine Reise nach Spanien zu unternehmen; und die jungen Bürgerstöchter, die „eine absonderliche äußere Modestie an den Tag legten in dem Umgang mit Mannsbildern" gaben den Männern in Bezug auf Rührigkeit und Tauglichkeit nicht das Geringste nach und sahen nicht, wie anderwärts der Fall, auf Stand und feine Lebensart, sondern auf Tüchtigkeit bei einem Freier.

Die Kaufleute waren immerwährend beschäftigt und führten im Nothfall mit eigener Hand die Verrichtung eines Arbeiters aus. Nicht selten sah man vornehme Bürger Tonnen auf die Brücken rollen oder in den Packhäusern ihre Waaren aufhissen; darum durfte man es nicht so genau nehmen, wenn ein Bürger einen Gruß nicht erwiderte — es geschah nicht aus Hochmuth, sondern weil man keine Zeit zu Complimenten hatte oder auf die Vorübergehenden nicht Acht gab. Ja, einer der

tüchtigsten Bürger zur Zeit von Holberg's Kindheit, Namens Jacob Andersen, den Holberg mit Bewunderung nennt, haßte den Müßiggang dermaßen, daß er, wenn er einen herumlungernden Burschen auf der Straße sah, ihn packte und ihm etwas bei sich zu bestellen gab.

Fühlt man nicht, wie die Tugenden, welche mit der Zeit bei Holberg so hervortretend werden sollten: die große Genügsamkeit, die Sparsamkeit, die rastlose Thätigkeit theils im Studium der Menschen, theils in Bücherstudien auf Reisen und daheim — diejenigen sind, welche er schon als Kind vor Augen hatte, und wie diese Umgebung seine Verachtung für Complimente und Baiselesmains, für Zunftwesen, für Pedanterie, für falsche Vornehmheit gefördert hat? Man sehe nur den Stolz, womit er hervorhebt, daß man in der Stadt „zu Fuße gehen kann, und dieses ganz bequemlich, sintemalen die ganze Strandgasse mit großen flachen Steinen beleget ist", und das ohne Gefahr, überspritzet zu werden — aus diesem Stolz quillt das Lachen hervor über die erbärmlich gepflasterte Hauptstadt mit ihrem Luxus an Carossen und Portechaisen, wo Alle, bis herab zu den Handwerksleuten, sich fahren oder tragen ließen, und wo manche Damen sich oft monatelang zwischen ihren vier Wänden aufhielten und auf frische Luft, Umgang und Zerstreuung verzichteten, nur weil ihre Kleidung ihnen nicht gestattete, zu Fuße auszugehen.

Und fühlt man nicht in der Bewunderung für jenen Jacob Andersen, der trotz seiner Kaufmannsgröße nicht nur selbst Hand mit anlegte, sondern die müßig Vorübergehenden zu gleichem Thun zwang — einen Keim zu dem Ideal, das allmählig sich in dem Gemüthe

Holberg's bildete: das Ideal von einem großen Arbeiter, einem großen Mann, einem großen Regenten? —

Kann man von seinen Idealen sprechen? kennt man dieselben? Bei lyrischen oder schwärmerischen Naturen liegen sie gewöhnlich gleich auf der Hand. Aber während man bei Holberg leicht andeuten kann, auf was er herabblickt und was er verachtet, scheint es schwierig, Ideale bei ihm nachzuweisen.

Er bewundert jedoch über alle Maßen einen Fürsten wie seinen Zeitgenossen Peter den Großen. Dies ist von seiner Jugend bis in seine späteste Zeit Holberg's unabweichlicher Typus eines großen Mannes. Schon in seiner ersten Schrift: „Introduktion zur Geschichte der europäischen Reiche" spricht er von der „unsterblichen Ehre", die Seine Czarische Majestät sich erworben, und in einer seiner letzten Episteln (der 533ten, die erst nach seinem Tode erschien) sagt er, daß in Peter dem Großen „alle die Qualitäten gesammelt waren, so von demjenigen erheischet werden, deß' der Himmel sich bedient um die größten Dinge ins Werk zu setzen. Denn er war ein großer König, ein großer Gesetzgeber, ein großer Philosophus." Für „sein weises Regiment, seine fürtrefflichen Gesetze und eigenes Exempel" haben ihm die Russen so viel Gutes zu verdanken, daß es leicht zu begreifen wäre, wenn sie ihn zum Schutzengel des Landes auserwählten. Hätte er zu einer andern Zeit gelebt, so würde er sicher „auf die Liste der Götter gesezet worden seyn."

Dieser Czar, der sich nicht um den Glanz und die Üppigkeit des Hoflebens kümmerte, wie sein Zeitgenosse August von Sachsen, auch nicht Krieg um des Krieges willen führte, wie sein Gegner Karl der Zwölfte, sondern im

Ausland seine Zeit mit Handwerksleuten und Technikern verbrachte, „um die Dinge zu lernen, so in seinem eigenen Lande mangelten" — er war groß, groß wegen des Nutzens, den er stiftete; denn (wie es in einer Holberg'schen Epistel heißt): „Nichts außer dem, das nützlich ist, darf groß genennet werden."

Dieser Fürst, der, wie Holberg selbst, die Brennpunkte der Kultur jener Zeit, Holland und Oxford, besuchte; der sich für die gröbste Arbeit nicht zu gut hielt, in Amsterdam kein Logis annehmen wollte, sondern auf dem sogenannten Ostindischen Quai sich ein kleines Haus wählte und mehrere Stunden täglich „mit Axt und Beile zubrachte in Gesellschaft von anderen holländischen Schiffsbauern, und auch ebenso wie sie gekleidet ginge"; der, obwohl an einem Hofe auferzogen, wo Hoffart, Prunksucht und die ärgste Unwissenheit herrschte, der „demüthigste, dürftigste und in allen Wissenschaften wohlerfahrenste Prinz seiner Zeit" ward — dies ist Holberg's Held.

Nächst und neben ihm bewundert Holberg als guter Patriot Christian IV., den er verwandter Eigenschaften halber mit Jenem vergleicht. Die Züge, welche er als Beiden gemeinsam hervorhebt, sind solche, die man für sie wie für ihn selbst gemeinsam nennen kann; und es ist bezeichnend für das altväterisch Solide, das Einfältige und Unverzerrte in Holberg's Natur, daß man die tiefstliegenden Eigenschaften in seinem eigenen Wesen findet, wenn man prüft, welche Charakterzüge es sind, die er besonders an seinen Helden bewundert. Schriftsteller einer späteren Epoche waren nur allzuhäufig Zerrbilder ihrer eigenen Ideale.

Jene beiden Regenten waren thätig, ihr Leben „eine Kette ununterbrochener Arbeit, darinnen sie niemals ermüdeten.“

Sie wollten Beide „nicht allein wissen, sondern mit eigenen Augen sehen“, wie eine Sache ausgeführt wurde. Darum durchschweifte Peter der Große verschiedene Male das ganze Europa, „um zu sehen wie es zuginge in denen fremden Ländern und darnach sein eigenes zu reformiren.“

Beide gossen ihre Länder in eine andere Form.

Beide hatten wenig Bedürfnisse, führten ein schlicht bürgerliches Leben, „sowohl in Essen und Trinken als ingleichen der Bekleidung“; Beide fanden sich oft zu Fuße in Privathäusern ein, aber vergaßen darum nicht, wenn die Gelegenheit es erforderte, zu zeigen, daß sie Könige waren. Wenn „Ehre und Nothdurft es erheischete“ wurde nichts gespart.

Beide verstanden gründlich ihre Finanzen — wie Holberg, der einzige dänische Schriftsteller, der durch seine Feder sich ein Vermögen verdient hat.

Beide schienen zuweilen mit zu geringfügigen Dingen sich zu beschäftigen, unterrichteten einfache Handwerksleute, ordneten Küchen- und Kellerangelegenheiten. Mit Unrecht hat man ihnen dies zur Last gelegt; denn Solches ist ein „Beweis vor merkwürdig große Vernunfft und Arbeitsamkeit.“

Erinnert nicht auch dieser letztere Zug an Holberg, der herabstieg vom Parnaß um über die ostindische Kompagnie zu schreiben, oder um die natürliche Entstehung der Viehseuche zu erklären, welche man bald einem Kometen zuschrieb, bald als Strafe für die Sünden des Volkes betrachtete. (Die zeitgenössische Schrift: „Der un-

vernünftigen Kreatur billigster Seufzer über des Landes unbändigste Sünden.")

Auf was läuft also die Verherrlichung von Czar Peter hinaus?

Auf Wirksamkeit, Vorurtheilsfreiheit, Genügsamkeit, energisches Civilisiren eines rohen, barbarischen Landes.

Der große Mann, welcher allein — allein groß, allein aufgeklärt — ein widerstrebendes Volk civilisirt und moralisch aufrüttelt; welcher ein von Disteln überwuchertes Feld vorfindet und, zugleich urbar machend und säend, einen fruchtbaren Acker hinterläßt; welcher mit dem Chaos kämpft und es als der geborene Feind und Besieger des Wirrwarrs überwindet; welcher mit Schwertstreichen, mit klaren Gedanken, mit Peitschenhieben, wirklichen oder satirischen, die Welt lichtet — das ist der Mann!

Holberg nennt Peter „einen mirakulösen Mann", welchen „Gott unmittelbarer Weise erwecket hat, einen großen Theil der Welt zu erleuchten." Und am meisten verwundert er sich, wenn er erwägt, was der Czar da geschaffen und errichtet, wo vor ihm nichts war. Peter der Große hat eine mächtige Hauptstadt mit einer hohen Schule, mit Festung, Hafen und Flotte gegründet, wo vorher nur einige Fischerhütten standen.

So schuf Holberg, wo vor ihm eine öde Gegend war, eine Schaubühne, eine vaterländische Geschichte und die Anfänge zu einer philosophischen, juridischen, ökonomischen und allgemein historischen Literatur.

Manche mögen zwar stutzen, daß Holberg's Ideal nicht ein milderes, liebenswürdigeres war — wenn man an diesen seinen Helden denkt, stellt man sich ihn unwillkürlich vor, das Zimmermannsbeil in Holland oder die

Büttelaxt gegen die Strelitzen in Rußland schwingend — aber die großen Reformatoren, wie Peter Alexiewitz, der in Holberg's Jugend strahlt, oder Friedrich II., der die Begeisterung seines Alters erregt, sind selten mild und liebenswürdig. Holberg selbst war keineswegs liebenswürdig oder mild. In keinem der aus jener Zeit aufbewahrten Briefe wird mit Ergebenheit oder auch nur mit Freundlichkeit von ihm gesprochen. Holberg war auch nicht politisch-freisinnig in der Bedeutung, in welcher man das Wort jetzt gebraucht, dergestalt, daß er sich von Peter's oder Friedrich's Despotie hätte zurückgestoßen fühlen sollen. Er war ein aufgeklärter Alleinherrscher wie die Andern, und gleich Diesen ein universeller Verstand, der einen Staat civilisirte und dadurch nichts Geringeres bildete als eine Nationalität.

Doch Jacob Andersen in Bergen hat uns weit von seiner Vaterstadt hinweggeführt.

Wir müssen zurück nach Bergen, der Stadt, wo Ludwig Holberg am 3. December 1684 als der Sohn eines Offiziers, der von Bauern abstammte, zur Welt kam. Er war von zwölf Kindern das jüngste. Erst ein Jahr alt, verlor er den Vater; erst elf Jahre alt, war er auch mutterlos; so frühzeitig schon ward das Gepräge der Einsamkeit und Unabhängigkeit des Verwaisten seinem Gemüth aufgedrückt.

Der Vater ist merkwürdig. Christen Nielsen, welcher den Zunamen Holberg von einem der drei im Thröndischen gelegenen Höfe dieses Namens angenommen zu haben scheint, war ein tapferer Mann, der sich vom gemeinen Soldaten zum Oberstlieutenant aufschwang — ein fast einzig dastehender Zug in jener Zeit, wo nahe-

zu alle Offiziere der Armee, wenn nicht von adeliger Abkunft, eingewanderte Fremde waren: Deutsche, Kurländer, Polacken, Holländer, Schweden, Schotten und Irländer. Er muß sich in den Kämpfen um Norwegen unter Gyldenlöwe in hohem Grade ausgezeichnet haben.

Von ihm erbte der Sohn wahrscheinlich den Hang zu Reisen und Abenteuern; denn Christen Nielsen war in seiner Jugend sowohl in maltesischen als in venetianischen Kriegsdiensten und hatte, aus Lust sich in der Welt umzusehen, Italien zu Fuße durchwandert. Der Sohn theilt diese Züge nicht mit, ja kannte sie vielleicht garnicht; aber es scheint, als ob der Trieb, den sie bekunden, ihm im Blute gelegen.

Er stand in Ansehen, der Vater; und der Sohn führt mit Stolz den Ausruf an: „Ach, seid Ihr Christen Nielsen's Sohn!" der unter Offizieren und Gemeinen die Einleitung zu einer Aufzählung von des Vaters Tugenden zu sein pflegte. Von ihm hat der Sohn wahrscheinlich Phantasie und Muth geerbt; sein Witz dagegen scheint von mütterlicher Seite herzustammen: er bezeichnet den Bruder seiner Mutter, Peter Lem, als einen sehr witzigen Kopf und einen wunderbar munteren Mann (mirae festivitatis). Die Familie war noch nach dem Tode des Vaters wohlhabend; aber Bergen's Brand im Jahre 1686 vernichtete ihren Wohlstand gänzlich.

Sobald der Knabe sprechen konnte, kam er in die deutsche Schule der Stadt; dänisch lernte er von den Gassenjungen. Nach einem Aufenthalt bei einem Verwandten im Gudbrandsthal besuchte er von seinem zwölften bis zum achtzehnten Jahre die Lateinschule in Bergen, deren Rektor Sören Lintrup — später Universitätspro-

fessor und als solcher Holberg's Collega — ein tüchtiger Lateiner und ein im Stile der Zeit hervorragender Theologe, besonders aber ein angesehener lateinischer Disputator war. Er führte daher lateinische Disputationen in seiner Schule ein, ja referirte sie selbst in einer in Lübeck herauskommenden Zeitschrift, wo die Namen der Schüler und ihre weisen Worte über „Gnade und Vorherbestimmung" und ähnliche Themata gedruckt zu lesen standen. Wahrscheinlich ist somit schon zur Schulzeit der Grund gelegt worden zu dem Abscheu gegen das lateinische Disputirwesen, welchem Holberg wieder und wieder Ausdruck giebt, ja den er bis zu seinem Tode bewahrt.

Der mädchenhaft aussehende, schmächtige, frühreife Knabe bewies in der Schule Selbstgefühl und Stolz, ertrug keinen noch so leichten Klapps von einem Lehrer, und nahm an den Belustigungen der Kameraden nicht Theil. Zwei Eigenschaften, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, verrieth er schon als Knabe: er war hitzig und er war spöttisch.

Eine neue große Feuersbrunst in Bergen trieb im Jahre 1702 Holberg nach Kopenhagen, wo er studiren wollte. Er kehrte wegen Armuth sogleich zurück, ward Hauslehrer auf Voß' Pfarrhof und zeigte sich in dieser Eigenschaft so streng und ungeduldig, daß ihm schnell aufgesagt wurde, ging 1703 wieder nach Kopenhagen, machte im Verlaufe eines Jahres sowohl das philosophische als das theologische Examen, verlegte sich aber dennoch mehr auf Französisch und Italienisch als auf Metaphysik und Theologie — zog dann (gleichwie der Held seines Romanes Niels Klim) wieder zurück nach Bergen, arm,

auf die Mildthätigkeit von Verwandten angewiesen, wurde von neuem Hauslehrer, diesmal bei einem Lektor Smith, der zwanzig Kinder hatte, fiel aber über die Tagebücher her, welche sein Brodherr auf seinen Reisen in der Jugend geführt — und zum ersten Mal wurde er von einer heftigen Reiselust ergriffen.

Man ist gewohnt, sich Holberg blos als Repräsentanten des Verstandes vorzustellen, das streng regulirte Leben seiner späteren Zeit führend, unempfänglich für Abenteuerlust, wie auch für Erotik und Begeisterung, trocken ironisch, trocken satyrisch, krittlich und hagestolzmäßig — er ist uns nicht Dichter in dem Sinne, wie die Schriftsteller der späteren Zeit es sind.

Mit Recht kommt es den Dänen in hohem Grade poetisch vor, wenn sie erfahren, wie ihr großer Lyriker Ewald ein halbes Jahrhundert später schon als Knabe von Kopenhagen nach Hamburg durchbrennt, in preußische Kriegsdienste geht, darnach zu den österreichischen Truppen überläuft, Tambour und Unteroffizier wird, an blutigen Schlachten und Sturmangriffen theilnimmt, in Prag am Tode liegt, in Dresden bombardirt wird und endlich, als er anderthalb Jahre darauf zurückkehrt, noch nicht sein siebzehntes Jahr erreicht hat.

Ewald war ein romantisch-heroischer Geist, der, wenn er die Ausbeute seiner Reisen summirt, im Stile seiner Zeit erwähnt, „Berge und Feldschlachten und in dichten Wäldern einsam gelegene Mönchsklöster" gesehen und „das Wunderbare, das Große, das Wollüstige in der Natur" fühlen gelernt zu haben.

Ist aber der wenig sentimentale Holberg in geringerem Grade Poet, wenn er im Alter von neunzehn

Jahren mit 60 Thalern in der Tasche auf seine erste Reise sich begiebt und zwei Jahre später mit 100 Thalern im Säckel seine zweite Reise antritt? — Sein Reiseleben dauert weit länger als das Ewald's und ist kaum minder abenteuerlich. Auf seinen drei ersten Reisen bleibt er, mit kurzen Zwischenräumen, fünf und einhalb Jahre fort. Er geht zu Fuße von Amsterdam nach Aachen und zurück, so arm, daß er sich weiter bettelt oder vor den Thüren um Brod singt. Er wandert (zu Fuße) von Paris nach Rom und von Rom ganz zurück nach Amsterdam, lebt zwei Jahre in Oxford, ein Jahr in Paris, liegt todkrank in Genua, hat fast immer das Fieber, kämpft gegen dasselbe wie gegen die bitterste Noth mit unerschrockenem Muthe, lernt jeden Volksschlag und alle Stände kennen: französische Geistliche und englische Studenten, holländische Schiffer und spanische Mönche, deutsche Gelehrte und italienische Schauspieler, Diebe in der Nähe und Seeräuber aus der Entfernung.

Seine Wanderjahre folgen nicht auf seine Lehrjahre: seine Lehrjahre sind Wanderjahre. Weder geschwächte Gesundheit noch Armuth hindern ihn, Alles aufzusuchen, was für ihn sehenswürdig und wissenswerth ist. Er unterrichtet in Musik und in Sprachen um so lang' als möglich sich an einem Orte aufhalten zu können, oder er läßt sich als Mentor engagiren; er versucht, durch äußerste Sparsamkeit der Armuth und durch die strengste, genügsamste Diät der Körperschwäche abzuhelfen. Er ist stets sein eigener Arzt, in Rom sogar sein eigener Koch. Will man sein Bild festhalten, so sieht man ihn auf einer Ziehfähre durch die Provence geschleppt, aus Sparsamkeit Tag und Nacht auf dem Verdeck sitzen; oder man

findet ihn auf dem mittelländischen Meere, fröstelnd auf der offenen Felucke, als der Ruf „Seeräuber!" ertönt — und er mitten in der „Schlachtordnung", bleich, mit gezogenem Degen dasteht, in der Bestürzung den heiligen Antonius mit derselben Andacht anrufend wie die Uebrigen, gleich darnach über sich selbst lächelnd, nie von seiner Laune verlassen, nicht einmal bei einer solchen Gelegenheit, und ebenso wenig, als er, kaum der Gefahr entronnen, aus Dürftigkeit von Civitavecchia nach Rom zu Fuße gehen muß, wo es damals dermaßen von Schlangen wimmelte, daß er weder stille stehen kann noch sich niederlegen darf.

In seiner Wohnung in Rom ist das ganze Haus von Schauspielern überfüllt; denn Weihnachten ist vorüber, und zehn oder zwölf Schauspielertruppen sind auf einmal nach der Stadt gekommen. Holberg wohnt Thür an Thür mit einem von ihnen und lernt solcherweise die freieste dramatische Kunst der damaligen Zeit — Commedia dell' arte — kennen, wie er in Paris, wenn Molière gespielt wurde, Zeuge der höchsten dramatischen Kunst jener Zeit geworden war.

Er erforscht auf seiner Reise Menschen mehr als Bücher, wie er sagt. Und doch locken die Bibliotheken ihn überall an sich, doch studirt er ununterbrochen die Schriftsteller des Alterthums und seiner Zeit; all' die Berühmtesten scheint er durch und durch gekannt zu haben.

Was für eine Begierde ist es, die ihn so mächtig treibt? — Wißbegier und Befreiungsdrang. Man spürt es schon, wenn man beachtet, daß sein Weg ihn zuerst nach Holland führt, denn in Holland fanden alle die freiesten und den Gefahren am meisten ausgesetzten Denker

des Zeitalters eine Freistatt und eine Buchdruckerpresse. Von seinem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen — damals eine mittelgroße, unreinliche, spießbürgerliche Hauptstadt — und an der Universität daselbst — damals eine Copie von einer der kleineren deutschen, wo Latein, Pedanterie und Orthodoxie souverän waren — hatte er den Eindruck empfangen, daß hier nichts zu lernen sei. Viel später, in seiner Schrift: „Dännemarcks und Norwegens geistlicher und weltlicher Staat", bemerkt er, daß außer der Theologie kein Studium an der Universität mit irgendwelchem Eifer betrieben werde. „An dieser Academie findet man fast Niemand außer Theologî, also daß die Zahl von denen anderen sich kaum auf ein douzaine erstrecket, daher kömmt es, daß, so ein Professor Juris, Medicinae oder Philosophiae publice lesen will, so hält er es vor ein Glück, wann er drey oder vier Zuhörer haben kan, dahingegen Theologorum, derselbigen Lectien und Collegien wimmeln von Studenten." Zwar wird Philosophie gelehrt; „aber unter selbigem, was unsere Studenten Philosophie nennen, begreifet man weder Philosophia Moralis noch Naturalis, sondern alleine Logica und Metaphysica, so sie Introduction oder Wegweiser zur Theologie nennen, was massen Viele großen Werth darauf legen."

Mit andern Worten: man lebte in einem theologischen Dunstkreis, athmete als Lebensluft all' den Staub ein, den die Kämpfe der Reformationszeit aufgewirbelt. Die reformatorische Begeisterung war seit lange todt, doch hatte sie die theologische Scholastik als Erben hinterlassen. Von Anfang an waren allerdings Reformation und Humanismus Hand in Hand gegangen; dann hatte

in Deutschland die Reformation angefangen, den Humanismus zu bekämpfen. In Dänemark hatte man die Existenz des Humanismus vergessen.

Unterdessen hatten ringsum in Europa die Kämpfe zwischen den verschiedenen christlichen Sekten: zwischen der Hochkirche und den Puritanern in England, den Katholiken und Huguenotten in Frankreich, den Gomarianern und Arminianern in Holland, und zwischen Lutheranern und Reformirten nicht weniger als zwischen Lutheranern und Katholiken in Deutschland und der Schweiz, eine große Bewegung hervorgerufen, deren gemeinsames Merkmal ist: daß die Vernunft sich langsam von dem Druck der Offenbarung, die Rechtswissenschaft von dem der Theologie und der Staat von dem der Kirche befreit. Den empörenden und vernunftwidrigen Ketzerverfolgungen gegenüber wird das Gebot der Duldsamkeit verkündigt.

In Frankreich war die Befreiung durch Montaigne begonnen worden, in Gestalt von Zweifel eines Weltkindes; in England war sie mit Herbert und Blount als „freies Denken" aufgetreten, das die Vernunft zum Richter über Wahres und Unwahres einsetzte; in Holland hatte Hugo de Groot das Prinzip des Volksrechtes in der Menschennatur, nicht in den zehn Geboten, gesucht und gefunden. In der Regel suchen diese Denker, obschon sie niemals von der Bibel als Ausgangspunkt ausgehen, zu derselben zurück zu gelangen, indem sie die Uebereinstimmung ihrer Resultate mit der Offenbarung darthun, falls diese nur „vernünftig" aufgefaßt wird.

Und nun entwickelt sich der englische Deismus von Herbert bis Locke, der französische Zweifel sich von Montaigne bis Pierre Bayle; in Deutschland wird Bayle

erörtert, bekämpft und scheinbar widerlegt durch Leibnitz, dessen berühmte Theodicée ein Versuch ist, den Gottesglauben vor Bayle's Kritik zu retten, und Hugo Grotius gewinnt in Deutschland Schüler wie Pufendorf und Thomasius.

Die Frage liegt nahe, welches Studium Holberg in Oxford besonders getrieben und was er so eifrig in Paris und anderwärts gelesen habe. Man entnimmt dies weniger aus seiner Lebensbeschreibung, als aus seinen frühesten Schriften. Einzelne Namen begegnen Einem fortwährend. Zuvörderst derjenige Pierre Bayle's; keiner vielleicht kommt so häufig bei Holberg vor. Er schildert höchst lebendig, wie in Paris die Studenten frühzeitig des Morgens vor der Thür der Mazarin-Bibliothek standen und, sobald dieselbe geöffnet wurde, um die Wette hineinstürzten, wie um den Preis für ein Rennen zu gewinnen; denn wer zuerst kam, durfte Bayle's Lexikon lesen. Er selbst war begierig genug, das Werk zu studiren. In der Minerva-Bibliothek zu Rom weiß er, obschon die Lectüre verboten ist, dasselbe einem unwissenden Bibliotheksdiener abzulisten, muß aber, als dies entdeckt wird, die Erlaubniß, das Buch zu lesen, sich in zwei verschiedenen öffentlichen Büchersammlungen, jedoch vergebens, einholen.

Bayle, welchen Ludwig Feuerbach den „Guerillahäuptling aller antidogmatischen Polemiker" genannt, war Voltaire's großer Vorgänger, der lebendige Widerspruch zwischen Vernunft und Glauben, beständig die Vernunft gegen die Uebergriffe des Glaubens sichernd, wenn auch beständig darnach trachtend, sich mit dem Glauben zu vertragen, scharfsinnig und spitzfindig, dialektisch,

unwiderleglich, ja in seinen Angriffen unbestreitbar, insofern er nicht selbst theils aus Vorsicht, theils aus Skepsis Satz gegen Satz stellt.

Nächst ihm ist vielleicht Christian Thomasius der fremde Denker, welcher am tiefsten auf Holberg's Jugend eingewirkt hat. Er ist, wie schon erwähnt, Hugo Grotius' Schüler. Dieser holländische Denker war der Erste, welcher im Gegensatz zu der früheren und späteren — lutherisch theologischen und Bossuet'schen — Lehre, daß die Könige „von Gott eingesetzt sind als seine Statthalter auf Erden, gleichwie Götter sind und gewissermaßen Theil haben an der göttlichen Unabhängigkeit", den Satz aussprach: daß das Volk es sei, welches von Anfang an die Majestät der Fürsten geschaffen, indem es ihnen die Macht übertragen habe. Souveränität ist für ihn eine Bestimmung, die in eigentlichem Sinne nur dem Staate, als Ganzes genommen, zukommt. Der Fürst hat sie lediglich als Organ des Staates inne, so daß die Fürstensouveränität von der Staatssouveränität abgeleitet ist. Darum fällt, wenn ein Wahlfürst mit Tode abgeht oder wenn ein erbliches Fürstenhaus ausstirbt, die höchste Staatsmacht immer wieder an das Volk, von dem sie ausging, zurück.

An Grotius schloß sich Samuel Pufendorf an, ein äußerst scharfsinniger deutscher Rechtsphilosoph und Historiker, den die tüchtige schwedische Regierung in ihren Dienst zog, wie Schweden früher unter Oxenstjerna's Regiment Grotius angestellt und benützt hatte. Pufendorf, für den es galt, dem Recht eine andere Grundlage zu geben als diejenige, welche man im Gesetz Mose gefunden oder in der bloßen Zweckmäßigkeit fand, findet das sittliche Fundament des Rechtes in der

sogenannten natürlichen Religion (dem Deismus), die nach seiner Auffassung das kräftigste Band der Staatsgesellschaft ist. Unmittelbar ist der Staat natürlich Menschenwerk, obschon man behaupten kann, daß er mittelbar von Gott stamme. Die Vorstellung von der Königlichen Majestät direkt von Gott ableiten zu wollen, widerstreitet seiner Ansicht nach der Vernunft: „Es ist ein krasser Aberglaube, daß der von Menschen zum König frei gewählte Mensch nach der Wahl plötzlich mit einem göttlichen Geiste erfüllt sein und daß Gott nun auf einmal für diesen Fürsten ein ganz besonderes Interesse hegen sollte, wie er es für andere Menschen oder Völker nicht hegt."

Die Hauptsache war, daß Pufendorf von der Autorität der Kirchenlehre absah und nur auf dem Wege vernünftiger Forschung das natürliche Recht finden wollte. Seine Gegner stellten eigentlich die Möglichkeit nicht in Abrede, daß es eine natürliche Religion und ein Naturrecht im Gegensatz zu Offenbarung und positivem, geschriebenem Gesetz gebe; aber sie waren von dem völligen Genügen der Orthodoxie und von der Schwäche und Unzuverlässigkeit der Vernunft so überzeugt, daß sie mit Furcht und Abscheu eine befreite Wissenschaft hervorkeimen sahen und dieselbe einer Eitelkeit und einem Hochmuth zuschrieben, die eines Christen unwürdig seien. Hiergegen macht Pufendorf folgende Betrachtung geltend: „Ein Philosoph ist ein Philosoph, sei er nun Christ oder Heide, deutsch oder welsch, gerade so wie es unwesentlich für einen Musiker ist, ob er einen Bart trägt oder nicht. Die Philosophie zieht keinen Nutzen aus seiner Tändelei mit der Theologie; dergleichen schürt nur die Zwietracht. Wie die Geometrie und die Chirurgie keine christlichen

Wissenschaften sind, so auch nicht die Logik. Es nützt nichts, über die Verderbtheit der menschlichen Vernunft zu jammern, denn dieselbe ist göttlichen Ursprungs und die edelste Gabe. Ist sie so verderbt und unsicher, daß man zu den logischen Schlüssen kein Zutrauen haben kann, so stürzt auch das Lehrgebäude der Theologie zusammen, das vermittels dieser selben Schlüsse aufgeführt ist."

Pufendorf's Wirksamkeit wird unmittelbar von Holberg's älterem Zeitgenossen fortgesetzt, dem großen deutschen Rechtsgelehrten Christian Thomasius, dem ersten deutschen Universitätsdozenten, der — vom Jahre 1688 an — Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Er war der erste Herausgeber einer Monatsschrift und solcherweise Begründer der deutschen Journalistik; ferner Verfasser einer Schrift, die den Beweis lieferte, daß Ketzerei kein strafwürdiges Verbrechen sei, wie von einer anderen, die entwickelte, daß die Hexenprozesse auf Aberglauben beruhten und daß der Verkehr der Hexen mit dem Teufel nur die Ausgeburt einer kranken Phantasie sei — endlich der energische und unverdrossene Bekämpfer der Tortur.

Kurz vor Holberg's Zeit hatte er einen Zusammenstoß mit Dänemark gehabt. Denn da der dänische Hofprediger Hector Gottfried Masius im Jahre 1687 eine dem König gewidmete Schrift herausgegeben: „Das Interesse der Fürsten an der wahren Religion", worin er das für die Fürsten Vortheilhafte in dem lutherischen Dogma, daß die Königsmacht unmittelbar von Gott herrühre, hervorhob und die andern Religionsformen, insbesondere die reformirte, als verdächtig und in ihrem Wesen aufrührerisch schilderte; und da Thomasius das

Wort ergriffen gegen die Unanständigkeit, die Religion deshalb anzubefehlen, weil sie zeitliche Vortheile mit sich bringe, und nachgewiesen hatte, theils daß die Königsmacht unmittelbar auf Uebertragung vom Volke beruhe, theils daß die Reformirten ebenso gute Unterthanen sein könnten wie die Lutheraner: ließ Masius diese Schrift öffentlich in Kopenhagen durch den Henker verbrennen, ja brachte sogar den König von Dänemark dahin, dem Kurfürsten von Sachsen einen Brief zu senden mit der Forderung, Thomasius für diesen seinen Widerspruch gegen den dänischen Hofprediger exemplarisch zu strafen — ein Schritt, der späterhin Thomasius' Absetzung, Censur und Wegreise von Sachsen mit sich brachte.

Die erste Schrift, welche Thomasius deutsch herausgab, hätte zum Gegenstand: „Welcher Gestalt man den Franzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle?" — und hierin bot er der studirenden Jugend ein Collegium über die Grundregeln, „vernünfftig, klug und artig zu leben." Dies war die erste deutsche Vorlesung. Scherzend weist er in dieser Abhandlung die in Deutschland gang und gäben Klagen über Nachahmung der Franzosen zurück. Er rühmt im Gegensatz zu den deutschen die französischen Gelehrten, weil sie nicht nur meistentheils ihre Bücher in ihrer eigenen Sprache herausgeben, sondern auch die alte und fremde Literatur ins Französische übersetzen. Er räth dazu, sie nachzuahmen, „denn sie sind doch heut zu tage die geschicktesten Leute, und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben." Aber, das versteht sich: wer Alexander den Großen nachahmen will, hat darum just nicht nöthig, „den Kopf schräg zu tragen." Man solle sich bestreben, den

Franzosen nahe zu kommen in honetter (d. h. unpedantischer) Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, gutem Geschmack und Galanterie (d. h. angenehmer Form).

Thomasius' Beispiel war es, das Holberg befolgte als er, in der Zeit zwischen seiner zweiten und dritten Reise in tödtlicher Geldverlegenheit, den Studenten durch Anschlagzettel, „nicht Sprachunterweisung, sondern einen Schatz von ausländischen Sachen" versprach; er bekam Zuhörer genug, aber kein Geld von ihnen. Thomasius war's, den er auf seiner Reise suchte; doch hatte er den Kummer, daß der berühmte und bewunderte Mann nur von der rauhen Jahreszeit, dem kalten Wind und andern alltäglichen Dingen mit ihm sprach, da er keine Lust fühlte, sich mit einem so jungen Menschen auf wichtigere Gegenstände einzulassen; vielleicht trug auch der Umstand dazu bei, daß Holberg als Däne aus dem Lande war, das dem großen Gelehrten so manche Kränkung bereitet und den Anlaß zu seiner Verfolgung gegeben hatte.

Indeß, Christian Thomasius blieb, wie Holberg in seiner Lebensbeschreibung sagt, gemeinsam mit Grotius und Pufendorf sein ständiges Musterbild. Holberg mildert ihn, wenn er ihn bearbeitet, um nicht Aeußerungen zu wiederholen, die kürzlich so lautes Geschrei erregt hatten. Er schreibt seine erste Schrift, die historische „Introduktion" nach Pufendorf's Methode und nennt sein zweites Werk „Introduktion zur Kenntniß vom Natur- und Volksrecht", „ausgezogen aus denen vornehmsten Juristen, insonderheit aus den Schriften Grotii, Pufendorfs und Thomasii." Er will weniger als selbstständiger Verfasser auftreten, als dem Mittheilungsdrang, der ihn stets erfüllt, Luft machen, indem er seine Landsleute über die

Hauptzüge jener neuen, großartigen und rationellen Entwickelung der Rechtsbegriffe aufklärt, die im Ausland geschaffen war.

In Dänemark war die Gährung der neuen Zeit nur einigen sechs, sieben unter den Gelehrtesten oberflächlich bekannt. Das Einzige, was man von den geistigen Bewegungen des Auslandes begriff, war, daß sie sammt und sonders von der Orthodoxie abwichen. Darum machte man keinen Unterschied zwischen Deisten und Atheisten; auch die Deisten waren Gottesleugner, insofern ihr Gott nicht der Bibelgott der Rechtgläubigen war. Ja, man warf die Pietisten in einen Topf mit den andern —isten, da man auch bei ihnen einzig ihr Abweichen von der strengen Orthodoxie vor Augen hatte; ein Ketzer wie Thomasius neigte ja zum Pietismus. Vor den Namen Atheisten und Pietisten hatten die Schriftsteller gleichen Schrecken. Noch für Erich Pontoppidan ist das Wort Pietist ein unheimliches, anstößiges Wort, welches er ungern völlig ausschreibt. Wie er nicht „Voltaire" schreibt, sondern „V.", so nicht gerne „Pietisten", sondern „P.... sten."

Hatten auch ein paar Professoren an der Universität zu Kopenhagen lateinische Vorträge über Grotius und Pufendorf gehalten, so war die Lehre dieser Männer doch der großen Menge ganz unbekannt, wenn man nicht eben wußte, daß dieselbe früher in Dänemark leidenschaftlich verworfen worden. Durch Holberg ward die neue Grundanschauung üblich, man gewöhnte sich an die Vorstellung von einem natürlichen Rechtsgefühl und einer den Confessionen zu Grunde liegenden Religion. Die Lehre, daß das Königthum nicht unmittelbar göttlichen Ursprungs sei, war zwar ihrem Wesen nach für die unum-

schränkte Gewalt in Dänemark wie anderwärts äußerst gefährlich; doch weder Holberg selbst noch Jemand anders zog die Consequenz daraus — Holberg nicht, weil er bei seiner Vorliebe für die alleinige Gewalt, besonders für den aufgeklärten Absolutismus, der das Ideal einer Staatsform für sein und mehr noch für das folgende Zeitalter war, ganz ebenso conservativ in seiner speziell politischen Tendenz wie revolutionär rationell in seinem allgemeinen geistigen Streben war. Die fremde Kritik der Grundlage der Alleingewalt, die er sich aneignet, untergräbt diese Grundlage nicht für ihn, weil er die dänische Königsmacht vor Augen hat, und von seinem speziell dänischen Standpunkt aus sie für die Staatsform hält, welche (wenn auch auf Kosten der Freiheit) die größte Gleichheit zwischen Bürgerstand und Adel bedeutet und sichert.

Auf dem allgemein geistigen Gebiet ist es, daß eine Kluft zwischen dem jungen Holberg und seinen Landsleuten besteht. Als er von seinen Reisen zurückkommt, den Kopf voll von all' den philosophischen Problemen des Zeitalters: wie weit diese Welt die denkbar beste oder eine unvollkommene Welt sei; wie die Existenz Gottes mit der des Bösen sich vereinigen lasse; ob Descartes mit seiner Wirbeltheorie oder Newton mit seinem Gravitationsgesetz Recht habe — da findet er seine Landsleute mit lauter theologisch-scholastischen Fragen beschäftigt, sofern sie nicht geradezu in heidnisch-christlichen Aberglauben versunken sind. Man hält die Reinheit der lutherischen Abendmahlslehre gegen die Calvinisten aufrecht; man glaubt an Beschwörungskünste, an Himmelsbriefe und Teufelsverschreibungen, an Vampyre

und Besessene, an die Nachtmahr und andere Hexen; man disputirt darüber, ob ein Mensch auf natürliche Weise sich in eine Salzsäule verwandeln könne, ob Maria bei Jesu Geburt den Beistand einer Hebamme bedurfte, ob sie als jungfräuliche Mutter Geburtswehen hatte, ob das Kind, als göttliches Kind, bei der Geburt schrie oder nicht, und ob Gott, falls er gewollt, als Schwamm oder als Frosch hätte zur Welt kommen können.

Indem Holberg von der Morgenröthe des achtzehnten Jahrhunderts, die ihr Licht über Europa warf, heimkehrt, begegnet er in Dänemark der langen Nacht des sechzehnten Jahrhunderts. Darum sieht er von Anbeginn seinen Beruf darin: als Aufklärungsschriftsteller zu wirken.

Sein Wesen war der klare Verstand; und selbst wo er seinerseits einen Rest von Aberglauben bewahrt (wie wenn er, trotz seiner Ueberzeugung, daß die allermeisten Gespenstergeschichten falsch sind, doch nicht die Existenz der Gespenster zu leugnen wagt, ja sicher ist, selbst einmal eines gesehen zu haben) — sogar da spürt man deutlich, wie rationell er ist, indem er mit Leidenschaft und Geist die Meinung bekämpft, es sei der Teufel, welcher spuke, und eine Art naturphilosophischer Erklärung zu geben versucht (Epistel 379).

Er hatte das Gefühl, vor einem Augiasstall voller Aberglauben und Pedanterie zu stehen, den zu reinigen es galt. Während er den Ideenstrom des Auslandes der Heimath zuführte, leitete er in der That ein neues Jahrhundert in einen abgelegenen Winkel, wo die Zeit stille stand.

Er mußte bedächtig zu Werke gehen, so jugendlich kampflustig er auch war; und jetzt, aus der weiten Entfernung gesehen, kann es scheinen, als sei Holberg ein vorsichtiger oder, wie der alte Historiker Jens Möller sogar sagt, ein furchtsamer Mann gewesen. Betrachtet man ihn im Zusammenhang mit seiner Zeit und seinem Land, so fühlt man, wie kühn er war, wie er von Anfang an ganz allein stand, und welch ein siegesgewisses Selbstgefühl dazu gehörte, ohne irgend eine Macht hinter sich, mit der Bildung seiner Zeit nicht weniger als mit deren Aberglauben gegen sich und mit der Censur über sich, den herrschenden Vorurtheilen die Spitze zu bieten.

Am auffallendsten jedoch ist Holberg's Muth und Verdienst auf dem religiösen Gebiet. Sein Kampf für freie Forschung auf der einen, Duldsamkeit auf der andern Seite, der sich durch sein ganzes Leben erstreckt, ist vielleicht der werthvollste, den er geführt.

Der leidenschaftliche Riegels übertreibt nicht sonderlich, wenn er schreibt: „Ohne Holberg's Einfluß . . . würde die Nation rein in den Tand der Gottesfürchtigkeit versunken sein und gewiß sehr wenig gesunde Vernunft für den eigenen Gebrauch behalten haben . . . Holberg's Schriften bewahrten doch die Denkfreiheit einigermaßen, so daß er allein im Stande war, gegen 2000 Priester und [unter Christian VI.] gegen den ganzen Hof zu arbeiten, daß die Seelenfreiheit nicht völlig erstickt wurde."

Es hat nicht an Klagen gefehlt, daß Holberg seine Zuflucht zum Ausland nahm, mit dem Heimischen brach, das Fremde einführte, als er die dänisch-norwegische Literatur begründete.

N. M. Petersen, der Verfasser der einzigen größeren dänischen Literaturgeschichte, klagt: „Der alte Norden ist für ihn nicht vorhanden; die dänische Literatur liest er nicht, und wenn ja, so widerstrebt sie ihm. Wenn man Geschmack an Bayle gefunden — kann man alsdann alte Gebetbücher lesen? wenn man sich an Boileau ergötzt — kann man noch Gefallen an Sören Povelsen finden?" Er wirft Holberg sein Uebersehen der sprachlichen Anfänge eines Vedel und Peder Syv vor, seine Geringschätzung der Volksbücher und Volkslieder.

Aber wie kann man fordern oder erwarten, daß Holberg im Mittelalter Anderes und mehr gesehen haben sollte als sein ganzes Zeitalter sah; wie kann man sich darüber wundern, daß das Stück Mittelalter, welches er in seiner unmittelbarer Nähe hatte, ihn zurückschreckte!

Und es ist überhaupt ein Aberglaube, daß irgend eine Nationalliteratur in Europa abgeschlossen von der Außenwelt sich entfaltet habe. Selbst das scheinbar hier im Norden unbedingt Ursprüngliche, selbst die isländischen Sagen befinden sich (wie Ernst Sars nachgewiesen) im Zusammenhang mit einer großen allgemein-europäischen Literaturbewegung, entstehen unter beständigem Verkehr mit dem Ausland und beginnen als Uebersetzungen und Bearbeitungen, bis der gelehrte isländische Häuptling-Priester volle Originalität gewinnt.

Wenn man also fragt: War Holberg in dem Trachten und Streben seiner Jugend national? so ist die Antwort: Er war nicht national, er war die Nation. Er ist das dänisch-norwegische Volk selbst in seinem Bildungsdrang, die damalige dänisch-norwegische Jugend selbst in

ihrem edelsten geistigen Suchen, in ihrer höchsten Entwickelung. Das eifrigste geistige Streben des Volkes findet sich in diesem Gehirn.

Die früheren großen Geister: Tycho Brahe, Niels Steno, der Grundleger der Geognosie, Ole Römer, der die Schnelligkeit des Lichts entdeckte, die beiden Bartholin waren Fachmänner. Holberg findet keinen Vorgänger in inländischer Literatur, kein heimisches Vorbild. Aber er war Einer von Denen, die Dynastien stiften und keiner Ahnen bedürfen.

Gleichwohl lebt die nationale Vergangenheit in ihm: schon in seiner Jugend kennt er die Geschichte seines Landes wie Wenige, beherrscht sie wie kein Anderer; in seiner ersten Schrift stellt er dieselbe als Glied einer Geschichte Europa's dar. In seinem Sprachsinn und sprachlichen Streben lebt das Resultat der früheren geistigen Arbeit des Volkes weiter. Er, der als Knabe Deutsch und Lateinisch, als Jüngling Holländisch, Englisch, Französich und Italienisch sprach und schrieb, und dessen Sprache bei aller Natürlichkeit und Lebendigkeit unrein, zuweilen unrichtig ist, liebt seine Muttersprache, so unentwickelt sie auch ist, wie in jener Zeit fast Keiner: „Die dänische Sprache hat große Tugenden und ist insonderheit bequem zur Poesie.“ Er selbst schreibt sie bald wie kein Anderer — Keiner zuvor, und, auf seinem eigensten dichterischen Gebiet, kaum Einer nachher.

Endlich hat er das nationale Bewußtsein: Stolz über die Großthaten des Volkes, Trauer über dessen Schmach. Er hat seinen Stolz als eifriger Patriot: es kommt ihm fast beispiellos vor, „daß eine Nation so oftmalen (zur

See) triumphiret hat wie Dännemarck." „Was nun die Tapferkeit von denen Norwegern anbelanget, so darf ich mich unterfangen zu sagen, daß ihres gleichen heut zu tage nicht mehr zu finden." Er schämte sich über die Beschränktheit, in der seine Zeitgenossen bestrebt waren, wissenschaftliche Wahrheiten fernzuhalten; er litt unter Dänemarks Haltung einem Manne wie Thomasius gegenüber, und er grämte sich über den Mangel an Selbstachtung bei seinen Landsleuten, der sie dazu bewog, ihre Nationalität zu verleugnen. Es verdroß ihn, wenn er bei Molesworth lesen mußte: „Wenn die Dänen ins Ausland reisen, ziehen sie vor, sich Holsteiner zu nennen, da sie es für ehrenvoller halten, innerhalb der Grenzen des deutschen Kaiserreiches geboren zu sein als außerhalb derselben." Denn er mußte dem verhaßten Engländer recht geben. Er selbst schreibt: „Es giebt viele Dänen, so es vor eine Schande ansehen, daß sie in Dännemarck gebohren sind;" und augenscheinlich ist es kein bloßer Scherz, wenn in Jean de France Espen die Aeußerung thut, daß ihm „Keiner nachsagen solle, er gehöre zu Dännemarck, alldieweil er über zween Meilen südwärts von Randers gebohren sey und derohalben sich als ein Glied des Heiligen Römischen Reiches betrachten kann."

Jedoch dieses nationale Bewußtsein ist nicht das Wichtigste; sondern Holberg's Eigenart, daß, was ihn im Ausland fesselt und interessirt, rasch durch ihn das ganze dänische Volk anziehen wird, und umgekehrt: was er von dem Ausländischen bei Seite liegen läßt, ist dasjenige, was das Volk zu seiner Zeit nicht anzunehmen vermag oder mit dessen Aneignung es warten

kann. In seinem eigenen Innern hat er einen sichern Maßstab für das, was das wahre Bedürfniß seines Volkes ist. Aber diese Fähigkeit zu besitzen, heißt ein reformatorisches Genie sein.

Und nun geschieht das noch Merkwürdigere: im Laufe der Zeit wächst Holberg's Autorität zu solcher Größe, daß er noch mehr national wird als er zu seinen Lebzeiten war, indem das Volk sich nach ihm bildet. Es scheint als habe er dessen „Geschmack merkwürdig getroffen." Gewiß hat er denselben auf verschiedenen Gebieten getroffen; im Uebrigen aber ist es die Volks-Seele, die sich bis zu einem gewissen Punkt nach der Individualität ihres größten Lehrers gebildet. Er hat alle Gesellschaftsklassen erobert, selbst die am längsten widerstrebenden; denn er, der von den Pedanten seiner Zeit geringgeschätzt wurde und sie zum Entgelt lächerlich machte, wird von den Pedanten einer späteren Zeit demüthig und genau commentirt. Und er hat Ersatz gegeben für das, was er in den alten Volksschriften übersah: er, welcher Peder Syv's Sprichwörter bemäkelte, schenkte dem Volk neue; denn die Verse in seinem Peter Paars, die Repliken in seinen Comödien werden Sprichwörter. Der, welcher die Volksbücher verachtete, dessen Schriften werden Volksbücher.

So ist es zugegangen, daß er, der seine Herkunft von der am wenigsten nationalen Stadt der skandinavischen Reiche hatte, der seine Wanderjahre auf fremdem Grund und Boden verbrachte und dessen Lehrjahre im Studium fremder Bücher dahingingen, der erste klassische Nationalschriftsteller seines Landes geworden ist.

II.

Holberg steht heutzutage vor den Dänen und Norwegern wie ein Patriarch. Als Begründer ihrer modernen Kultur und Urheber mehrerer Hauptrichtungen in ihrem Theater und ihrer Literatur ist er in so große Ferne gerückt, daß er sich wie ein Vertreter der Periode naiver Ursprünglichkeit, unschuldiger Derbheit ausnimmt. Er gehört für die Modernen jener Zeit an, da man die Dinge bei ihren Namen nannte, im Gegensatz zu der übercivilisirten Geziertheit späterer Zeiten. Einer von Kierkegaard's Pseudonymen stellt ihn in dieser Eigenschaft ohne weiteres mit den Verfassern des alten Testamentes zusammen: „Man sollte sich nicht scheuen, die bezeichnenden Ausdrücke zu gebrauchen, welche sowohl die Bibel als Holberg anwenden."

Nichtsdestoweniger gehört Holberg in Wirklichkeit einer sehr späten Periode der Weltkultur an, vielleicht der am meisten überkultivirten und erkünstelten, die wir kennen, nämlich der, die man als die Regentschaftszeit zu bezeichnen pflegt. Unser Patriarch ist ein Zeitgenosse des Regenten und Ludwig's XV.; er ist in demselben Jahre geboren wie Watteau, der Maler der verfeinerten Anmuth, der kokettesten Eleganz, und seine Lebenszeit fällt mit derjenigen von Marivaux zusammen, der in seinen Schauspielen der Dichter der zartesten Empfindsamkeit

mit dem leichtesten Spiel des Geistes war, und der wie kein Anderer es verstand, in der dramatischen Replik die Halbtöne der Zärtlichkeit und der Frivolität anzuwenden.

Der Norden war indessen so weit zurück, daß Holberg geistig nicht als der Zeitgenosse dieser Männer betrachtet werden kann. Sein Zeitalter in Dänemark ist die frühere Perückenzeit, diejenige, für deren Kultur und Kunst hier wie anderwärts Frankreich, mit dem Hofe Ludwig's XIV. als Mittelpunkt, direkt oder aus zweiter Hand das Vorbild ist. Das Kostüm ist bekannt; es war steif und kostbar, Einfachheit gab es nicht. Selbst im Norden ging der höhere Mittelstand des Winters in Sammet, des Sommers in Seide. Die Männer trugen Sammet, Seide und Spitzen: sammtne Westen und Beinkleider, weiß seidene Strümpfe, Spitzenmanschetten, gestickte Röcke. Diese Tracht eignete sich zwar für Hofleute, die sich auf gebohnten Böden, in ewiger Geselligkeit bewegten, war aber äußerst unpraktisch für Leute, die nicht zu repräsentiren, sondern zu arbeiten hatten und in einem Klima und an Orten lebten, wo eine Kleidung ganz anderer Art erforderlich war. Nicht Freude an Schönheit, sondern Prachtliebe war es, welche man in seiner Kleidung an den Tag legte und diese Pracht selbst war auf Schritt und Tritt lästig, ein ewiges Hinderniß.

Gekrönt wurde die Tracht durch die Perücke, welche mit Recht als das Symbol der herrschenden Unnatur gilt. Denn was kann unnatürlicher sein, als sich das eigene Haar abscheeren zu lassen um sein Haupt mit fremdem zu bedecken!

Die Perücke war auf dem Haupte Ludwig des Vierzehnten majestätisch gewesen, eine künstliche Löwenmähne.

Sie ist in ihrem Wesen autoritär, in ihrer Regelmäßigkeit und wuchtigen Schwerfälligkeit, welche langsame, abgemessene Bewegungen erfordert, ein Ausdruck der Würde und des Anstandes. Sie ist ferner ein Zeichen des Triumphes einer gekünstelten Kultur über die Ordnung der Natur, indem sie den Unterschied zwischen Jugend und Alter ausgleicht: die weiße Farbe des Puders giebt der Jugend einen unnatürlichen und koketten Schein von Alter, der ungeheure Haarwuchs dem Alter einen künstlichen Schein ewiger Jugend. Endlich verwischt sie die Individualität, tilgt das Persönliche zum Besten des Gesellschaftlichen, des Socialen.

Es versteht sich, daß in der Armee, wo ja zu allen Zeiten Uniformität herrschen muß, die Vorschriften betreffs des Frisirens und über die Beschaffenheit des Zopfes — welcher im Lauf des Jahrhunderts die Perücke verdrängte — noch zwingendere waren als für den Civilstand. Wie die militärische Uniform überhaupt in hohem Grade zweckwidrig und auf Ostentation berechnet war — ein Hauptstück waren die steifen Stiefeletten, so qualvoll eng, daß sie die Gesundheit zu Grunde richteten — so nahm das Kämmen, Aufstecken, Drehen und Pudern des Haares den Soldaten lange Zeit in Anspruch. Zum Puder der Soldaten verbrauchte man jährlich 45000 Pfd. Weizenmehl, das, wie man mit Recht meinte, zweckmäßiger zu Weißbrod hätte verwendet werden können. Die Officiere, welche eine Perücke trugen, mußten im Dienste obendrein einen Zopf daran anbringen; und für die Soldaten war der Haarzopf eine Müh und Plage, denn er sollte lang und steif sein und mußte darum mit Bändern, deren Anschaffung den armen Burschen theuer zu stehen kam, um

einen Stahldraht, so dick wie ein Pfeifenrohr gewunden werden, weshalb derselbe höchst beschwerlich war, wenn der Soldat sich zur Ruhe auf die Pritsche niederlegte.

Schon im Jahre 1710 waren die Perücken so verbreitet, daß eine Perückensteuer, „die sich von den Excellenzen bis zu den Lakaien erstreckte“, die leere Staatskasse erklecklich aufzufüllen vermochte, und fünfzig Jahre später unter Frederik V. waren ungefähr eben so viele Menschen mit Anfertigung von Perücken beschäftigt wie mit Brotbacken. In dänischen Zeitungen aus Holberg's Zeiten finden sich Anzeigen von dem bekanntesten damaligen „Peruque-Fabriqueur“ Seigneur Drubin, aus denen man Aufklärung über die mannigfaltigen Perückenformen jenes Zeitalters bekommt. Da gab es Allongen-, Abbé-, Demi-Carrée-, Zopf-, Haarbeutel-, Priester-, Kokarden-, Mélange-, Mirledon-Perücken — von China- und Ostindienfahrer-Perücken ohne Puder in Locken-Façon gar nicht zu reden. Die Farben waren: weiß, grau, griseille, cendré, blond, braun, schwarz 2c.; dazu Zwischenformen und Zwischenfarben. Herr Drubin veranstaltete zu hohen königlichen Geburtsfesten Auktionen von Perücken. Er ladet zu Subscriptionen darauf ein, bisweilen zu „einer gantz extra avantagieusen pränumeration.“ Er preist eine Mirledon-Façon mit 4 Haarbuckeln an als „extraordinär bequem, modest und außer diesem grandement anständig vor Standespersonen zu tragen, mehr fürnehm und gravitätisch vor Charakterisirte denn von denen Myrlidongs mit zween Haarbuckeln.“ Er hebt nicht nur stets hervor, daß seine Perücken sämmtlich aus reinem Menschenhaar sind, „naturgewachsen, krauß, naturel Haar“, sondern als Vaterlandsfreund will er auch, daß

das Land sich selbst mit Perücken versehe und verwendet nur inländisches Haar.

Falls dies keine Lüge von ihm ist, dürfte sein Geschäft ein Beispiel abgeben für eine der äußerst wenigen Sphären, innerhalb deren zu jener Zeit in Dänemark das Nationale höher geschätzt wurde als das Fremde. Doch er lügt natürlich, denn er war ein großer Aufschneider und Charlatan, besagter Herr Drubin. Aber man kann sagen, es lag in dem Geist der Perückenzeit, das Nationale zurückzusetzen. Denn: seine eigene Nationalität abscheeren und an ihrer Statt eine fremde aufkleben — ist das nicht Perückenstil? Wenn die dänische Armee fast gänzlich mit fremden Officieren versehen war, wenn sie deutsch commandirt wurde; wenn ihre Rechtspflege und alle ihre Angelegenheiten von der Elbe bis Vardöhus (im äußersten Norden Norwegens) deutsch abgemacht wurden; wenn alle Schüler in den gelehrten Schulen, alle Studenten und Professoren sich ihre Muttersprache abgewöhnten, um lateinisch zu sprechen und zu schreiben — was war dies anders als Perückenstil! Wenn Holberg das Deutsche in Jacob von Tyboe, das Franzosenthum in Jean de France, das Lateinreden in Erasmus Montanus lächerlich macht — so ist es das Perückenwesen, was er angreift.

Sogar den Fremden war es auffallend, daß die dänische Sprache und selbst der Name Däne in Dänemark in Mißachtung gesunken war. Der Engländer Molesworth schreibt 1694: „Der König, hohe Personen, der Adel und viele Bürger sprechen gemeiniglich Hochdeutsch, Französisch mit den Fremden. Ich hörte verschiedene hohe Beamte sich rühmen, daß sie nicht dänisch

sprechen könnten." Daß es in den vereinigten Reichen besonders die Dänen waren, welchen Selbstachtung fehlte, zeigt sich, wenn er von Norwegen sagt: „Die Einwohner werden von sich selbst und Anderen hoch über die Dänen gestellt, welchen sie höhnisch den Beinamen „Jüten" geben."

Die dänische Sprache, welche überhaupt in den Ohren der Fremden selten wohlklingt, wurde so nachlässig ausgesprochen, nahm in dem Grade das Gepräge der Verwahrlosung von den Ungebildeten an, daß sie einen weinerlichen Klang bekam. Nicht nur der strenge Molesworth schreibt: „Die Sprache ist sehr übelklingend, in ihrem weinenden kläglichen Tonfall der irischen nicht unähnlich"; sondern auch der Franzose Regnard sagt ungefähr gleichzeitig: „Keine Sprache in der Welt eignet sich besser dafür, um Almosen zu bitten, als das Dänische; es lautet beständig, als ob sie weinten." — Die Sprache entwickelte sich nicht, da sie weder zu Poesie noch zu Gesang, noch zu allgemeiner Literatur benützt wurde. Es heißt bei Molesworth: „Wenige oder keine Bücher sind darin geschrieben, ausgenommen, was die Geistlichkeit über Religion zusammenschreibt. Nicht so viel wie ein Lied oder eine Melodie kam zuwege in den drei Jahren, wo ich mich dort aufhielt." Otto Sperling klagt 1704 über die dänischen Buchdrucker (die Verleger zu jener Zeit), daß sie überhaupt nichts davon wußten, daß noch Anderes vorhanden sei als Katechismen, Choräle und Predigtsammlungen. Die geistliche Produktion war das Einzige, was sich bezahlte. Der Hofprediger Masius erhielt ein Honorar von 1000 Reichsthalern für seine Leichenrede auf Chr. Gyldenlöwe. Dennoch war das

einzige Werk, das unter Frederik IV. mit königlicher Unterstützung herauskam, der Krönungs- und Salbungsakt sammt dem Königsgesetz. Auf diese Weise läßt die öfters erwähnte Thatsache sich begreifen, daß, als Abbé Bignon im Jahre 1709 mit Hülfe des dänischen Professors Weghorst die königliche Bibliothek in Paris mit dänischen Büchern versehen wollte, er den Bescheid erhielt: seit dem Beginn des Jahrhunderts sei nichts Neues erschienen.

Der volle Eindruck, den ein unparteiischer Fremder von diesen Zuständen empfangen mußte, geht doch vielleicht am schärfsten aus folgender Aeußerung hervor, womit der Franzose de Vrigny 1707 eine kurze Darstellung der Eroberungen und Siege der Dänen im Mittelalter beschließt: „Aber die Nachkommen dieser Eroberer sind heutzutage unterdrückt; sie sind einem fremden Volk unterworfen, seitdem sie sich Könige von fremder Nationalität gewählt, besonders seit der Thronbesteigung des Hauses Oldenburg. . . . Der Hof spricht die deutsche Sprache; das Dänische hat man dem gemeinen Volk überlassen. Und der Name Däne wird heutzutage als ein Ausdruck der Verachtung betrachtet (et le nom de Danois est à présent regardé comme un terme de mépris).

Füllt man nun den Rahmen, welchen alle diese Aeußerungen abgeben, mit dem Bilde aus, das man durch die Holberg'schen Komödien — im Allgemeinen die einzige Quelle der jetzigen nordischen Generation zur Kenntniß jenes vergangenen Geschlechtes — von den Menschen der damaligen Zeit empfängt, so wird man leicht zu der Vorstellung gelangen, daß jene Zeit sich in

der That zu keiner anderen dichterischen Behandlung eignete, als zur komischen, indem sie nicht anderes und nicht mehr darbot als eine große Galerie von armen Stümpern und Narren. Es hat den Anschein, als hätte gar kein ernsteres Gefühlsleben gedeihen können, als hätte man durchgehends spießbürgerlich, zahm und furchtsam empfunden und als wäre die Willensfähigkeit gänzlich gelähmt gewesen.

Dies verhält sich nicht so, es war Kraft und Gesundheit in dem Volksstamm. Man führte ein in aller Sanftmuth bewegtes Gemüthsleben. Das Geschlecht, dem Leonora Christina angehört und für welches Kingo gesungen hatte, war ja kaum ausgestorben. Und es gab viel natürliche Tapferkeit und raschen Scharfblick bei Militär- und Civilpersonen. Das Zeitalter des großprahlenden Soldaten Jacob von Tyboe war ja auch dasjenige des größten nordischen Seehelden Tordenskjold. Nur Eines verstand man in den breiten Schichten der Bevölkerung in Dänemark-Norwegen vor Holberg nicht: man konnte nicht denken. Im Uebrigen hatte das Land keinen Mangel an tüchtigen Leuten.

Nicht nur um der Gestalt Holberg's einen Hintergrund zu geben, sondern um den Dichter zu controliren; um Klarheit darüber zu gewinnen, welche Seiten des damaligen Lebens er in seinen Werken abspiegelte und mit welchen er sich nicht befaßte — um die Aehnlichkeit zwischen seinen Figuren und der Wirklichkeit beobachten zu können und um ein einigermaßen sicheres Gefühl zu haben der Scheidelinie, wo die Uebertreibung oder Ausgelassenheit beginnt, müssen wir uns über die Frage

Rechenschaft geben: Wie fühlte man in Dänemark zu Holberg's Zeit?

Das Studium des Seelenlebens jenes Zeitalters ist schwierig, weil die Leute so schlecht verstanden, sich mitzutheilen. Das Königshaus und den Hof ausgenommen, weiß man sehr wenig; es ist ja aber die Empfindungsweise der Unterthanen, worüber man unterrichtet sein möchte. Das beste Mittel, sich in diesem Punkte Kenntniß zu verschaffen, ist, sich in die vorhandenen Selbstbiographien und Memoiren zu vertiefen. In der Regel sind es innerhalb eines jeden Standes nur die ausgeprägtesten Individualitäten, welche einen Lebenslauf mitzutheilen haben; es ist also wahrscheinlich, daß man hier dem Typischen in dem Individuellen begegnet; und wenn man selbst bei diesen Typen das Persönliche vom Socialen (der „Perücke") stark bedeckt sieht, erhält man einen lebendigen Eindruck der Macht, mit welcher das Zeitalter die verschiedensten Individuen beherrschte.

Wenn wir in großen Grundzügen das äußere und innere Leben festhalten, wie es von Männern der ungleichartigsten Lebensstellungen geführt wurde: von einem Gutsbesitzer und Staatsrath, einem practischen Mann und Notar, einem General, einem Lakaien, einem Apotheker, einem Staatsmann und Gelehrten — so werden wir die Bekanntschaft von tüchtigen, gefühlvollen, unternehmenden, ehrbaren und gewandten, höchst verwegenen, ruhig heldenmüthigen, sehr kenntnißreichen Männern machen; nur Kritik hatten sie nicht in ihrem Kopfe.

Staatsrath Johann Monrad, der einzige von ihnen, welcher bedeutend älter als Holberg ist, aber doch noch bis zu dessen dreißigstem Jahre lebt und erst am Schlusse

seines Lebens seine Memoiren schreibt, ist ein hübscher, vornehmer, wohlerzogener, mannhafter Bischofssohn. Nach einer glücklichen Kindheit in den dänischen Provinzen, einem munteren und kecken Jünglingsleben in Kopenhagen, wo er Chef einer Gesellschaft war von „etlichen gewissen der fürnehmsten Leute Kind", ja „der Catilina dieser Société, nach selbigem Catilina in Rom" genannt wurde, nahm er tapfer an der Vertheidigung der Stadt gegen Carl Gustav Theil, reiste nicht weniger als neun Jahre ununterbrochen kreuz und quer durch die Hauptreiche Europa's, kam zurück, heirathete und lebte als Gutsbesitzer auf Seeland und in Schonen.

Es ist ein regelrechter, etwas eitler, aber sehr ehrenwerther Mann von weichem Gefühl. Er ist correkt; denn sogar die Gesellschaft, welche er als Jüngling stiftet, ist ein Tugendbund mit Geldstrafen für unsittsame Rede und mit gebotener ritterlicher Schwärmerei für eine Jungfrau — eine Neigung, die den Betreffenden von aller Untugend fernhalten sollte — „gleichwie es in denen Romanen dargestellet wird." Daß er eitel ist, verräth sich, indem er nicht nur dabei verweilt, daß seine Mutter und ihre Schwester für „das blendend schönste Frauenzimmer dazumalen" galten, sowie er selbst für „ein sonderlich reizend Kind", sondern auch gerne hervorhebt, wie die schönen Damen viel lieber neben ihm sitzen wollten, als bei Anderen, die doch bestrebt waren, sich bei ihnen einzuschmeicheln, oder erzählt, was für eine vivacité und courage er schon als jung und klein besessen 2c. Aber es ist mehr Gefühl in ihm und mehr Sinn für Gemüth bei Anderen, als man hiernach erwarten sollte.

Zuerst Naturgefühl. In alle Erinnerungen aus seiner

Kindheit spielen die Eindrücke von Naturschönheit mit hinein. Sein Lieblingswort ist „reitzend" und er wendet es am häufigsten auf Gärten, Haine, Wälder, Wege an. Er hat stets ein wehmüthiges Wort, wenn schöne Naturumgebungen, die in jener fernen Zeit ihn erfreuten, später ausgelichtet oder verwüstet wurden. Er gedenkt mit Wohlgefallen der Lage Nyborg's „da man die Stadt nicht sehen konnte von der einen Seite für lauter Gärten und dem großen Wald und von der anderen Seite für den schönen Thierpark"; und in Nyborg erinnert er sich wiederum an sein „schönes Logement und Kammer zu dem Garten, allwo das rieselnde Wasser durch floß." Er spricht von „denen reitzenden Hainen nach Kettinge, wo ich allzeit zu lustwandeln pflag" und von dem „herrlichen Hörup, allwo die vielen schönen Häuser lagen hinter dem Hof am Strande."

Demnächst Freundschaftsgefühl. Monrad besitzt es, obschon er es besser bei Anderen beschreibt als bei sich selbst. Er schildert sein Verhältniß zu einem jungen Edelmann, Niels Krag, in dessen elterlichem Hause er eine Art von Hofmeisterstelle bekleidete, und der sich in seinem Heim so unbehaglich fühlte, so uneinig mit seiner Mutter und andern Verwandten, daß er „daran arbeitete," mit seinem etwas älteren Lehrer „eine recht aparte und vertrauliche Freundschaft zu schließen." Monrad möchte gern aus dem Hause, kann es aber nicht verlassen, weil Niels Krag ihn nicht von sich läßt, „denn sobald als Selbiger etwas davon vernahm, so umhalsete er mich, weinte, bat und plagete mich so lange, daß ich ihn itzo nicht verlassen mögte, er hätte keinen Freund nicht in der Welt, sondern ihn in das Ausland begleiten als die

zween vertrautesten Freunde.“ Was Monrad überredete, war des jungen Mannes „vertraulicher und ergötzlicher Umgang, Gottesfurcht und Kenntniß von der Welt.“ In jener Zeit werden immer Gründe für das Gefühl angegeben. Nichtsdestoweniger ist eine gewisse Wärme in folgender steifen Motivirung: „Ich profitirete genau so viel von seiner Conduite, als wie er von der meinigen .... er war bald gleichermaßen mein Hoffmeister als wie ich der seinige, denn was er an mir bemerckete, so werth zu ändern war, selbiges remonstrirete er wider mich, ingleichen als ich wider ihn, und er hatte einen ganz ungemeinen Verstand darzu.“

Endlich hat er Ausdruck für das Gefühl der Liebe. Er ist in der Welt herumgekommen und hat sich darin umgesehen, hat viel erlebt, sich niemals gebunden. Er ist 43 Jahr alt geworden und kehrt nun heim. Die Frauen in Dänemark gefallen ihm nicht: „Ich, so da kürtzlich ins Land gekommen war von denen frembden Höfen und zuletzt von dem frantzösischen, allwo ich genung sahe von dem Frauenzimmer, das vollkommen prätentiret den Vorzug vor allen auf der Welt zu haben in esprit und savoir vivre, bekenne, daß das fürnehmste Frauenzimmer in Copenhagen mir sehr absonderlich fürkam.“

Er hat beschlossen, sich nie zu vermählen. Da schlägt der Blitz nieder. Er trifft in Schonen die Jungfer Mette Sophie Krabbe, von deren Gottesfurcht, Tugend, innocence, esprit und Artigkeit er schon so viel gehört: „Ihre Person und Gestalt schienen mir die aller avantageuseste von allen, so ich gesehen. Ihre Art sich zu kleiden dermaßen reich und wohl choisiret, wie ich solches nicht gedacht in diesen Landen zu finden.“

Er besucht ihre Mutter und verehrt der Tochter ein goldenes Balsambüchschen, welches anzunehmen die Mutter ihr erlaubt. Frühzeitig des Morgens nimmt er Abschied von der Jungfer, die noch in ihrem Spitzen-Nachtkleid und der roth sammtenen Morgenhaube ist, da sie nicht Zeit hatte, sich anders zu kleiden, und „dieses Gewand gab ihr einen unsäglichen Liebreitz.“ Er kann die Admiration und Estime, die Passion und Sehnsucht, welche er für die zarte Jungfrau empfindet, nicht beschreiben. Als er in Helsingör auf ihre Gesundheit trinkt, vermag er seine Gemüthsbewegung nicht zu beherrschen, er muß sich zurückziehen und bricht in Thränen aus. Wiederum begründet und erklärt er sein Gefühl: „Ich dachte an die tugendsame Seele und die vielen und unwürdigen Menschen, die ihr Aergerniß verursachen würden.“

Er erhält Erlaubniß, ihr seine Aufwartung zu machen. In ihrer kleinen Kammer, wo Jungfer Helle Lycke immer zugegen war, verbrachte er „den gantzen Nachmittag gleich als ob es eine Stunde sein mögte,“ und so oft er dort war, schien es ihm, als wäre „aller Welt Ungemach ausgeschlossen und Epictet's Lusthaus gefunden, allwo jegliches Getöse und Malice außerhalb stürmte und brausete und nicht herzu kommen dürfte.“

Wir finden bei Holberg weder diese Art von Freude am Landschaftlichen, noch das lebhafte Freundschaftsgefühl, noch diese naive Erotik. Auch übertrifft keine von Holberg's Frauengestalten bezüglich anschaulicher Anmuth das Bild des vornehmen jungen Mädchens im Spitzennegligée mit der rothen Sammethaube.

Indeß ist es weit weniger das Gefühl selbst, was bei Monrad's erotischen Ergüssen interessirt, als die Art

und Weise, wie dasselbe sich in seiner Prosa äußert. Es ist eine Prosa ohne Stil — nur für den Erzähler selbst oder seine Kinder niedergeschrieben, hingeworfen um eine Erinnerung festzuhalten; aber dadurch eben bewahrten diese Aufzeichnungen eine ungewöhnliche Frische. Während Holberg's Prosa diejenige der klassischen Geistesrichtung in allen Ländern ist, die rationelle Prosa, die nach Regel und Plan fortschreitet, Stück für Stück erzählt, Glied um Glied beweist, beredt ist ohne abzuschweifen, beschreibend ohne jemals zu malen; während, mit andern Worten, Holberg's Prosa den Traum, die Vision, die Lyrik, den momentanen Eindruck ausschließt, findet sich eben dieses Ausgeschlossene in den so unvollkommenen Aufzeichnungen aus den Erinnerungen jenes alten Liebhabers:

„Ich gedenke insonderheit . . . . unserer Promenaden, wann es einigermaßen gut Wetter war, nach der Kjelbyer Mühle außerhalb des Hains . . . . wann Hans Romell da war, wann wir Federball spieleten, das Abendgebet verrichteten; das Händchen an der Thüre: bon soir Monsieur! Das Strumpfband und das Tüchlein; und da der Kleine lag so krank auf der Ruhebank, der kleine Junge aus Schonen, und sie ihr schönes Haar aufgelöset hatte; und selbiges mal als ich Abschied nahm beim Frühmahl in solcher Confusion und trouble, daß ich nicht wußte, was ich thät . . . . Ich kan wohl sagen, die Zeit in Lundegaard und selbiges Frühjahr war die schönste und erfreulichste Zeit all meiner Tage. Der reitzende Nägeleinkrantz, meine schöne Kammer, jeden Tag mit neuen Blumen geziert, der reitzende Garten und der herzallerliebste Verkehr.“

Wie impressionistisch ist dies nicht erzählt: das

Händchen an der Thüre" u. s. w., wie rasch wechseln nicht die Bilder: das Federballspiel, die Scene bei der Ruhebank, der verwirrte Abschied, die frischen Blumen in der Kammer!

So hat Holberg nicht gefühlt und nicht beschrieben; das lag nicht in seiner Gemüthsart und nicht in seinem Stil. Durch diese Schreibart klingt ein leiser Ton von Lyrik, die während der Herrschaft des klassischen Zeitalters überhaupt nur spärlich in Europa hervorquoll und in Dänemark erst nach Holberg in ein paar Liedern von Ambrosius Stub zu Worte kam. Freilich findet man dagegen in jener ganzen Lebensbeschreibung nicht Einen Gedanken und im Grunde auch keine Persönlichkeit im tieferen Sinn dieses Wortes.

Hören wir nun einen Mann ganz anderer Art, einen Schifferssohn aus Svendborg, Namens Rasmus Aereboe! Als armer Student lernt er fleißig, beständig Frost und Hunger leidend: „Den Hunger, so ich ausstand, insonderheit die zween Tage in der Woche, da ich nichts zu essen hatte, kann niemand nicht sich fürstellen." Seine Armuth ist so groß, daß, wenn er seine Collegien niederschreibt, er aus Mangel an Papier die Schrift „zusammendrängen" muß, so daß auf eine Quartseite 100 bis 113 Zeilen zu stehen kamen. Das Schreiben bei Nacht verdirbt seine Augen; im Winter gefriert ihm die Dinte im Dintenfaß; oft ist sein Hunger so heftig, daß er die Bücher wegwerfen und einen Spaziergang machen muß, um sich der Gedanken zu entschlagen. Drei Jahre hindurch trägt er dieselben Kleider und Unterkleider; des Nachts muß er aufbleiben, um selbst seine Hosen zu wenden und seine Schuhe zu flicken; zuletzt geht er auf bloßen Socken oder barfuß, während die

Kleider ihm in Fetzen vom Leibe fallen; nicht einmal in die Kirche kann er mehr gehen, so sehr wird er wegen seiner Lumpen verhöhnt — bis er eines Tages von einem Studenten in Walkendorfs Collegium ersucht wird, eine Disputation an seiner Statt auszufechten. Die Studenten des Collegiums waren verpflichtet, alljährlich zu disputiren, aber erwähnter Student hatte nichts gethan, nicht einmal die Disputation selbst geschrieben. In einem großen Disput (de animo brutorum) — in jenem Stile, wie er in Erasmus Montanus beschrieben ist — bei welchem unser Held die besten Wortkämpfer u. A. „den berühmten Nordrup" als Opponenten hat, welch' letzterer lauter Sophismen vorbringt, und wo der Präses, „der möglicherweise niemalen recht seine Logicam studiret hatte," um Schonung bittet, weiß Aereboe „durch etliche wenige und kleine Reguln" all' die angeführten spitzfindigen Trugschlüsse aufzuheben. Ein begeisterter Magister verehrt ihm aus diesem Anlaß Schuh' und Strümpfe; und er erhält nun zuerst eine Hauslehrerstelle und kurz darnach das Amt eines Privatsekretärs bei dem Gesandten Just Juel, der im Begriffe stand, als außerordentlicher Botschafter nach Rußland zu reisen.

Aereboe macht in aller Eile das theologische Examen und schifft sich ein. Unterwegs lernt er sein erstes Deutsch, kann aber doch bei der Ankunft in Königsberg noch keinen Krug Bier in dieser Sprache verlangen. In Bezug auf weltliche Dinge wird der Anfang ihm schwer; denn Alles, was er sagt und schreibt, „schmeckt allzu stark nach Schule und Studentenschaft," so daß er oft mit Beschämung sich jung und grün nennen lassen muß. Bald aber zeigt er sich in hohem Grade tüchtig und praktisch.

Als er im November 1709 zum ersten Mal Czar Peter in Narva sieht, hat er bereits Russisch gelernt. Er fährt unter Strapazen, von Frost und Hunger gequält, in offenem Schlitten nach Novgorod und macht zwischen dieser Stadt, Moskau und Petersburg hin und her die abenteuerlichsten Fahrten. Das Reisen, selbst im Gefolge eines Gesandten, war ja dazumal noch keine so bequeme Sache wie heutzutage. Welche Scenen auf diesen Reisen! In Novgorod wird die dänische Gesellschaft beim Stadtthor angehalten, der Commandant verweigert ihr frische Pferde; Aereboe schlägt den Lieutenant, der den Degen ziehen will, mit seinem Hirschfänger ins Gesicht, daß er zu Boden stürzt; die Wache eilt hinzu, aber der Gesandte, „der auf ein Haar schoß", steht hinten im Schlitten mit einer geladenen Pistole in jeder Hand; und Aereboe, ein tüchtiger Raufer, wirft (um so leichter, als es zu Ausgang der großen russischen Fastenzeit war) fünf von den Gegnern nach einander zu Boden, bricht sich Bahn mit der Klinge, befiehlt seinen Leuten, Schlitten für Schlitten, zum Thor hinauszufahren, und geht zuletzt allein hinaus, den blanken Degen in der Hand, „sogar mit Worten, die ich nicht hier melden will."

Und dies ist nur ein einziges Beispiel von den zahlreichen Fällen, in welchen er durch seine Geistesgegenwart, Unerschrockenheit, ja Tollkühnheit sein eigenes Leben und das vieler Andern rettete. Mit der Entwickelung seiner praktischen Fähigkeiten folgt zugleich die Erweiterung seines Vorrathes von praktischen Kenntnissen; er eignet sich durch fleißiges Selbststudium die deutsche, französische und holländische Sprache an.

Es ist die Zeit des Krieges und die Zeit der Pest.

Jeden Augenblick streift oder betritt er den Kriegsschauplatz in Finnland, Polen, Kleinrußland oder der Türkei; häufig muß er als Kurier sich durch den Pestcordon schleichen, in Gefahr, von einer Kugel getroffen zu werden. Er sieht den Einzug von Karl's XII. gefangenem Heer in Moskau und Mazeppa's Haupt, auf einer Stange in der Ukraine aufgepflanzt. Im April 1710 schenkt der Czar zur Belohnung für die erwiesenen Dienste ihm eigenhändig vier Gläser Champagner ein, von denen Aereboe, der als Dollmetscher dienen sollte, so berauscht wird, daß er sich schleunigst entfernen muß.

Kaum heimgekommen, hat er eine neue Reise nach Rußland zu unternehmen, um einen Theil der zurückgebliebenen Bagage zu holen; doch gleich nach der Rückkehr von dieser zweiten Expedition wird ihm eine Pfarre in Aussicht gestellt, falls er das kühne Werk ausführe, in einer offenen, mit zwölf Ruderern bemannten Jolle — ein anderes Fahrzeug war nicht ledig — mit Depeschen an den Czaren nach Rußland zu reisen. Tag und Nacht in der Jolle stehend, denn es war nicht Platz darin, um einen Schritt zu machen, ohne Feuer, um Essen zu kochen oder ein Getränk zu wärmen, rudert er mitten durch zwischen die kreuzenden schwedischen Kriegsschiffe, im Kampfe mit Unwetter und mit der verzweifelten, widerspenstigen Mannschaft, und gelangt, ohne ordentlichen Gebrauch von dem Compaß machen zu können, da wegen der Leichtigkeit der Jolle die Magnetnadel beim geringsten Wellenschlag sich drehte, längs Esthlands Küste nach Kronstadt. Er trifft jedoch den Czaren erst in Helsingfors, wohnt einem Treffen zwischen Russen und Schweden bei und ist, als er wieder nach Kopenhagen zurückkommt,

drei Monate lang Tag und Nacht ununterbrochen zu Land und zur See, ungefähr 800 Meilen gereist.*) In seiner naiven Schilderung zählt er nicht weniger als 24 Fälle auf, wo er in drohender Lebensgefahr geschwebt hat.

Man belohnte ihn, wie es in jener Zeit Brauch, mit dem ersten besten Amte, das frei war, obschon Aereboe bei Uebernahme desselben nicht das Geringste davon verstand. Er wurde Notarius publicus in Kopenhagen, verwaltete sein Amt vortrefflich, führte ein stilles, ehrsames Leben, beständig von Gegnern und Neidern geplagt, lebte zuerst in einer „ehrlichen, liebreichen und aufrichtigen" Ehe, alsdann nach dem Tode seiner Gattin in einer zweiten „ehrlichen, liebreichen und christlichen" Ehe, und wird, als er im Alter von 59 Jahren stirbt, von einem zahlreichen Gefolge zu seiner letzten Ruhestatt geleitet.

Eine geschmeidige, kecke und ausdauernde Natur! Er hat die Gabe, sich in die verschiedensten Lebenslagen zu schicken und einer jeden Genüge zu thun. Aber er hat zugleich das rechte Diener- oder vielmehr Beamten-Naturell, das nach der Einführung der Souveränität allen Dänen gemeinsam scheint. Wie er niemals ein Buch aus anderm Grunde gelesen zu haben scheint als der Sprache wegen, so scheint er sich selbst niemals von einem andern Standpunkt aus gesehen zu haben als von dem, daß er zuerst des Gesandten, später des Königs zuverlässiger Diener ist. Es ist für ihn wie für so viele Andere aus jener Zeit eigenthümlich, daß er keinen Be-

*) Eine dänische Meile = 7532,484 Meter.

ruf hat. Er wählt seine Beschäftigung nicht selbst. Und hiemit hängt es zusammen, daß er im Grunde eher bestrebt ist, seinem Stande Ehre zu machen, als sich um seiner eigenen Person willen Ehre zu erwerben. Der kecke Abenteurer beschließt seine Laufbahn als stiller Holberg'scher Familienvater in Kopenhagen. Der Keim zu einem Jeronimus lag in ihm wie in so vielen Andern von den Kühnsten und Besten.

Wir können eine verwandte Tüchtigkeit und Keckheit, mit einer ähnlichen Beschränkung vereint, bei einem Manne von weit höherem Stande und in viel bedeutenderer Lebensstellung verfolgen.

Wie bekannt, trug Frederik IV. trotz seiner eigenen Kriege kein Bedenken, seine Schatzkammer dadurch zu füllen, daß er dänische Heeresabtheilungen in fremde Kriegsdienste gab. Die durch diesen Soldatenhändel veräußerten dänischen Truppen gewannen ja Ruhm durch die Auszeichnung, mit welcher sie im spanischen Erbfolgekrieg gegen die Franzosen kämpften.

Wir besitzen eine Selbstbiographie, von einem tapfern Edelmann geschrieben, der vom Cadetten zum General avancirte und von seinem achtzehnten Jahre an sich bei allen Schlachten betheiligte, in welchen die Dänen mitfochten. Sein Name ist Henrik Bjelke Kaas. Sein Vater war Stiftsamtmann im Drontheimer Bezirk, seine Mutter die Tochter eines Admirals der dänischen Flotte.

Kaas beginnt seine Laufbahn in Brabant mit gemeinem Reiter- und Unterofficiers-Dienst, schläft im Zelte auf der Pferdedecke, mit dem Mantel zugedeckt, den Sattel als Kopfkissen, lernt solcherweise „was für große Achtung der gemeine Mann verdienet" und daß man

denselben nicht durch Strenge und Zwang mißvergnügt machen dürfe.

In der ersten großen Schlacht, welche er mitmacht, derjenigen bei Höchstädt, erhält er zahlreiche Wunden. Erst wird sein Pferd unter ihm erschossen, dann wird er, während er auf der Erde liegt, viermal von feindlichen Reitern überritten, darnach bekommt er aus nächster Nähe einen Pistolenschuß in den Kopf, „darin man drey Finger legen konte", verliert zuerst die Besinnung, kommt dann wieder zu sich. Er findet ein Pferd, dessen Reiter erschossen ist, das aber vor ihm entflieht, da er es einfangen will. Endlich ergreift er es doch: „Aber ich konte leider! von wegen meines rechten Armes, so durchschossen war, nicht auf das Pferd kommen. Da legte ich meine linke Hand unter den zerschossenen rechten Arm auf den Mantel, der über den Sattel gespannt war, und machte die Finger krumm in der Meynung hinaufzukommen, doch es war vergeblich. Derweilen ich also stund und arbeitete um auf das Pferd zu kommen, so kam Generallieutenant Johann Rantzau sein Reutknecht (der blessiret war und sein Pferd verlohren hatte) gelauffen und vermeynete ich sey ein Frantzos, denn ich war ihm unkenntlich geworden von wegen dem vielen Blut, so mir über das Gesicht rann. Ich redete nunmehr mit ihm, derohalben er erstaunete und endlich sagte: seyd Ihr es Kaas? Alle glaubten, daß Ihr todt seyet. Ich antwortete: annoch lebe ich, helffet mir auf dieses Pferd. Welchem er auch nachkame."

Er schwebt in großer Gefahr, daß der Brand zu seinen Wunden komme; denn der Feldscherer, der nach ihm sehen soll, bedient sich seines Zustandes, um dem Ver-

wundeten all' sein Geld, sogar seine goldenen Knöpfe zu stehlen, und läuft mit davon, so daß Kaas zwei Tage ohne Pflege liegt. Man trägt ihn in eine nahegelegene Herberge, wo er seinen älteren Bruder trifft, einen Kapitän der Garde, der mit einer Kugel im Unterleib zu Bette liegt. Der ältere Bruder erhebt sich, sitzt am Bette des jüngeren und tröstet ihn, da es den Anschein hat, als müsse der Arm amputirt werden. Kurz darnach stirbt er selbst infolge einer zu heftigen Bewegung, wodurch die Kugel sich im Leib gesenkt hatte.

Henrik Bjelke Kaas indeß erholt sich unverhoffter Weise und nimmt an den Schlachten Theil bei Louvain, Ramélies, Oudenarde, Lille, Malplaquet. Als er, 24 Jahre alt, wegen des Krieges mit Schweden nach Dänemark zurückgerufen wird, ist er mit nicht weniger als vierzehn Narben bedeckt.

Er hatte noch dazu andere Gefahren bestanden als die, welche die Schlachten darboten. Bescheiden, mit einem Anflug von Humor, spricht er von den verschiedenen Rencontres, die er sowohl mit dem Degen als mit Schußwaffen gehabt; namentlich verweilt er bei einem feindlichen Zusammenstoß mit einem Officier zu Deventer in Brabant. Kaas saß als Cornet bei einem Glase Wein, als ein vornehmer Bürger mit einem holländischen Lieutenant auf ihn zukam. Als man sich erhebt, fordert „diesser fürnehme und ehrsame Bürger" Kaas und den Lieutenant auf, ihn nach Hause zu begleiten, um bei ihm Kaffee zu trinken und zugleich seine junge schöne Frau zu sehen. Der Bürger öffnet die Hausthür; in dem langen, dunkeln Corridor, durch den sie kommen, giebt der Lieutenant — unbekannt aus welchem Grunde —

mit geballter Faust Kaas einen Schlag ins Gesicht. Anstatt seinen Gegner auf der Stelle niederzustoßen, beschließt Kaas, erst dem Herrn des Hauses die erbetene Höflichkeit zu erzeigen, nämlich Kaffee zu trinken und die junge schöne Frau kennen zu lernen, und erst später seine Revanche zu nehmen — „was eine leidliche Contenance war, um eine schöne Frau zu sehen." Erst als sie gegen Mitternacht wieder auf die Straße herauskommen, giebt Kaas dem Lieutenant seinen Schlag zurück; Beide ziehen den Degen und Kaas sticht den Anderen nieder.

Er war nicht nur ein tapferer, kühner Officier, sondern auch ein einsichtsvoller Taktiker, ein äußerst humaner Vorgesetzter und genauer militärischer Administrator. Im Laufe eines langen, thatenreichen Lebens — er erreicht ein Alter von 87 Jahren — steigt er zu den höchsten Ehrenposten im Lande auf, und augenscheinlich durch eigenes Verdienst. Wir stehen bei ihm sehr weit entfernt von dem großprahlenden Soldaten. Aber er gehört zu den „rothen Pedanten", wie Holberg die Officiere im Gegensatz zu den Gelehrten nennt. Nirgend, auch an keiner einzigen Stelle, fällt er ein Urtheil, weder Jemand zum Vortheil noch zum Schaden. Seine Gedanken sind lauter Gemeinplätze; der Stil ist, wie der Herausgeber der Memoiren richtig fühlte, „seltsam farblos und unpersönlich; eben das, was Memoiren ihre eigenthümliche Anziehungskraft giebt, fehlt hier." Wenn aber, wie der Herausgeber weiter bemerkt, „nicht einmal die eigene Persönlichkeit des Autors uns recht klar entgegentritt", so beruht dies mehr auf dem Geist und Charakter der Zeit als auf einem individuellen Zug in der Darstellungsweise. Kaas ist unpersönlich, weil

seine Zeit es war; er ist zuerst General und dann Mensch. —

Bekanntlich ist es nicht nur kraft einer Tradition der alten Comödie, daß die Dienstboten, besonders die Lakaien, einen so bedeutenden Platz bei Holberg einnehmen. Der Sohn in einem bürgerlichen Hause hatte seinen eigenen Lakaien. Der bürgerliche Beamte benützte den Schreiberjungen zugleich als Diener, der allmählich zum Sekretär, Bureauchef u. s. w. aufrückte. Nicht selten hatte also ein Bureauchef damit begonnen, daß er seinem Herrn den Mantel nachtrug — Regenschirme kamen erst 1750 in Gebrauch — oder hinter ihm auf dem Wagen stand; denn sich Wagen und Pferde zu halten, war damals verhältnißmäßig weniger kostspielig als heute; man konnte eine Kutsche mit zwei Pferden sammt Kutscher und Diener für 250 Reichsthaler jährlich halten.

Was für eine große Rolle Henrik in den Holbergschen Komödien spielt, weiß Jedermann. Es ist also ganz amüsant, daß wir Memoiren von einem Henrik besitzen. Mathies Skaanlund ist sein Name. Er wird Diener bei Legationsrath Borch, der seinerseits eine Anstellung erhält bei der dänischen Gesandtschaft zu Nimwegen, wo damals 24 europäische Ambassadeurs und 19 Envoyés Hof hielten. Als der dänische Botschafter, der bekannte Büchersammler und Bücherliebhaber Just Hög, mit seinem Gefolge von 72 Personen hinreist, erhalten wir durch Mathies einen Einblick in das Festgepränge jener Zeit, in blutige Streitigkeiten zwischen jungen Cavalieren der Gesandtschaft, in förmliche Feldschlachten, welche die Dienerschaft der spanischen und französischen Ambassadeurs auf Nimwegens Straßen und Plätzen einander liefern

u. s. w. Mathies Skaanlund wird bald Lakai bei Hög selbst und lernt in dessen Dienst Hochdeutsch, Holländisch und Französisch, avancirt alsdann zum Lakaien bei dem erst sechsjährigen Christian Gyldenlöwe, dem Sohn von Christian V. und Sophie Amalie Moth, sieht in dieser Eigenschaft Hofleben und Hoffeste aus nächster Nähe und beschreibt nicht nur seine „jährlichen schönen Livreyen" und schönen Hüte mit breiten Silbergalonen, sondern auch Waffenspiele bei Hofe „unsagbar schöne und kostbare Caroussele" sowie das tägliche Leben seines jungen Herrn unter Fechtmeister, Tanzmeister, Sprachmeister, Paukenmeister, Schreibmeister, Reitmeister, Fahnenschwinger, und dessen Exercitien unter einem besonderen Lehrer in Behandlung der Muskete und Pike.

Er erzählt von seiner Reise nach Amsterdam mit dem jungen Herrlein, das damals noch ein Kind: „Am Nachmittag gieng mein Herr zu Fuße mit seiner gantzen Suite auf den Straßen nach dem Rathhaus, und alldieweil er von unsäglich holder Gestalt, item im Alter von $8\frac{3}{4}$ Jahr, hatte ein roth scharlachen verbrämet Gewand, Degen mit Diamanten besezet, Allongenperücke und so weiter, war da ein erschröcklicher Zulauff aus allen Gassen und Gäßlein, so an den Markt anstießen, von dem gemeinen Pöbel viel hundert an der Zahl im Augenblick, also daß wir kaum konnten über den Markt zum Rathhaus kommen. Unter andern mit großer Verwunderung frageten sie uns Domestiken „watt is datt vor een moyd Herre? Ich, da ich vormalen in selbiger Sprache bewandert war, antwortete: „Datt is der jonge König van Island."

Erinnert diese Antwort nicht an Henrik?

Skaalund ist treu, ehrlich, seiner Herrschaft völlig ergeben, recht ein schlauer Kopf. Oft bricht mitten im angestrebten literarischen Stil der Lakaien-Ton sehr ergötzlich hervor. So z. B. wenn er von einem prachtvollen goldenen Pokal erzählt, welchen Ulrik Frederik Gyldenlöwe, der ihn vom König geschenkt bekam, in einem vergoldeten Futteral seinem Tafeldecker zur Verwahrung übergab und aus dem der königliche Bastard vor lauter Respekt fast niemals trank: „derselbige kam selten herfür, außer es waren fürnehme Fremde oder Ambassadeurs da, sonsten tranck ich mannich mal daraus, wann wir für uns selbsten seyn konten." Köstlich ist auch, als er in Gnaden seinen Abschied erhält, die folgende Bemerkung an seinen Herrn — nächst dem Dank für all' die erwiesenen Wohlthaten: „Eines verdreußt mich, das mir nicht vergönnet war, dafern doch Einer, so bey geringerem Herrn und kürtzere Zeit dienet, selbiges behalten darf, die silbernen Knöpfe, die er an seiner Livrey getragen." Skaalund hatte dieselben dem Haushofmeister zurückliefern müssen.

Intimere Dinge, Aeußerungen einer ziemlich lakaienhaften Freude am Tage vor seiner Hochzeit und dergleichen, schreibt er auf französisch — schlechtes, aber verständliches Fanzösisch — in sein Tagebuch. Hie und da tritt eine gewisse Einfalt, die den Uebergang von der Henrik- zur Arv-Figur bildet, dem Leser entgegen. Da die Sorge für den Haarschmuck der Herrschaften wahrscheinlich Skaanlund überlassen war, hat er einen scharfen Blick für alle das Haar betreffenden Eigenthümlichkeiten. Er zeichnet regelmäßig auf, wenn Einzelne — der Prinz von Oranien, der König von Schweden — ihr eigenes

Haar tragen. Er selbst als correkter Lakai trägt natürlich eine Perücke; aber correkt, wie er fühlt, bleibt Uebertreibung für ihn doch Uebertreibung, und er nimmt Anstoß daran, daß Einer oder der Andere sich mit der Perücke sogar begraben läßt: „Ich sehe etliche in den Sarg gelegt werden mit der Perücke; keinergestalt, ja wann ich sollte grau werden, will ich nicht diese Mode haben, sondern im Sarg liegen mit meinem eigenen Haar.“

Zur Belohnung für seine Dienste wird er ohne jede Vorbereitung, ohne die mindeste Kenntniß des norwegischen Gesetzes, vom Lakaien zum Gerichtsvogt in Norwegen erhoben; er erwirbt einen Odelshof (ein Allodialgut) und wird ein Beamter wie Andere. Es scheint als sei der Lakaiendienst nicht die schlechteste Vorschule gewesen. Droben in Norwegen trifft Skaanlund bald seinen Mitdiener Erich Madsen, der zum Stiftsamtsschreiber in Drontheim ernannt wurde. Als Gyldenlöwe seine nächste Reise nach Norwegen unternimmt, hält der Königssohn sich nicht für zu gut, bei seinen beiden früheren Lakaien einzukehren und sich von ihnen traktiren zu lassen, ebensowohl wie von Generalen und Bischöfen — eine Begebenheit, deren Abschluß Skaanlund in folgendem etwas verwickelten, aber äußerst unterthänigen Satz mittheilt: „Den 29. hatte ich die Gnade und nahm Abschied von ihm, wobey er mir die große Gnade erwieß, selbige fürder zu genießen.“

Ein Lakai dieser Art kommt bei Holberg flüchtig vor in Die honette Ambition. Hier aber können wir Henrik's Avancement außerhalb der Comödie verfolgen.

Auch von einem Professionisten, dessen Laufbahn jedoch an die Wissenschaft grenzt, besitzen wir eine Lebensbeschreibung. Der Apotheker Claus Seidelin von Nykjöbing auf Falster hat die seinige niedergeschrieben. Die lustigen Karikaturen von den Doctores medicinae in Holberg's Comödien könnten dem Leser leicht die Meinung beibringen, daß Dienigen, welche in jenen Tagen sich mit der Heilkunst befaßten, sammt und sonders Ignoranten oder Marktschreier waren. Sein Apotheker Gilbert in „Gert Westphaler" ist eine unbedeutende Figur. Hier lernen wir einen Apotheker kennen, der es mit seinem Fach sehr ernst nahm, sich mit einer Gründlichkeit darauf vorbereitete, wie man sie heutigen Tages auf das ärztliche Studium verwendet, mit der Bildung seiner Zeit vertraut war und so viel gesehen und erlebt hatte, daß ihn gewiß wenige Bürger in Kopenhagen damals übertrafen. Nichtsdestoweniger offenbart er sich in Allem, was er sagt und mittheilt, als der stille, ehrsame Spießbürger, der im Grunde niemals ein ursprüngliches Gefühl, nie einen eigenen Gedanken gehabt.

Claus Seidelin hat sich gründlich in der Welt umgesehen; er besaß die ganze Reiselust und Wißbegier des Zeitalters. Zwei Jahre nachdem er Gehülfe geworden, reist er (1722) nach Deutschland um seine Profession zu lernen, hält bei einem abscheulich mißtrauischen und geizigen Principal zu Nordhausen in Thüringen ein Jahr lang aus, bekommt darnach einen Platz in Berlin, besucht das neuerrichtete medicinisch-chirurgische Collegium daselbst, studiert Chemie und Anatomie, nimmt Unterricht im Französischen und im Flötenspiel, reist dann über Straßburg nach Bern, wo er wieder eine Stellung

in einer Apotheke annimmt. Von Bern aus unternimmt er mit Freunden eine anstrengende Fußreise nach Mailand und zurück; später reist er zu Pferd und zu Wagen von Bern nach Paris, wo er abermals mit großem Fleiß wissenschaftliche Vorlesungen über Botanik, Chemie und Medicin hört, ohne indeß seine Tanzstunden zu versäumen. Von da aus fährt er über Calais und Dover nach London, wo er mit Ausbeute naturwissenschaftliche Autoritäten aufsucht. Dann nimmt er über Holland und Norddeutschland den Heimweg nach Nykjöbing. Nach sechsjähriger Abwesenheit unterzieht er sich in Kopenhagen der Apotheker-Prüfung, hält das Jahr darauf Hochzeit und bringt nun über 50 Jahre als friedlicher und wohlemeritirter Apotheker in seiner Vaterstadt Nykjöbing zu.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Mann kein gewöhnlicher Pflasterschmierer war. Er war ein aufrichtig religiöser, sehr musikalischer, naturwissenschaftlich gebildeter Mann, ein ernsthaftes Gemüth, ein guter Familienvater. In seiner Jugend zeichnet er meistens das auf, was er betreffs der großen Welt sieht und erlebt; im späteren Alter ist seine eigene Familie die Welt für ihn, und er notirt Kindtaufe und Confirmation, Hochzeit und Todesfall in der Familie, als ob er ausschließlich für Verwandte schriebe. In Wirklichkeit jedoch faßte er in seiner Jugend das Gewaltige und Weltgeschichtliche ebenso kleinlich und spießbürgerlich auf wie in seinen reiferen Jahren das Privatleben.

Er hat das Glück, im Verlauf der ersten Hälfte seines Lebens eine erstaunliche Menge von fürstlichen Personen in der Nähe zu sehen — nicht nur die dänischen Monarchen Christian V. mit Sophia Amalia,

Frederik IV. mit seinen Gemahlinnen, Christian VI. und Sophia Magdalena, Frederik V. und seine Louise; sondern er sieht auch Peter den Großen und die Kaiserin von Rußland, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, König August von Sachsen, Georg I. und Georg II. von England, Ludwig XV. von Frankreich und Königin Marie Leckczinska. In seinem Schicksalsbuch steht es geschrieben, daß, wo immer ein Hoffest, eine königliche Mahlzeit vor Zuschauern, ein fürstlicher Besuch, die Vermählung einer Prinzessin, eine Krönungs- oder Salbungsfeierlichkeit sein mag — da muß Apotheker Seidelin just zugegen sein. Ausnahmsweise gelingt es ihm, ein lebendiges Bild von einem der vielen Fürsten zu geben, die er zu sehen bekam, wie wenn er z. B. (nach einer Schilderung, wie Czar Peter seinen Koch auf der Schloßtreppe zu Nykjöbing weidlich durchprügelt, weil man im Schlosse für ihn angerichtet hatte, während er im Wirthshaus speisen wollte) den Czaren folgendermaßen beschreibt: „Er sahe aus als wie ein Unterofficier, oder vielmehr wie ein Henker. Er war hoch von Wuchs, trug ein schmuzig blau tüchen Gewand mit Messing knöpfe, hatte ein groß breiten hirschfänger alswie ein Büttel-Schwerdt zur seiten in einem Leder-Geheng über dem Wams, große Stiefel an den Beinen, ein klein sammeten Cachet auf dem Kopf, einen mäßigen Knebelsbart, und einen großen spanisch Rohr stock in der Hand, doch sahe er sonsten nicht übel aus.“ In der Regel begnügt er sich mit äußerst detaillirten Aufzählungen der Prachtgegenstände und Festivitäten, die er gesehen; selbst ein anständiger deutscher Leichenzug mit Prozession unter Gesang der Schulkinder ist ihm in Ermangelung eines andern Schauspiels eine

Erbauung: „Es war gar artig zu sehen, wann eine honette Leiche begraben ward."

Hie und da blitzt ein schwacher Funke von Humor auf. So wenn er von der Höflichkeit erzählt, die ein ausgezeichneter Chemiker in England ihm erzeigte: „Er lud mich etliche male zu Tische, allwo ich, wann ich in die Speise stube eingeführet ward, allzeit seiner Frauen alte Mutter fand, seine Ehefrau und drey schöne Töchter in einer Reyhe, die ich alsogleich küssen mußte nach des Landes Brauch von der ältesten bis zu der jüngsten, welche arbeyt im Anfang nicht so ergetzlich war denn zuletzt." Nichtsdestoweniger mißbilligt er mit ehrsamer Pedanterie den jugendlich übermüthigen Streich, welchen einige junge Leute der Pariser haute volée eines Tages an geschlossener Tafel im Hotel ausführten: „Da ich einsmals allda speisete, begab es sich, daß die peruque mir ward in Hast von dem Diener vom Kopfe gerissen und was anderes dahingegen aufgesezet, wornach ich eilig um mich sahe, und befand, daß alle, so am Tische speiseten, in selbigem moment und tempo mit Türkischen Turbanen waren bedecket worden, folglich ich mit, also daß ich mich nicht genugsam verwundern konte ob all dieser jungen Menschen Eytelkeit und Narrethey."

Zum Ersatz hat er niemals eine Aeußerung der Entrüstung, selbst wo die Zustände in Dänemark begründeten Anlaß dazu hätten geben können. In welchem Grade er den Nepotismus als selbstverständlich betrachtet, zeigt ein Passus wie dieser: „Mr. Klöcker sagte zu mir und Stiefken, was meynet Ihr wohl, daß aus Worm seiner Tage werden solle, er ist lange auf Latein Schulen gegangen, solches konte er nicht fassen, nachhero

war er auf seines Vaters Comptoir, solches konte er auch nicht begreifen, nunmehr hat sein Vater ihn nach Engelland geschickt um des Königs Crönung zu sehen ob ihm etwan dieß hälfe? Doch Worm antwortete in seiner Einfalt, lasset mich bloß erst wiederum heimkommen, so werdet Ihr wohl sehen, daß etwas aus mir werden wird. Wie gesagt also geschahe, denn da er ein jahr darnach war heimkommen, so ward er alsogleich Justiz Rath und vice Bürgemeister in Koppenhagen, ehe denn Klöcker und wir anderen zu was wurden, welches wohl geschahe um seinen Herrn Vater Bischof Worm zu soulagiren über selbigen schaden so er gehabt bei Koppenhagens Feuersbrunst.“

Der ehrsame Seidelin ist gewohnt, nicht zu raisonniren. Keine einzige kritische Bemerkung kommt in seiner 150 Druckseiten starken Lebensbeschreibung vor. Er war aufrichtig dankbar für das Leben, obschon er sein Leben lang ein Schwächling und von Familiensorgen nicht verschont war; er ist dankbar, daß Gott ihm „ein Gottesfürchtig, tugendhafft, züchtig, munter und häuslich Eheweib“ bescherte und daß er ihm stets den Weg wies, den er wandern sollte, „ingleichen Gelegenheit in der Profession zu profitiren“ und ihn geleitete „mit seiner Allmächtigen hand und durch seine Heiligen Engel.“

Wir stehen hier bei einem sämmtlichen Biographien gemeinsamen Zug: der naiv religiösen Lebensbetrachtung. Staatsrath Monrad dankt Gott, daß er ihm seine Fürsorge angedeihen ließ noch eh’ er zur Welt kam und ihm „von solchen gar Gottesfürchtigen, christlichen und fürnehmen Eltern“ geboren werden ließ; er findet in seiner Seele „die ohnfehlbar gewissen Zeichen von einem

prädestinireten und auserwählten Kind GOttes"; er ist aufrichtig dankbar, von Geburt nicht ein „Heide, Türke, Jude, Papiste oder sonsten Art Kezer und Irrgläubiger" geworden zu sein. — Desgleichen beginnt auch Rasmus Aereboe seine Lebensbeschreibung, indem er dem dreieinigen Gott dankt, „für alle Gnade und Barmhertzigkeit, so er mir meiner Lebetage hat lassen widerfahren vor vielen tausend Menschen." Auch Bjelke versichert, daß er von zartester Jugend an die deutlichsten Beweise von der Fürsorge des Allerhöchsten gegen ihn gehabt. Die rein weltliche und weltmännische Art und Weise, in welcher Holberg seine Lebensbeschreibung einleitet, steht hiezu in auffallendem Widerspruch.

Von andern Zügen, in denen die Biographien übereinstimmen, seien noch hervorgehoben: erstens die Abenteuerlust, welche sämmtlichen Schreibenden gemeinsam ist und sie zu vielgereisten Leuten machte, demnächst der äußerst geringe Platz, den das Verhältniß zwischen den Geschlechtern einnimmt; die durchgängige Zierlichkeit im Tone und betreffs der Sitten die scheinbare Verschämtheit, welche all' die Betreffenden an den Tag legen; endlich die vollständige Interessenlosigkeit für politische oder sociale, geschweige denn literarische Reformen, welche bei ihnen Allen mit der unterthänigsten Königstreue vereint ist.

Es ist wahrscheinlich, daß Männer, wie diese, Holberg's bestes Publikum gewesen sind. Waren sie ein Publikum für Holberg? —

Man kann einwenden: obgleich alle diese Männer unzweifelhaft äußerst fortgeschritten innerhalb ihres Standes waren, sei doch keiner von ihnen hervorragend begabt

gewesen. Verfolgen wir denn das Leben eines sehr begabten Mannes in jener Zeit!

Ein solcher war Friedrich Rostgaard (geb. 1671). Von ausgezeichnetem Geschlecht, reich von Jugend auf, unabhängig, lernt er daheim Alles, was die Universität ihm zu bieten hat. Er botanisirt mit Ole Borch, dissecirt mit Kaspar Bartholin, lernt lebende Sprachen und ritterliche Künste. Von seinem 19. bis zu seinem 28. Jahre macht er eine große Reise ins Ausland, besucht alle die wichtigsten Universitäten und Bibliotheken Europa's, studiert in Mailand, Modena und Rom ebensowohl wie in Leyden, Oxford und Paris, erwirbt sich Sprachkenntnisse in solchem Umfang, daß er sich auf Arabisch, Angelsächsisch, Isländisch, Althochdeutsch verlegt, entwickelt sich zu einem Philologen hohen Ranges, schreibt die berühmtesten und seltensten Handschriften ab wie diejenigen der Minnesänger aus dem 13. Jahrhundert zu Paris oder die Briefe des Libanius, ist Poet im Lateinischen und Dänischen, bereitet ein Reimlexikon und ein dänisches Schriftstellerlexikon vor, gibt dänisch-lateinische Dichter heraus, sammelt eine der größten Bibliotheken jener Zeit, correspondirt mit all' den hervorragendsten Gelehrten, die er im Ausland kennen lernte — gelangt aber nicht dazu, eine eigene philologische oder historische Arbeit herauszugeben, nicht einmal die längst angekündigte Ausgabe des Libanius, und bringt sozusagen keine selbstständige Schrift fertig außer einer Broschüre über die armselige Kunst, eine Bibliothek zu katalogisiren.

Er war, wenigstens in der Jugend, ein humaner und nicht unliebenswürdiger Mann ohne die Bornirtheit, welche allzu große Sittenstrenge zuweilen mit sich bringt;

denn sein Leben in Paris war nicht streng. In einem solchen Geiste sollte man glauben die höchste Freisinnigkeit zu finden, welche die Reiselust jener Zeit im Verein mit Wissensdurst hervorzubringen im Stande war — und doch ist es Rostgaard, der unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Buches von Peter Paars die berühmte Klageschrift an den König einreicht mit dem Ersuchen: den Autor im höchsten Grade zu strafen und das Buch öffentlich durch den Henker verbrennen zu lassen. Grund dieses Vorgehens war theils die schändliche Schilderung der ehrsamen Bürger von Anholt — Anholt war Rostgaard's Eigenthum — theils die „ungeziemende und lästerliche expressionen jenes Buches wider die Königliche Universität, Rectorem Magnificum, den Bischof und andere Professoren, ja welches weit wichtiger ist, wider unsere Christliche Religion und GOttes heiliges wort.“ Es ist bekannt, daß der größte Gelehrte damaliger Zeit, Hans Gram, die Klage durch Beilage einer umständlichen Analyse der „unzeitigen Geburt und verwerfflichen Schrift“ unterstützte.

Weiter war man nicht, weiter waren nicht einmal die Besten.

Auch die gründlichste, vielseitigste Bildung trug eine Perücke; auch die höchste Gelehrsamkeit wurde nur zur Zierde für die Gebildeten als Weizen-Puder in die Perücke anstatt als Brod für das gemeine Volk verwendet.

Was Wunder also, daß, als plötzlich ein Genius auftaucht, der eben das Princip vertritt, welches bisher ausgeschlossen war: die ausgeprägte Individualität als Gedanke, als prüfende Kritik, als läuternde Satire, als

jugendliches Lachen, als üppig schaffende und trotzig züchtigende dichterische Kraft — daß Jedermann da fühlt: jetzt zaust Einer in der Perücke, jetzt wird sie fortfliegen, wenn sie nicht festgehalten wird! Und bald war, wie Jens Möller schreibt, „seine Hand wider Alle und Aller Hände wider ihn.“

III.

Man kann ziemlich deutlich die Entwickelungsstufen verfolgen, auf welchen Holberg von der Stellung eines Historikers und Rechtsphilosophen untergeordneten Ranges zu der eines Comödiendichters ersten Ranges emporsteigt.

Mit 26 Jahren tritt er — damals Candidat der Theologie auf Borch's Collegium — als Schriftsteller auf mit einem Prospekt über die Weltgeschichte, den er in Oxford entworfen und in Kopenhagen auf der Reitzer'schen Bibliothek ausgeführt — ein kleines dickes Buch von 900 Seiten. Es war sogar auf noch größeren Umfang berechnet; denn es sollte noch eine allgemeine Geographie umfassen. Dieselbe fiel aber weg, da zwischen Ausarbeitung und der Drucklegung eine andere, aus dem Deutschen übersetzte herauskam. Hier ist in den Abschnitten über Dänemark und Norwegen der früheste Ueberblick über die nordische Staatsgeschichte gegeben, welcher dänisch vorliegt.

Das Buch hat eine gewisse Bedeutung für Holberg's Lebensgeschichte wegen des Streites und der Feindschaft mit dem spätern berühmten Historiker und Juristen Andreas Hoyer, wozu es die erste Veranlassung war. Im Jahre 1718 gab Hoyer, der anfänglich die Medicin als Studium erwählt und sich jüngst um eine Pro=

fessorenstelle in diesem Fach beworben hatte, seine „Kurzgefaßte Dännemarckische Geschichte" heraus, in deren Einleitung er mit einem nicht ganz unberechtigten, aber etwas geschmacklosen Selbstgefühl sich als der Lehrmeister der Dänen in der Geschichte ihres eigenen Landes einführt. Er schildert ihre Unwissenheit in diesem Punkt als so groß, daß man hohe Persönlichkeiten aus dem Militär- und Civilstand treffen könne, die nicht wüßten, ob Königin Margaretha vor oder nach Christian II. gelebt habe, oder die es für Verläumdung hielten, daß das Königshaus von den Grafen von Oldenburg abstamme. Seine Urtheile über die ältern Geschichtschreiber Dänemarks sind wegwerfend, und über Holberg hat er die hingeworfene Bemerkung: „Es fällt mir ein, daß die historische Introduktion, die unser Professor Holberg vor etlichen Jahren herausgab, hierher gehöret; aber wegen ihrer Kürze und Auslassung der nöthigen Beweisstellen, ingleichen weil sie fast durchaus, wenn man die neuesten Zeiten ausnimmt, Pufendorf folget, ist auch sie nicht genügend für meinen Zweck gewesen."

Holberg faßte dieses Urtheil, das zweifellos ungerecht herabsetzend, aber doch nicht ohne weiteres böswillig geschrieben war, als eine Beschuldigung des Plagiates auf und ergriff leidenschaftlich das Wort dagegen. Seine Sache war die beste von der Welt; denn so warm und offen zugestanden seine Bewunderung für Pufendorf auch war, und so gewiß er dessen Methode folgte, war Holberg doch so weit entfernt, aus ihm auszuschreiben, daß er hinsichtlich Dänemarks und Norwegens nicht einmal Pufendorf's Forschungen benützte (Pufendorf sieht die Dinge von schwedischem Standpunkt);

aber sein Titel stimmte mit dem des deutschen Historikers überein, und Holberg hatte — was vielleicht Hoyer irrgeführt haben mag — willkürlich oder unwillkürlich, jedenfalls drollig genug, von Pufendorf's Dedikation einen Satz, der einen Vergleich enthielt, herausgenommen und denselben in die Widmung seines eigenen Buches, welche an den Kronprinzen, den spätern König Christian VI., gerichtet war, eingefügt. Dieser Satz lautet:

„Von Dero (der Glorwürdigen Dänischen Könige) Exemplis, und großen Königl. Tugenden, kan Euro Kgl. Hoheit erweket werden zu dergleichen Heroischen Qualitäten, gleichwie Scipio Africanus indem er sich des Persischen Monarchen Cyri mannhafftige Thaten für Augen stellete, der große Alexander Achillis, und Julius Cäsar hinwieder Alexandri Magni unsterbliche Tapfferkeit."

Dies war das ganze Anlehen, um dessentwillen die Beschuldigung des Plagiates zum ersten Mal gegen Holberg erhoben wurde — eine Beschuldigung, die, zufolge seiner freien Benützung einzelner Züge von anderen Schriftstellern und Dichtern, ihn bis zu seinem Tod verfolgt. Noch im Jahre 1749 wird Holberg in der Zeitschrift La Spectatrice Danoise wegen seiner — ganz gleichgültigen und zulässigen — Benützung gewisser Situationen und Charaktere bei Plautus, mehrmals Plautiberg genannt; ja, Plautiberg wird als Derjenige bezeichnet, „der in allen Genres schreibt und sich in keinem auszeichnet, sondern zugleich als Humanist, Philosoph, Schöngeist, Theolog, Epigrammatiker, Rechtsgelehrter, Historiker und Moralist sich durch Plagiate bereichert."

Holberg gehörte nicht zu Denen, die eine Beleidigung vergeben, auch nicht zu Denen, die eine solche ungerächt lassen. Man wird kaum eine einzige öffentliche Persönlichkeit nennen können, welche ihn gekränkt hat und die er seinen Zorn nicht fühlen ließ. Er sagt selbst, er wäre „allzu scharf und ausdauernd darin, die zu attaquiren, von denen er einmal herausgefordert worden.“ Er thut zwar, als ob er nur auf Zureden seiner Freunde hin gegen Hoyer aufträte. „Ich nahm zuerst dieses Urtheil kaltsinnig auf; es schien mir nicht der Mühe werth, eine Fehde zu beginnen um Nichts . . . . Aber meine Freunde drangen heftig in mich und nannten mein Schweigen Faulheit und Furchtsamkeit.“ — Lange brauchte man Holberg wohl kaum zu plagen. Trotz seines heitern Humors war, wie gesagt, übertriebene Gutmüthigkeit sein Fehler nicht.

Er gab seine „Fünfte Dissertation über Dänische Geschichtsschreiber, welche Paul Rytter mit seinem Vertheidiger Christen Andersen einer öffentlichen Prüfung auf der Regenz*) unterziehen lassen will ꝛc.“ lateinisch heraus. Nachdem er hierin Hoyer zuerst für seine Unhöflichkeit gegen die Dänen durchgehechelt, greift er dessen Person an, behandelt ihn als eingebildeten Pfuscher, als Narren, als entlaufenen Deutschen, titulirt ihn „unser Medicus Andreas von Flensburg, der in solcher Hast Geschichtsschreiber wurde“ und fragt: „Sag' mir, Domine Andrea, ob du glaubst, hier werde über Pillen und Klystiere verhandelt? Du hättest besser ge-

*) Die Regenz ist ein Collegium in Kopenhagen, wo 100 Studenten freie Wohnung und Kostgeld haben.

than, uns ein Verzeichniß der Rektoren und Conrektoren von Flensburgs gelahrter Schule zu geben, das wäre deinem Beruf und deinem Talent mehr gemäß." Es ist mehr Anzüglichkeit als Humor in dem Ton; nur hie und da kommt eine Wendung vor, die den künftigen Schriftsteller verräth — so wenn er von Hoyer sagt, er bestrebe sich seine Eitelkeit und Thorheit unter einem Schein von Bescheidenheit zu verbergen, wie Diejenigen zu thun pflegen, „deren Ehrlichkeit ist gleichwie der Zimmetbaum, von dem nichts taugt außer der Rinde."

Wie eifrig Holberg bestrebt war, Hoyer zu Leibe zu gehen, und ihn zu strafen, zeigte sich namentlich deutlich, als Letzterer im folgenden Jahre sich eine Blöße gab durch die Abhandlung Diagramma de nuptiis propinquorum jure divino non prohibitis, worin er tollkühn leugnet, daß Ehen zwischen Personen in erster auf- oder absteigender Linie d. h. zwischen Eltern und Kindern, durch das Gesetz der Natur verboten sind. Eine Thesis wie diese war ganz im Stil der oppositionellen Bildung jener Zeit, deren Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, die alten theologisch gebildeten Universitätsgelehrten, „die Pedanten," durch unpedantische Denkungsart zu ärgern. Der Hohn, welchen die Schulphilosophen 200 Jahre früher durch die Humanisten erdulden mußten, wurde nun an den entarteten Nachkommen eben dieser Humanisten gerächt durch die Fortschrittsmänner, welche von der neuen, von den Höfen ausgehenden Bildung aus tief herabsahen auf die altväterischen Hochschulen. Hoyer segelte hier eigentlich ganz in dem nämlichen Fahrwasser wie Holberg, ja Beide verfolgten eine und dieselbe Fährte: die des Thomasius. Wie Thomasius Aergerniß

erregt hatte, indem er das Katheder in bunter, modischer Tracht, mit dem Degen an der Seite, betreten (und wie seine Gemahlin ihrer luxuriösen Kleidung halber von dem Pietisten Francke von der Communion ausgeschlossen worden war), so hatte er auch Entrüstung erweckt, indem er mit seiner ganzen kolossalen Gelehrsamkeit sich auf die Verheidigung skandalöser Wahrheiten geworfen hatte. Seine Disputation De concubinatu läuft darauf hinaus, daß das Konkubinat niemals früher als in den letzten Jahrhunderten und blos in Folge papistischer Berechnung mit Schmach belegt wurde; und seine Lehre des Kirchenrechtes enthält im letzten Kapitel über Eheangelegenheiten, lauter Gedanken und Behauptungen, die nach der Auffassung der Zeit kaum weniger gegen gute Theologie sich auflehnten als Hoyer's Paradoxon. Solche Gedanken regten damals die Gebildeten an und forderten sie heraus, ungefähr wie es heutzutage erregend und herausfordernd wirkt, wenn in einem Drama die Möglichkeit schuldfreier Geschwisterliebe berührt wird.

Hoyer's Beweisführung ging darauf hinaus, daß das positive Moralgesetz, welches hinsichtlich des erwähnten Punktes den Juden gegeben war, für diese allein gelte und sich nicht auf das Menschengeschlecht erstrecke. Die Cultur der Zeit dagegen leitete das Schmähliche solcher Ehen zwischen Nahverwandten von dem natürlichen Abscheu her, von der Scham und von der Verwirrung, die unter den Pflichten entstehen würde. (Heirathet Einer seine Mutter, so werden die gemeinsamen Kinder die Geschwister des Vaters und die Enkel der Mutter.) Holberg, der, nicht allein von seinem persönlichen Unwillen geleitet, auf Seite der gesunden Vernunft stand, richtete auf

Lateinisch und unter dem Pseudonym Olaf Pedersen Normann einen heftigen Angriff gegen Hoyer. Er führt Grotius und Pufendorf wider ihn an; Hoyer irre sich, wenn er glaube, es sei ein Zeichen von Genie, von der allgemeinen Meinung abzuweichen; sehr häufig sei dies ein Zeichen der Thorheit; es nütze Hoyer nichts, Thomasius nachzuäffen, denn ein Thomasius werde er doch nicht, ob er sich auch gleich dem Frosch der Fabel aufblähe; er gleiche dem tapfern Don Quichote de la Mancha, dem Ritter von der traurigen Gestalt, indem er Krieg mit der ganzen gelehrten Welt führe; erst sei er über die Aerzte hergefallen, dann über die Historiker, und nun kämen wohl bald die Astronomen an die Reihe; binnen kurzem würde man ein Paradoxon zu hören bekommen, sei es über die Bewohner der Sonne, oder daß der Mond aus einem Laib Käse gemacht sei. Und Holberg schließt damit, daß er Hoyer den Theologen überantwortet, mit einem ganz überflüssigen Appell an die theologische Wachsamkeit — denn die Theologen fielen augenblicks über Hoyer her, ja verlangten seine Verbannung aus dem Lande, so daß er widerrufen und zu Kreuze kriechen mußte.

Von dieser Zeit an nennt Holberg nie mehr Hoyer's Namen. Aber er vergaß ihn nicht. Mit tiefer Bitterkeit spricht er in seiner Selbstbiographie von Hoyer's Beschuldigung gegen ihn. Hoyer ist's, den er meint, wenn er in seiner Beschreibung Dänemarks und Norwegens von den deutschen Studenten spricht, die durch oberflächliche Kenntnisse in Geschichte und Jurisprudenz sich in vornehme Häuser insinuiren und als Hofmeister für adelige Söhne protegirt werden. In seinem Natur- und

Völkerrecht tritt er ihm wieder (in dem Abschnitt über die Ehe) entgegen. Als Hoyer später nicht nur Falster's Satiren auf Kosten von „Peter Paars“ rühmt, sondern auch gegen Holberg — ohne dessen Namen ausdrücklich zu nennen — die Beschuldigung erhebt, er „versorge den Pöbel mit pöbelhaften und schamlosen Versen“, und ihm Ehrgeiz, Neid, Vorurtheil und Habsucht vorwirft, antwortet Holberg ihm in der Vorrede zu seinen Vier Satiren gelassen: „Dem guten Manne macht es Spaß, mich zu reizen, da er sich einbildet, sintemal ich etwas hitzig bin, ich möchte mich einmal wider ihn verlaufen; aber diese Freude soll er nicht haben.“ Nichtsdestoweniger kehrt er in seinen Episteln zu Hoyer zurück, beschuldigt ihn (Ep. 293) der Charlatanerie und entwickelt (Ep. 285) ausführlich sein Verhältniß zu ihm: N. N. beschwere sich über den Haß, welchen Holberg so lange gegen ihn gehegt, und ein gehässiger Sinn sei sicherlich eines Philosophen unwürdig; doch sei es nicht Haß, sondern Abscheu, was Holberg gegen den Betreffenden hege; denn er wolle ihm nichts Böses zufügen, wünsche ihm im Gegentheil alles Gute, er verabscheue ihn aber, wie man Eitelkeit, Großsprecherei und Heuchelei verabscheut.

Holberg und Hoyer waren innerhalb derselben Generation in einem einzelnen Punkt Rivalen, außerdem verschieden von Charakter und Nationalität. Holberg war eine einsame Natur, ehrgeizig im großen Stil, ohne daran zu denken, Carrière machen zu wollen; Hoyer war ein Streber, der emporkommen wollte und sich jedes Mittels dazu bediente: bald seiner Fähigkeiten, um in auffälliger Weise zu wirken, bald des Skandals, um

Aufsehen zu erregen, bald der Schmeichelei, um sich bei den Großen beliebt zu machen, bald seiner Ellenbogen, um die Kleineren wegzudrängen. Zur Zeit Friedrichs IV. bahnte Hoyer sich seinen Weg, indem er dem Kreise von dessen früherer morganatischen Gemahlin, der derzeitigen Königin Anna Sophia, sich anschloß; aber aus dem Ton, in welchem er in seiner bedeutendsten historischen Schrift König Friedrich des Vierten glorwürdigstes Leben, die er dem folgenden König, Christian VI., überreichte, die Königin und ihre Partei bespricht, klingt eine wahre Verläugnung seiner Vergangenheit. In diesem Buch trägt auch der Vortrag und die Motivirung der Begebenheiten das Gepräge einer Gottesfürchtigkeit, von welcher sich keine Spur in Hoyer's früheren Schriften vorfand, die aber nun vortrefflich zu dem Hofton stimmte und dem Autor zu einer Stelle an der Universität verhelfen konnte, umsomehr als der vielmächtige Hofprediger Bluhme sein Vetter war.

Die Jugendfehde mit Hoyer hat für Holberg (wie Dieser selbst schon in seiner Lebensbeschreibung richtig angedeutet) die Bedeutung: daß sie den Uebergang zu seinem Auftreten als Komiker bildet. Er war ein junger Gelehrter; er hatte sich mit Philosophie, Geschichte, Rechtswesen, mit lauter ernsten Problemen befaßt und die Behandlung derselben in einem unpedantischen aber durchaus ernsthaften Stil begonnen. Da wird er durch die Plagiatsbeschuldigung Hoyer's geweckt — und dies veranlaßt ihn zum ersten Mal, die polemisch-satirischen Saiten anzuschlagen. Er entdeckt, daß er einen Stachel hat, und er tritt zu seiner Vertheidigung als ein satirischer Streiter in Prosa auf. Etwas Spöttisches und

Kriegerisches in ihm erwacht, das zwar von jeher in seinem Naturell lag, aber noch nicht Schwarz auf Weiß zum Vorschein gekommen war. Die Streitschriften gegen Hoyer entsprechen in Holberg's Leben Dem, was English Bards and Scotch reviewers in demjenigen Byron's bedeuten; und, wie so häufig bei Satirikern mit einem derben, groben Witz, ist auch hier in den ersten Auslassungen mehr Grobheit als Witz. Doch indem Holberg zum ersten Mal als Satiriker im Druck erscheint, tritt er zugleich zum ersten Mal im Namen erdichteter Personen auf — und wir sehen gleichzeitig mit dem Hervorbrechen des satirischen Talentes das dramatische aufsprießen.

Seine erste Schrift hatte ihm den Zutritt zur Universität eröffnet. Er wurde im Januar 1714 (also noch nicht 30 Jahre alt) als Professor extraordinarius ohne Honorar angestellt. Gleich darauf reiste er mit einem Stipendium von jährlich 100 Thalern ins Ausland, und als er nach zwei Jahren heimkam, lebte er ein paar Jahre in größter Noth. Er bewarb sich um dürftige Unterstützungen, die für arme Studirende bestimmt waren, und erhielt welche; so im Februar 1717 eine Beisteuer von 43 Thalern aus dem Cassafond von Borch's Collegium; im Dezember desselben Jahres war er sogar genöthigt, 20 Thaler Armengeld von der Trinitatiskirche anzunehmen.

Schon eine Woche darnach war er indeß so glücklich, der Nahrungssorgen überhoben zu sein, indem er (18. Dez. 1717) zum wirklichen Professor ernannt wurde — allerdings vorläufig zum Professor der Metaphysik, derjenigen Wissenschaft, welche er zugleich verabscheute und als unnütze Grübelei über Dinge, von denen

man nichts wissen könne, verachtete. Aber der Lehrstuhl der Metaphysik war es nun einmal, der ledig war — und so blieb ihm nur die Wahl zwischen ihr und dem Hunger.

Holberg's Worte über den Kummer, welchen die Freunde der Methaphysik durch seine Anstellung empfanden; über die pflichtmäßige Lobrede, welche er auf diese Wissenschaft hielt und die von den Verfechtern derselben deren Leichenrede genannt wurde, sind bekannt und oft genug angeführt. Doch stellen wir uns die Situation lebhaft vor Augen! Holberg ist den Mängeln der Universitätsvorlesungen jener Zeit — und möglicherweise aller Zeiten — rasch auf die Spur gekommen. Ohne Zweifel gelangte er schon bald zu der Ueberzeugung, die er in Moralische Gedanken mit folgenden Worten ausdrückt: „Die täglichen Lectiones publicae sind von wenig oder keinem Nutzen, sintemalen etliche wenige Personen dieselben frequentiren, mehr aus Curiosität und um sich bei den Lehrern bekannt zu machen, als um sich zu unterrichten.“ Noch früher wahrscheinlich hat er die Anschauung gehegt, welche er in seinen Helden-Historien ausspricht, daß ein Sokratisches Gespräch den vorgeschriebenen akademischen Disputationen weit vorzuziehen wäre, in einer späteren Schrift verweist er dieselben sogar ins Land der Affen. Und außer allem Zweifel steht es, daß Holberg's Verachtung gegen die Metaphysik noch weit lebhafter war in diesen jungen Jahren, da er selbst heiß und von der Bildung der neuen Zeit bewegt war, als da er als reifer Mann in Niels Klim die Bewohner seines Idealstaates, Potu, die Metaphysiker (und überhaupt alle Vertreter einer Wissenschaft des Ueberirdischen) aus-

drücklich mit Aderlassen behandeln und dieselben dann in Hospitale und Verbesserungsanstalten schicken läßt. Er konnte zu den Schülern sagen, wie gegen das Ende des Jahrhunderts Mephistopheles bei Göthe:

> . . . . . . vor allen andern Sachen
> Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
> Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
> Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
> Für was drein geht und nicht drein geht,
> Ein prächtig Wort zu Diensten steht.

Da steht er denn mit seinem Abscheu vor Vorlesungen und Disputationen überhaupt und vor Metaphysik insbesondere und muß Vorträge halten und lateinische Disputir-Uebungen leiten, muß Debatten anwohnen über Fragen so barbarischer und spitzfindiger Art wie: De differentia inter accidens praedicabile & praedicamentale oder De tribus durationibus & ubietatibus in uno infinitatis puncto; ja sogar die Beschaffenheit der Seele, die Eigenschaften der Engel, das Wesen der Gottheit an und für sich wie im Verhältniß zum Teufel, kommen zur Diskussion. Er muß beweisen, wie die göttliche und menschliche Natur in Christus eine Personalunion eingehen, und erklären, wie selbst der Teufel, da jegliches Wesen gut ist, als wesentlich gut betrachtet werden muß. (Rudimenta Metaphysicae. Havniae 1710.)

Der Teufel war ja in dem Dänemark jener Zeit noch ein in der Wissenschaft existirendes Wesen, gar nicht davon zu sprechen, daß er eine Aktualität im täglichen Leben war. Noch im Jahre 1700 war der berühmte Bekämpfer der Hexenprocesse, der Holländer Balthasar Bekker, wegen seiner Angriffe auf den berüchtigten und erschrecklichen Rechtsfall vom

Kjöger Hauskreuz*), in der neuen Ausgabe von „Das geängstigte Kjöge" (das über diese Sache erschienene Büchlein) „Auswurf der Hölle" genannt worden und seine Schrift gegen den Proceß „atheistische Grillen und Phantasien". Holberg erzählt selbst, daß er einmal auf der Universität eine Verschreibung fand, worin ein junger Student dem Teufel gegen eine jährliche Summe von 100,000 Reichsthalern seine Seele abtrat. Die Sache hätte schlimm genug ausfallen können, wenn Holberg sich nicht herbeigelassen hätte, sie zu vertuschen; später, als er sich derselben erinnert, entlockt sie ihm die scherzhafte Bemerkung: der Teufel sei damals wahrscheinlich nicht „par Cassa" gewesen, sintemal er die Obligation nicht in Empfang genommen (Ep. 92). Einige Jahre später, 1720, wurde in Kopenhagen aus einem ähnlichen Anlaß von allen Kanzeln herab gepredigt, und wieder zwei Jahre darnach wurde eine solche Verschreibung öffentlich vom Profoß verbrannt.

Einen Tag um den andern hält Holberg aus eigenem Antrieb, „insonderheit" — wie es im Lektionsprogramm heißt — „um die vornehme Jugend (Juventutem Patriciam) zu den Vorlesungen zu locken", Vorträge über altgriechische und römische Geschichte, aber dazwischen muß er in den sauren Apfel der Metaphysik beißen. Und während nun in Holberg's Hörsaal die reine Metaphysik erörtert wird, hört man daneben in den philosophischen und philologischen Auditorien bald über eine Glosse, bald über eine Partikel disputiren. Bald behandelt man so specielle Materien wie „Der Koloß von Rhodus" oder

*) Einer der blutigsten Hexenprocesse seiner Zeit.

„die Sichel-Wagen des König Darius“; bald in völlig geistloser Weise einzeln herausgegriffene archäologische und ethnographische Nebendinge wie die Frage von den Sandalen der Griechen oder den Ringen und Halsbändern der Römer; oder aber die Probleme, wo Homer geboren wurde und wie Aristoteles starb. Und drüben auf Borch's Collegium werden vier Disputationen nach einander über das Thema: „Christi Dornenkrone“ und vier andere über „Merkur's Heroldstab“ gehalten.

Die ganze Scholastik hatte eine breite theologische Grundlage: die Weltgeschichte war, zufolge Daniel's Weissagung von den vier Thieren, in die Geschichte vierer Monarchien eingetheilt, so daß die ganze neuere Geschichte als Fortsetzung von der des römischen Reiches galt; die Linguistik leitete die Verschiedenheit der Sprachen der Bibel gemäß vom babylonischen Thurmbau her und ging davon aus, daß „das Adamitische oder Hebräische“ die gemeinsame Ursprache sei. Man war nicht ganz einig darüber, ob Adam oder einer seiner ersten Nachkommen die Buchstabenschrift erfunden hatte; daß aber die Geschichte der Musik mit Jubal begann, darüber herrschte kein Zweifel.

Da steht er nun, der arme Professor der Metaphysik wider Willen; und um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, lehrt er Dinge, an die er nicht glaubt und bei denen er sich nichts denken kann, während vor ihm ein paar Studenten in schwarzem Rock seine Weisheit niederschreiben und sie auswendig lernen — und in den Hörsälen ringsum dozirt das gelehrte Corps und verficht, demonstrirt, begründet und beweist mit heiligem Ernst das reine Nichts.

Ist diese Situation nicht ironisch, mephistophelisch oder tragikomisch?

Ist es ein Wunder, wenn die Ironie nun die Grundstimmung dieser Seele wird — ein Wunder, wenn das Lächeln, das zurückgedrängte Lächeln, hervor will und sich um diese Lippen legt? Ist es nicht vielmehr ganz natürlich, daß der neue Professor einen eigenen Blick gewinnt auf diesen Weisheitstempel, auf das Land, dessen geistigen Mittelpunkt derselbe bildet, und auf diese ganze Welt?

Ja, komisch ist sie, diese Welt, das sieht er jetzt!

Als er jung und wißbegierig und abenteuerlustig und freiheitsliebend war, wie es ein Jüngling ist — da war die Welt so groß! Da galt es, in ihr herumzukommen; unendlich viel war ja zu sehen und zu lernen. Und klein und schmächtig, wie er war, huschte er hinaus, kam überall durch und mit heiler Haut zurück.

Als er nun heimgekommen war und sich bemühte, sein Brod zu verdienen, aber keinen Lebensunterhalt fand; als er mit ernstem, gewissenhaftem Fleiß seine ersten Arbeiten ausgeführt und den ersten Angriff erfahren hatte: da lernte er, daß die Welt eng, daß es zwar den Meisten gleichgültig sei, ob er darin vorwärts komme oder zu Grunde gehe; daß aber auch Andere da seien, die ihn von seinem Platz verdrängen, ihm Achtung und Zukunft rauben wollten — und er griff zur Polemik und Satire als seinen Vertheidigungswaffen.

Aber fast zu gleicher Zeit, eben wie er in den Hafen eingelaufen, Mitglied dieser Universität, ein kleines Glied einer großen, vornehmen Körperschaft geworden, als Beamter in eine Atmosphäre von Pedanterie versinkt, als

Lehrer den Gedankenarmen Unterricht im Sinnlosen ertheilen muß: da entdeckt er, daß diese Welt komisch ist. Zum ersten Mal sieht er sie unter dem Gesichtswinkel des Lächerlichen.

Zuvörderst die Welt, in der er wirkt: Vormittags muß er von Amtswegen mit feierlichen Mienen einer Disputation zwischen Studenten und Magistern beiwohnen; aber kaum heimgekehrt, rächt er sich, indem er zu einem Blatt Papier greift und sein Herz erleichtert. Könnten wir ihm über die Schulter blicken, so würden wir lesen:

Man sah den ganzen Saal von Syllogismen beben,*)
Sah die geballte Faust zum Kampfe hoch erheben,
Und der gesalzne Schweiß, der von den Stirnen rann,
Floß strömeweis zumal von einem alten Mann,
Der auf Cathedra stand. Griechisch-lateinsche Pfeile
Schoß Jeder auf ihn los.

Was ist der Gegenstand dieser lebhaften Debatte? Die Frage: ob Venus beim trojanischen Krieg in der rechten Hand, im linken Arm oder im Schenkel verwundet wurde. Und wir lesen weiter von der Ueberraschung, welche der Göttin Invidia sich bemächtigt, als sogar ein kahler Greis

Mit solchem wilden Grimm die Meinung itzt verficht
Für eine Sache, die werth keinen Batzen nicht.

Wir haben ein Blatt aus dem ersten Buch von Peter Paars vor uns.

Holberg war schwerlich der Einzige, welcher den Zustand der Universität so auffaßte, wie er war; aber innerhalb dieser Anstalt hielt man fest zusammen: die

*) Die angeführten Proben aus Peter Paars sind größtentheils der Uebersetzung von J. A. Scheibe (Copenhagen 1764) entnommen.

Professoren waren seit 20 bis 30 Jahren unter einander verschwägert und vertheilten in der Regel die akademischen Stipendien unter ihre eigenen Kinder. Alles das hätte noch hingehen können; doch die Hauptursache des schlechten Zustandes der Universität war diejenige, die ein Mann, der die Hof- und Weltbildung jener Zeit besaß, Christian a Möinichen, im Jahre 1725 in einer Eingabe an die Königin Anna Sophia mit folgenden kräftigen Worten bezeichnet: „Wiewohl selbiges, worunter Publicum leidet, und was unsere Academie bei denen fremden Academien, so wahrlich nicht mit halb so guten beneficia versehen sind wie diese, verachtet und vor unsere Jugend unnütze machet, ist dieß: Unsere Herren Professores befleißen sich nicht, die Jugend solches zu lehren, was derzeiten die Wissenschaften erfordern, sondern bleiben bey dem Alten und der seit über 100 Jahren fürgeschriebenen Methode, so dazumal gut war, aber seit die Wissenschaften und die Menschen selbst mit der Zeit mehr und mehr raffiniret worden, geziemet es den Lehrern ingleichen die jungen Leute auch dazu anzuführen, wenn selbige sonst als Menschen passiren und unter anderen Menschen sollen existiren können; alswie zum Exempel wann eine Militaire Person itzt sollte angeführet werden solcher gestalt wie zu Kayser Carls zeiten üblich war, wie wenig würde das ihr frommen? allhier wird niemal auf unserer Academie etwas gelesen, so die Gemüther aufwecken kann zu einer ehrliebsamen Ambition oder industrie; man höret niemal ein wort erwähnen von der Zeiten oder des Vaterlandes historien, keine Politica oder Moralia wird hier niemalen tractiret, sondern alleine Schulmeister-Glossen und fürwahr solches, was

Kinder wissen sollten ehe denn sie aus den schulen kommen, das ist das Einzige, was hier behandelt wird von etlichen wenigen, so Vorträge halten".

Doch Holberg's weitem Blick ist es klar geworden, daß das sterile, stagnirende Leben dieser Universität nur ein Bild im Kleinen von dem ganzen Leben in Dänemark ist. Wie es mit der Gelehrsamkeit der Hochschule schlecht bestellt ist, so ist es um die Bildung des ganzen Volkes bestellt. Was bedeutet all' dieser gelehrte Kram dem Volk, das in Krankheitsfällen zu Wahrsagerinnen und in Rechtssachen zu Winkeladvokaten seine Zuflucht nimmt, das sich von abergläubischen Pfarrern aufklären, von Gerichtsvögten ausplündern läßt und das seine poetische und musikalische Bildung durch den Küster erhält?

Was für ein Schulzustand, wenn das Kind, kaum der Amme entwachsen, einem Schulmeister übergeben wird, der die zarte Haut mit Ruthen gerbt, während er das Hirn des Kleinen mit Egge und Pflug bearbeitet, um Phrasen scheffelweise auszusäen! Was für ein Rechtszustand, wenn die Bestechung, welche der Richter klüglich selbst nicht annimmt, ganz gemächlich von seiner Frau einkassirt wird! Was für ein Kirchenzustand, wenn der Mann, der weder die Morgen- noch die Mittags- und Abendpredigt versäumt, stets um Vergebung bittet für die nämlichen Sünden, die er zwischen jedem Gottesdienst von neuem begeht! Was für ein Land überhaupt, wo man sich zufrieden gegeben hat mit lauter veralteten Sitten, Gebräuchen, Meinungen und Begriffen, an denen man, ohne weiter sich den Kopf darüber zu zerbrechen, unverbrüchlich festhält, und vermöge deren man

allem Neuen und Ungewöhnlichen mit Unwillen entgegen tritt!

Norweger bin ich, seht! und Paarsens Landsmann nicht.

Die Lust, seine Umgebung lächerlich zu machen, wächst Holberg über den Kopf.

Gegen 35 Jahre hatte er schon hinter sich, ohne sich mit Versen befaßt zu haben, ja er gähnte über Gedichte. Er hatte lateinische Poesie als ein nothwendiges Uebel getrieben um der Sprache willen, um Lateinisch zu lernen, wie Kranke Arznei einnehmen, weil der Arzt sagt, es sei gesund. Nun, da er sich eine satirische Form wählen will und da poetische Satiren just an der Tagesordnung, da ferner Juvenal und Boileau seine tägliche Lektüre sind, beginnt er als Vorübung — nach dem Muster von der blutigen sechsten Satire Juvenals — mit seiner harmlosen und ziemlich zahmen Warnung an einen Greis sich nicht zu verheirathen, und macht sich alsdann kühn an ein großes komisches Heldengedicht im epischen Stil.

Damit die Zeitgenossen ihm nichts anhaben können, verlegt er die Zeit über hundert Jahre zurück und beschränkt den Schauplatz der Handlung auf die kleinste, spärlichst bevölkerte dänische Insel, die er nur findet.

Aber dieses Anholt, das ist sein Rhodus, wo er tanzen kann — es ist Dänemark, durch das umgekehrte Fernglas des Spottes gesehen.

Allerdings erschien das Gedicht in Form einer Parodie der Epopöen — ein damals beliebtes Genre, das mit Recht für immer aufgegeben, da es das Komische nicht in den Charakteren und Situationen, sondern in deren Beziehung zu etwas Fremdem, nicht dazu Gehöri-

gem sucht, das absichtlich hineingebracht wird: der epischen Maschinerie des griechischen und römischen Epos; allerdings machte es Holberg Spaß, die philologische Bildung in Wuth zu bringen, indem er mit ihren Abgöttern, Homer und Virgil, seinen Spaß hatte — war zu jener Zeit doch der durch Jahrhunderte währende Streit, ob die antike oder die moderne Kultur höheren Werth besitze, als Querelle des anciens et des modernes zwischen Perrault und Boileau ausgebrochen; und es kann kein Zweifel obwalten, daß Holberg im Stillen mit den Wortführern der modernen Bildung sympathisirte.

Doch der Schwerpunkt liegt nicht in diesem parodirenden Verhältniß zu einer fremden Kultur, sondern in der Satire auf die heimische Civilisationsstufe.

Der Hieb traf in weite Kreise, wenn es von Anholt heißt:

Der Glaub' ist unverfälscht wie sonst in alten Tagen,
Als Dan am Ruder saß. Der Vogt kann nicht vertragen,
Daß Schwärmerei das Volk allhier unruhig macht.
— — — — — — — — — — — — —
Der Vogt ist Biedermann und denket täglich dran,
Daß rein der Glaube hier wie sonst gedeihen kann;
Er hält auf Fried' und Ruh. Er liebt Antiquitäten,
Darum verträgt er nicht die neueren Propheten.

Und den Zuständen auf Anholt entspricht die dort herrschende Brutalität. Nur ist wohl zu merken, daß das Strandrecht nicht allein an der Küste von Anholt ausgeübt wurde — nein, längs der ganzen Nordseeküste, wo die Bewohner in alten Tagen die Gestrandeten ermordet, ja Nachts mit Fackeln die Schiffer ans Ufer gelockt hatten, um sie zu tödten und das Strandgut ungehindert sich anzueignen — da plünderte man sie noch

immer aus. Deshalb ist es von nicht geringer Tragweite, wenn Holberg mit ausgelassenem Hohn es als Thatsache hinstellt, daß in diesem Punkt alle Anholtbürger gleich sind; wie wenn es von den drei Männern, die einen Schiffbrüchigen gewaltsam ausgeraubt und ihm Messerstiche beigebracht hatten, also heißt:

Sie mußten für die That als Dreimarks-Männer büßen,
Nur daß die Richter sie bei allen Ehren ließen,
Und jeder als so gut hinfort blieb angesehn
Wie andre Bauern, die auf diesem Eiland gehn.*)

Doch Holberg fühlt wohl, daß es die Schuld der Obrigkeit ist, wenn der gemeine Mann so tief gesunken, und sagt dies frei heraus. Aus dem burlesken Scherz taucht plötzlich der Ernst empor, wenn Paars in mittelmäßigen Versen, aber mit Nachdruck sagt:

Wo nach des Nächsten Gut und Untergang man trachtet,
Da wird Gesetz und Recht nur sehr gering geachtet.
Wenn Priester, Küster, Vogt auf eignen Nutzen sehn,
Wie elend muß es nicht bei der Gemeinde stehn!

Jedoch sofort gleitet das Ernsthafte wieder ins Burleske über. In diesem seinem ersten komischen Werk zeigt Holberg eine Keckheit, die er, durch Erfahrung gewitzigt, später nie wieder fand: er hat den Muth, die Geistlichkeit anzugreifen. Der Pfarrer von Anholt ist ein Mann, der mehr versteht als sein Vaterunser. Er weiß seinen Bauern Opfer- und Begräbnißgeld zu erpressen und ist in Anwendung der Mittel nicht allzu gewissenhaft; die Gespensterfurcht des Volkes, welche er

*) Die Buße von drei Mark bedeutete Ehrenverlust. Dreimarksmann heißt deshalb sonst ehrlos.

nicht theilt, benützt er, um den Leuten eine einträgliche Gottesfurcht beizubringen: wenn das Höllenpferd nächtlich einkehrt, ein Gespenst bei ihnen spukt, der Alp sie drückt u. s. w., so ist die Ursache einzig und allein, daß sie ihren Seelsorger zu knapp bedacht haben. — Eines Tages erfährt er, daß Christen Holck die Frechheit gehabt, von einem ans Land getriebenen Schiff sechs Tonnen Korinthen zu bergen; um seinen Ruf, das Verborgene an den Tag zu bringen, aufrecht zu erhalten und zugleich den Dieb zu erschrecken, hebt unser Geistlicher in seiner nächsten Predigt an:

„Wer durfte sonst den Vogt und mich so gar belügen
Und uns um unser Theil so lüderlich betrügen?
Bei den Korinthiern im sechsten steht es klar.“ —
Holck stund nun wie ein Schöps, der erst geschlachtet war.

An diese Satire auf die Geistlichen schließt sich eine noch weit keckere und lustigere Stelle: Der Schiffskoch soll wegen seines feigen Verhaltens beim Kampfe mit den Strandräubern hingerichtet werden; aber Niemand ist da, der ihn auf sein letztes Stündlein vorbereiten kann, bis ein Halbstudirter unter den Räubern sich dazu erbietet. Der Scherz ist hier so ausgelassen, daß man, wofern man nicht genau Acht giebt, die Satire übersehen könnte, welche sich darunter birgt:

Ein halbstudirter Mann trat aus der Räuber Schaar*)
Und sprach: Du Sünder! hör, sei aller Sorge baar.
Ich pred'ge für Herrn Niels, den Priester, oft allhie;
Daher wird es mir leicht und macht mir wenig Müh.

---

*) Eigentlich: „Ein halbstudirter Räuber“ eine Redensart, die als terminus technicus in den dänischen Sprachschatz übergegangen ist.

Mit dem Spotte über das geistliche Wesen steht derjenige über das Unwesen der Justiz in naher Verbindung. Ist es nicht eine treffliche Satire auf die Vertheidigung, welche man in jener Zeit (und später) dem Angeklagten vergönnte, wenn im Gedicht der Angeklagte zuerst verurtheilt wird und erst darnach Erlaubniß erhält, Alles zu sagen, was er zu seiner Rechtfertigung anzuführen weiß:

Als nun der Koch erschienen,
Redt unser Präsident ihn mit gestrengen Mienen
Und lauter Stimme an: Niels Hansen, weiland Koch!
Der Rath hat dich bereits zum Beil verdammt. Jedoch
Willst du vertheid'gen dich, so sprich nur ohne Zagen;
Wir weigern keinem nicht, ein Wort vorm Tod zu sagen.

Manchmal freilich ist der Uebermuth so wild und sprudelnd, daß die Satire darin ertrinkt. So wenn die von Anholt Gebürtigen mit Kennerblicken die an dem Koch versuchte Hinrichtung beobachten, und, da sie die professionelle Fertigkeit im Niedermetzeln von Schiffbrüchigen besitzen, Paarsens Profoß als einen Pfuscher verlachen. Oder wenn es heißt, daß der vorige Priester sich zwar vier Mark für jede Kindtaufe zahlen ließ, was die vorschriftsmäßige Taxe um zwei Mark überstieg, daß er aber insofern im Rechte war, als er fast regelmäßig um sein Begräbnißgeld kam:

Als Taufgeld werden mir zwei Mark Gebühr gegeben,
So viel Begräbnißgeld. Doch scheidet aus dem Leben
Im Bett fast keiner hie, meist durch den Henkersknecht.
Den Schaden rechn' ich mit, das ist mein gutes Recht.

Oder wenn die Art und Weise, wie der Vogt bei Handhabung des Rechtes seinen Vortheil zu wahren pflegt, mit folgenden Worten bezeichnet wird:

Er straft die Leute blos an Geld und nicht an Ehren;
Sie können, sagt er, sich mit Gott und Ehre nähren.

Aber man darf dem Frieden nie trauen. Denn selbst an den Stellen, wo der Dichter sich am weitesten vom Wahrscheinlichen, ja sogar von der Wirklichkeit entfernt, kommen — mitten in einer Situation, die nur als parodistisch betrachtet werden kann, und einer Person in den Mund gelegt, deren Wesen lauter Lächerlichkeit ist — Aeußerungen vor, so schneidend scharf, daß die Ironie fast an Swift gemahnt. So wenn Peter Paars seine Mannschaft in Schlachtordnung aufgestellt hat und der Schreiber Peter Ruus als Anführer des rechten Flügels eine Ansprache an seine Leute (leibeigene Bauern) hält, um ihnen Muth einzuflößen. Seine Worte sprengen Scheidewasser nicht nur auf die Obrigkeit, sondern ins Angesicht der Landesregierung selbst:

Ihr Sklaven! Ob die Noth und Armuth euch verzehren —
Was nützt und frommt euch dies! Nun sterbt ihr doch mit Ehren.
Vogt, Priester, Edelmann treibt sonst euch wie das Vieh
Zur Arbeit an, und frei seid ihr selbst Sonntags nie.
Wer stirbt in diesem Krieg, der darf sich glücklich schätzen,
Es kann ihn keiner mehr gestreng zur Rede setzen.
Ihr werdet durch den Tod erlöst von Sklaverei.
Hier ist kein Reitvogt nicht, ich rede darum frei.*)

Es half Holberg durchaus nichts, daß er formell die Handlung drei Jahre vor den Kalmarischen Krieg zurückverlegt hatte. In der von Hans Gram der schon erwähnten Rostgaard'schen Klageschrift beigelegten Analyse sind all' die unfreiwilligen Anachronismen ausdrück-

*) Reitvogt, eine Art Verwalter, dem von den Edelleuten die Aufsicht über die Bauern anvertraut war.

lich hervorgezogen und zusammengestellt: daß von Prinz Eugenius, vom Kjöger Hauskreuz, von Vingaard's Curtius-Uebersetzung die Rede ist; daß die Beamten Titel führen wie Präsident, Auditor u. s. w.; daß Dinge wie Polsterkissen, Wollendamast-Westen, Rauchtabak als vom gemeinen Mann gekannt und gebraucht dargestellt werden — was alles ein weit späteres Zeitalter verräth.

Holberg's Haltung der philologischen Tüftelei gegenüber wurde wohl verstanden und ist in der Anklage so aufgefaßt und dargestellt, als habe er seine erbärmlichen Waffen gegen die Bildung gekehrt. Die Klage hebt hervor: „Seine böse intention mit der literatura samt offenbarem Vorsatz, die besten alten Scribenten in der lateinischen und Griechischen Sprache (worinnen er selbst sich höchlich unerfahren erweiset) zu ridiculisiren und aus den Schulen auszurotten, insonderheit Homerum und Virgilium, welche fürwahr (leider!) heutzutage nicht so lange in der Schule gekaut werden, wie geschehen sollte — wiewohl doch Auctor klaget." Die Possen mit der Universitätsdisputation werden bezeichnet als frevelhafte Verhöhnung der von den „glorwürdigsten" Königen errichteten Stiftungs-Urkunden, ja geben zu folgendem persönlichen Ausfall Anlaß: „Sicherlich muß es mit ihm selbsten sehr schlecht und jämmerlich bestellt seyn in denen Fächern, auf welche er so überaus zornig sich bezeiget."

Was aber die Gelehrten der Zeit besonders aufbrachte, war daß Holberg nach ihrer Ansicht den gemeinen Mann gegen die Bildung aufhetzte. Darum heißt es in der Klage:

„Was da sehr satyrice erzählet wird von einer

Disputation und darauf folgenden lüderlichen und ungereimten Schlägerey auf der Universität (dergestalt es kaum ein Exempel oder gleichen geben wird in der Christenheit, denn niemalen ist irgendwo solches passiret), kann, wie des Bischofs Bart beweiset [die protestantischen Bischöffe von Seeland trugen Bärte bis 1710], auf keine andere Universität nicht sich beziehen als die copenhagen'sche; und ob Auctor nicht versuchet, mit solch einer schmählichen Historie dem gemeinen Mann eine ihm selbsten gefällige idée von unserer Universität und gelehrten Materien beyzubringen, mag jeder entscheiden; dem Gemeinen Mann, der wenig von solchem weiß, und eher gestärket werden sollte in guten und avantageusen Gedanken de re literaria, denn mit so schändlichen und allerunwahrhaftesten Dingen verführet werden, wird hier genug zu wissen gethan für seine curiosité."

Peter Paars liegt vor uns als die erste Frucht von Holberg's dichterischer Kraft, spätgereift und saftreich.

Und das Wort Frucht, dieses Bild, das so häufig unrichtig auf Geistesprodukte angewandt wird, paßt eben auf dieses Werk; denn die Frucht ist ja nicht nur ein Resultat, nicht nur etwas Fertiges, das eine Entwickelung abschließt, sondern sie enthält das Kernhaus mit dem Keim zu zahlreichen neuen Pflanzen. So enthält auch Paars, dieses erste Erzeugniß eines komischen Genies, die Keime zu einer ganzen Reihe nachfolgender Werke.

Mit Recht hat es Erstaunen erregt, daß Holberg in der kurzen Zeit von knapp drei Jahren — von Anfang des Jahres 1722 bis zum Schlusse von 1724 — fast sämmtliche zwanzig und einige Schauspiele geschrieben,

die seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben und bringen werden. Wenigstens sieben Comödien des Jahres — dies ist eine in der nordischen Literatur einzig dastehende Produktivität, doppelt merkwürdig bei einem Mann, der zwischen seinem 37. und 40. Jahre schreibt. Man lernt diese Thatsache einigermaßen begreifen, wenn man beobachtet, wie die Gestalten, Situationen, Repliken, welche bald in den Comödien leibhaft vor den Augen der Zeitgenossen hervortreten sollten, in schwellender Fülle hier zusammengedrängt liegen, im Begriff, die epische Hülse zu sprengen, in welche sie eingeschlossen sind.

Fast alles ist hier enthalten, von bloßen Einfällen und Wendungen (wie „der höllische Gott Plutarchus" oder „Zwar starb er, doch wurde schon sein Fieber abgeführt") bis auf die Grundrisse zu den Charaktertypen. Fehlt auch eine der Hauptfiguren, der verschlagene Diener, Henrik, so findet sich doch schon der erste Entwurf zum Dienstmädchen-Typus in der derben Martha, von der es heißt:

Sie fand an Hinterlist nicht wieder ihres gleichen
Und alles Mädchenvolk mußt' ihr hierinnen weichen.
— — — — — — — — — — — —
Man mag ganz Anholt durch bis hin nach Lessöe gehn,
Doch wird man nirgend mehr solch schlaue Dirne sehn —

und von welcher, akkurat wie später von Pernille, gesagt wird, wenn sie studirt hätte, würde sie es weiter gebracht haben als mancher Mann.

Am meisten überraschend ist es jedoch, nicht nur solchen abstrakten Entwürfen zu begegnen, sondern hie und da auf eine Reihe von Versen zu treffen, aus denen

bald die eine, bald die andere von Holberg's bekanntesten Comödienfiguren hervorzutreten scheint.

Wenn die Rede davon ist, daß Einige Paarsens Schlachtordnung mangelhaft fanden, heißt es:

Wo ist ein General vom Heer der Tadler frei? —
Den Pöbel wird man oft ohn' Ursach rufen hören:
Ei! seht den General! der wird uns fechten lehren!
Er nimmt, ihr seht es ja, die Schanze schlecht in Acht;
Er schlüge, wär' er klug, gar leicht des Feindes Macht. —
Wer schreit so überlaut? Der Schneider und der Schinder,
Der Tischler, Zimmermann, der Tüncher, Bürstenbinder.
Selbst Prinz Eugenius, wie er auch siegen mag,
Schlägt keine Schlacht, daß nicht ein Fischerweib im Haag
Laut auf dem Markte schimpft: Eugen hat sich verlaufen! —
Nichts kränkt mich mehr, denn solch Geschwätz vom großen Haufen.

Und wenn die Kriegskunst des Vogtes kritisirt wird, ist dieselbe Klage mit anderen Worten ausgedrückt:

Die Staatskunst zu verstehn vermeinet jedermann:
Den General belehrt der Bauer, Handwerksmann.
Und mancher Feldherr darf nicht einen Schritt marschiren,
Der Schneider weiß das Heer viel besser anzuführen . . . . .
Ist es nicht Aberwitz, will dort beim Branntewein
In der Regierungskunst der Pöbel Meister sein?

Es ist deutlich genug: hier liegt in nuce der ganze Stoff zu „Der politische Kannegießer." Der Hauptcharakter selbst ist leicht skizzirt in diesem Handwerker, der den General lehren will, eine Schlacht gewinnen. Ja, mehr noch, sogar die Hauptsituation in diesem Stück finden wir späterhin in dem Gedicht entworfen. In dem Hause von Christen Storck lernen wir ein förmliches Collegium politicum kennen:

Ein seltsamer Discours: sie schrieen fast sich heiser;
Der Eine hielt zum Pabst, der Andre zu dem Kaiser.

Wenn Jener Friede schloß, war Der auf Krieg bedacht;
Die Feinde schlug man bald mit List und bald mit Macht.
— — — — — — — — — — — —
— Erschlagen ward der Bischof nun von Münster.
Und nun der Fürst von Köln, wie auch der Graf von Menz.
Die Reise ging nach Aars, nach Randers, nach Florenz.

Der „deutsche Jochen" liest aus der deutschen Zeitung vor: „Man schreibet von Paris" und gibt seine bekannte Uebersetzung davon (die Verwechselung von Paris und Paradis, Gefahr und Fahrt) zum Besten — als das Collegium durch Christen mit der Karbatsche unterbrochen wird, ganz wie in der Comödie durch Geske.

Oder man lese diese Verse:

Mich hätte heute nichts aus seinem Haus gebracht,
Ich wär' nicht heimgekehrt in Wetter und in Nacht;
Zum Unglück aber kam Bartscherer Gert Westphalen,
Der stundenlang erzählt ein Ding zu dutzend malen.
Von Hadersleben ging er einst nach Kiel hinüber,
's ist eine Meile weit — sechs Stunden schwätzt er drüber.
Man schläft, wacht manchmal auf, doch bringt ihn nichts zum Schweigen.
Die Priesterfrau mußt' ihm zuletzt die Thüre zeigen,
Denn es war Mitternacht. Den Schimpf empfand er nicht,
So daß er vor dem Thor noch ungehindert spricht.
— — — — — — — — — — — — —
Der Mann ist uns im Amt die allergrößte Plage.
Es bringt sein Plaudermaul uns noch um unsre Tage .....
Gewisse Stunden weiht er auch gewissen Dingen .....
Da morgen Montag ist — was man auch mit ihm spricht,
Die sieben Churfürsten erläßt er uns da nicht.
Spräch' Einer auch: mich pflegt auf Pöckelfleisch zu dürsten,
Wird doch die Antwort sein: Die sieben Reichs-Churfürsten.

Hier ist Gert Westphaler's Rolle angelegt, nicht

nur im Allgemeinen als die des ewig geschwätzigen Barbiers, sondern sogar mit seinen Haupt-Anekdoten.

Auch findet man hier Charaktere, die erst in Holberg's späteren Schauspielen ausgeführt sind, wie z. B. denjenigen des „Küster Peter" von Erasmus Montanus:

Dem Küster muß man sonst mit Rühmen zugestehen,
Daß er sein Amt versteht. Man kann es daraus sehen:
Sein Vorfahr, der sehr wohl vertraut war mit der Welt,
Bekam doch blos ein Lamm, wenn Peer die Kuh erhält.
Recht meisterlich weiß er die Lieder zu bedingen;
Wer ihm nur wenig giebt, dem wird er schlecht're singen.
Es starb jüngst einem Mann das erstgeborne Kind,
Dem setzte Peter zu und trieb es nicht gelind.
Der Bauer war sehr arm, eine Mark wollt' er ihm geben.
„Gut," sagte Peter, „gut! Ich schwör's bei meinem Leben,
So sing' ich auch darnach!" Der Bauer gab Bescheid:
„Hilft es denn meinem Sohn zu seiner Seligkeit?"
Peer ward dadurch erhitzt und denkt: Dich will ich kriegen!
Sprach: „Selig wird er erst, thut er im Grabe liegen." . . .
Der Bauer ward bestürzt, gab eine halbe Krone . . . .
So schlau war unser Peer.

Freilich ist dies bei weitem noch nicht der ganze Charakter; doch finden wir verschiedene wesentliche Züge davon einzeln verstreut unter andere Personen, wie z. B. wenn es von Peter Ruus heißt:

Auch im Latein war er viel gründlicher beschlagen;
Am Schnürchen wußt' er euch vollkommen herzusagen,
Wie Hosen, Stirne, Brust, Hals, Wange, Haut und Haar,
Mund, Auge, Nase, Fuß und Hand zu nennen war.
Nur die Grammatik war ihm nicht so gut bekannt,
Drum nahm er den Donat bisweilen gern zur Hand.
Sein Credo wußt' er auch, trotz Einem, herzusagen,
Ob er's auch nicht verstund; doch wer wird darnach fragen?

Und der Küster Peter ist nicht die einzige Gestalt aus Erasmus Montanus, der wir schon hier begegnen; auch der gelehrte Student Peter Iversen wird erwähnt, und der Werber Korporal Niels tritt in Funktion auf.

Ist es ferner nicht wie eine erste Skizze zu einer der bekanntesten und drolligsten Situationen in Jeppe vom Berge, wenn es vom Koch nach seiner scheinbaren Hinrichtung heißt:

Niels meint, er sei erblichen,
Sinkt nieder, glaubt sich todt, die Kraft war ihm entwichen.
— — — — — — — — — — — — — —
Doch fiel es Paarsen schwer,
Dem Koch durch Ernst und Drohn es aus dem Sinn zu lenken,
Daß er gestorben sei. Er rief: Es kann mich kränken,
Daß ihr nach meinem Tod mir macht so viel Beschwer.
Ihr seid im Jenseits hier die Obrigkeit nicht mehr ....
Ihr redet mir's nicht aus, ich schied ja aus dem Leben;
Ein Kriegsrecht sprach mir's ab, und neu das Leben geben
Kann mir ein Kriegsrecht blos.

Flüchtig zeigt sich das Profil Jacob von Tyboe's als Lieutenant Gert:

Im Felde stand er nicht,
Da er in jeder Schlacht sich hintern Busch verkrochen:
Die erste Salve hat er auf der Flucht gerochen.

Deutlich sehen wir Dietrich Menschenschreck en face in der Figur des Korporals:

Sein schrecklich Angesicht, die martial'schen Mienen,
Der stolze Gang, womit er in der Stub' erschienen,
Ach! hätten dem Achill fast Schrecken eingejagt.
Der Blick des Attila war minder unverzagt ....
Es glich ein jedes Haar, wenn er den Haarschopf regte,
Medusa's Schlangenhaar, das zischend sich bewegte.

Endlich sind sehr häufig Situationen nnd satirische Ausfälle, die in den Comödien vorkommen, schon hier angelegt. Die Schlägerei zwischen dem Viehdoktor und der alten Gunild ist eine deutliche Parallele zu derjenigen zwischen dem Barbier und der Wahrsagerin in Die Wochenstube; die Ausfälle gegen die Projektenmacher sind eine Vorbereitung auf jene, welche wir in Niels Klim und später in Die Republik finden; die zahlreichen Scenen, wo eine Person eine andere für ein Gespenst hält, vor ihr niederkniet und betet, sind Vorläufer von entsprechenden in Die Maskerade, Ohne Kopf und Schwanz, ja in einem so späten Stück wie Abracadabra.

Am interessantesten aber ist es vielleicht, daß wir schon hier in Umrissen jenes Schauspiel haben, welches gewissermaßen ein Resumé von Holberg's Stellung zu seiner ganzen Zeit gibt: Der glückliche Schiffbruch. Die Erbitterung und das Verkennen, welche das erste Buch von Peter Paars veranlaßte, weckte eine gewisse pessimistische Stimmung bei Holberg — jene Stimmung, welcher er etwas später in folgenden Worten Ausdruck gab: „Gleichwie die meisten Menschen in der Welt entweder böse oder unvernünftig sind, ingleichen finden auch die meisten nicht ihre Rechnung dabey, daß es Satyrici in der Welt giebt, so sie mit den rechten Farben abconterfeyen." Darum taucht im letzten Buch dieser Dichtung sein eigenes ideales Bild auf in Gestalt des verfolgten Stadtsatyrikus — des späteren Philemon. Da sitzt er am Tisch des Wirthes als „ein blasser, magrer Mann," der niemals sich einen Rausch trinkt:

Er horcht und lächelt stets bei diesen trunknen Klagen,
Giebt Acht auf jedes Wort, das jener Mann thut sagen.
Er sieht sehr würdig aus; doch sieht man's ihm wohl an,
Daß er des Lachens kaum sich mehr enthalten kann.

Der Wirth hebt den Werth dieses Mannes auf Kosten eines Lobhudlers hervor:

Er könnte wie Jens Busch Lobschriften stylisiren
Und Schwarz für Weiß ausschrei'n; das trüg ihm wacker Geld.
Sein Schwager hat ihm oft ausdrücklich vorgestellt:
Mein lieber Bruder, schreib' doch nicht mehr solche Schriften,
O schreib' dem Volk zum Ruhm!

Warum rühmt er nicht den Lieutenant Gert, der aus dem deutschen Krieg unversehrt heimgekommen; warum lobpreist er nicht den Küster Lars, der seinen Namen so gern gedruckt sehen möchte und dessen Frau so fruchtbar ist; warum will er nicht einen Vers zu Ehren des gelehrten Schulmeisters machen, der alljährlich so schöne Bücher herausgibt? Er kann sich nicht dazu überwinden. Kein Drohen, keine Folter brächte ihn dahin, etwas Anderes von dem berühmten Schulmann (augenscheinlich ist Hans Gram gemeint) zu sagen, als daß derselbe ein Erzpedant ist. Ja:

Belehrt das Landgericht mit Zwang mich eines andern,
So werd' ich augenblicks aus diesem Lande wandern.
Wie Midas' Leibbarbier mach' ich dem Schilf bekannt:
Es bleibt der Schulmajor zeitlebens ein Pedant!

Paars fragt naiv, was für ein Lohn Jenem denn für sein mühseliges Amt zu Theil werde; es müsse doch ziemlich viel dabei herausspringen, über Alles zu schreiben, was in der Stadt im Schwange sei.

Die Antwort war: Sein Lohn wär' nur von schlechtem Werthe,
Wenn man des Jahres nicht ein Extra ihm verehrte:
Im vor'gen Jahr bekam er seine tücht'ge Tracht,
Und gestern hätte man ihn hier fast umgebracht.

Von vielen Leuten hat er Schläge schon bekommen,
Nur von der Obrigkeit wird er in Schutz genommen.
Vor ein'gen Monden ward ein Schimpf ihm zugedacht,
Denn eine Schmähschrift ward auf ihn bekannt gemacht.
Man sagt, die zweite sey itzt wider ihn im Werke;
Doch solches plumpe Zeug ist ohne Geistesstärke.
Denn wer da Einsicht hat, ist diesem Manne gut
Und weiß, daß unserm Land ein solcher nöthig thut.

In demselben Geist, doch ohne den gestifteten oder beabsichtigten Nutzen so stark hervorzuheben, vertheidigt Holberg in seiner Kritik über Peter Paars sich gegen die Angriffe, womit Neid und Gallsucht ihm das Leben verbittern, und beruft sich auf seinen unwiderstehlichen dichterischen Drang. Er weiß recht gut, daß ihm aus seinen Schriften Verdruß erwächst — aber er kann nicht anders:

Denn meine Musa ist zu wild, voll Uebermuth;
Sie bringt in Wallung mir gar oft so stark das Blut,
Daß ich nicht schlafen kann, ich muß denn niederschreiben
Die Thorheit, Geckerei, so Alle ringsum treiben.
Schreib! ruft die Musa mir beim kleinsten Anlaß zu:
Hier ist Materie, ein Abbild nehme du!
Ob ich mich weigre mit Catonisch strenger Miene,
Es hilft mir nicht, es treibt mich rundum als Maschine.
Ich disputir' und fluch' und schneid' ein schief Gesicht:
Du änderst, lacht sie dann, doch die Natur dir nicht.

In diesem Gedicht kommt auch, und zwar mit einem tiefern Gefühl als man sonst bei Holberg gewohnt ist, eine wirklich poetische Wehmuth zu Worte in folgender melancholischer Schlußwendung:

Vielleicht im Grabe, wenn sein Leib zu Staub zerfällt,
Wenn einst nach seinem Tod verstummt der Neid der Welt:
Daß man in anderm Ton dann spielt ein ander Lied,
Mit Augen sieht, was itzt mit Brille Keiner sieht.

Mag sein, daß Weisheit nicht verborgen ist allhie
Und daß hierinnen nichts denn schlichte Phantasie;
Ein künstlich Werk, wird schon es keinen Nutzen stiften,
Vertauscht ein Kenner doch nicht mit gelehrten Schriften.

— — — — — — — — — — — —

Der schafft dem Lande Recht, ein Andrer schaffet Ehre,
Der zeigt an Weisheit sich und Der am Geiste reich;
Der Eine ist nur klug, der Andre göttergleich.

Es würde übrigens unrichtig sein, legte man größeres Gewicht auf diesen wehmüthigen Ton und diesen pathetischen Ausdruck eines berechtigten Selbstgefühls. Die Philemon-Stimmung ist in dem Gedicht nicht die vorherrschende; fast ausschließlich ist noch der Uebermuth der Jugend die Grundstimmung, auf welcher der Witz des Mannes sich aufbaut. Obschon Paars in allen Punkten eine Einleitung und Vorbereitung zu den Comödien ist, besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen den Gesichtspunkten in dieser Dichtung und in Die Dänische Schaubühne: hier hat Holberg sich zu voller Unparteilichkeit durchgekämpft und richtet seine satirischen Hiebe gleichmäßig gegen das jüngere wie gegen das ältere Geschlecht, während er dort noch seine ganze Kraft zum Angriff auf das ältere sammelt. „Peter Paars" ist eine direkte Satire gegen das Bestehende und zieht das, was heranwächst, keineswegs polemisch in Betracht. Dieses Werk athmet eine Jugend, welche höchst ungewöhnlich zu jener Zeit ist, fast so ungewöhnlich wie das Genie. Bei dem so weit weniger begabten Zeitgenossen Holberg's, dem Satiriker Christian Falster, findet sich nichts dem Entsprechendes; seine moralischen Durchhechelungen ergehen von Anfang an gleichmäßig über beide Generationen.

Es gab ja nämlich zwei Generationen, welche ein-

ander schroff gegenüberstanden: die Väter mit ihrem gravitätischen Anstand und ihrer spießbürgerlichen Despotie, mit Professorenhochmuth, Rangsucht, Aberglauben, Vorurtheilen, Scheinheiligkeit, Erbitterung gegen alles Neue — und die Söhne mit ihren Modethorheiten, ihren Pariser Reminiscenzen, ihrer Vergnügungssucht, ihrer Studentenwichtigkeit, ihrem zur Schau getragenen und sehr leicht ins Gegentheil umschlagenden Unglauben.

In den Holberg'schen Comödien geht es ziemlich gleichmäßig über beide Generationen her, wenn auch seine Sympathie in der Regel auf Seite der Jüngeren ist, indem diese einen unwiderstehlich beredten Fürsprecher in Henrik, eine höchst verschlagene Beschützerin in Pernille haben. Aber in „Peter Paars" ist Holberg noch zu jung, um Drang und Beruf zu fühlen, das Geschlecht lächerlich zu machen, das er als seinen natürlichen Bundesgenossen betrachten mußte. Hier kommt kein Jean de France vor, kein Erasmus Montanus, nicht einmal ein maskeradelustiger Leander. Die ganze Energie des Angriffes ist hier gegen die Brutalität der Sitten gerichtet, gegen die in ihrem Fett aufgedossene Dummheit, gegen die Trockenheit der ruhmgekrönten Pedanterie, gegen all' das Kleinstädtische, welches die Isolirung des Landes von der Außenwelt zur Folge gehabt.

Daher dieser Frühlingshauch in „Peter Paars", trotz all' des Steifen und Gekünstelten, Langweiligen und Altmodischen, das der Form heutzutage anklebt; daher auch der ausgelassene Uebermuth, womit Holberg in diesem ersten Jahr wie in den Gratulations-Versen zu Hans Michelsen's Ehre, zuweilen die steife Alexandriner-Form sprengt. Wie ist er jung in diesen Quasi-Versen, welche

der affektirten Geziertheit spotten! Es kommt Einem vor, als ob der lustigste Satyr Purzelbäume schlüge, wenn man folgende Selbstvertheidigung liest:

Man lobet Schmeichelei, wiewohl doch solche Kunst
Die Zofe, der Lakai, der Kutscher, mit Vergunst,
Sogar, mit Permission, ein Schneider üben kann,
Ja, mit Respekt gesagt, sogar ein Bettelmann.
Wollt' Autor auf diese Kunst sich verlegen,
So bin ich gewiß, und ich möchte wetten was Einer will,
ja mich hängen lassen meinetwegen:
Er würde den besten Dichtern beigezählt,
Dahingegen nun jeder, bis herab aufs Höckerweib, das
3 Schnürriemen zu 1 Schilling verkauft, ihn weidlich
schimpft und quält.
So ging es Boileau, so ging es Molière,
So Juvenalis seiner Zeit, jawohl auf Ehre!
Auch dem Lucilius trug solchen Lohn es ein.
Ob Einer leer ausgeht? Sagt mir! Ach nein, ach nein!

Wir haben nun gesehen, wie Holberg in Peter Paars unter dem Vorwand, Virgil zu parodiren, die heimische Kultur geißelt, und ferner, wie die Gestalten des spätern Dramatikers sich vom epischen Hintergrunde loslösen: Bremenfeld und Jeppe, Küster Peter, Barbier Gert und Tyboe, endlich das launige Selbstporträt, jener Stadtsatyrikus — der Entwurf zu dem idealeren Bilde in „Der glückliche Schiffbruch.“ Es ist zwar ein weiter Weg von Czar Peter zu Philemon; aber große Zuchtmeister sind sie Beide.

In seinem Gedicht „Die Jütländische Fehde“ hat Holberg ein abschreckendes Bild von der Göttin Pedanteria gegeben. Als er, um der Armuth zu entgehen, seine Vernunft- und Zwangsehe mit ihr einging, war es, wie wir sahen, zum ersten Mal, daß sein Sinn für Komik erwachte.

Die Satire auf die Universität ist der Ausgangspunkt in „Peter Paars.“ Das läßt sich nicht nur daraus schließen, daß der Disputationsstreit im dritten Gesang des ersten Buches, wobei die Pedanten einander die Bücher an den Kopf werfen, eine direkte Nachahmung von Boileau's Le lutrin enthält und daher die zuerst entworfene Scene sein muß — denn Holberg beginnt stets mit Nachahmung — sondern auch daraus, daß Holberg, unmittelbar nachdem er sein Epos beendet hatte, sozusagen in Einem Zug, das Universitätsprogramm anläßlich der Ertheilung des Baccalaureus-Grades schreibt, das am 7. Juni 1720 herauskommen sollte, aber die Censur des Consistoriums nicht bestand und durch ein anderes ersetzt wurde, welches Gram zum Verfasser hatte — den Madvig jener Zeit.

Holberg's Programm ward unterdrückt, angeblich als schlecht geschrieben, in Wahrheit aber, weil sein Inhalt die reinste Ironie war, ein spöttischer Zuspruch an die Universität, sich über den Verfall der metaphysischen Studien zu trösten. Es hatten sich in diesem Jahr nur 15 Candidaten zum Examen gemeldet: „Unsere Universität, welche jährlich so viele Candidaten hervorzubringen pfleget, daß sie mit den fruchtbarsten wetteifern kann, ist in diesem Jahr zu einer ungewöhnlichen Dürre eingeschrumpft.“ Holberg schildert den Kummer darüber in folgendem burlesken Stil: „Hierüber rufen Alle, daß man Buß- und Bettage einführen, die Augen gen Himmel erheben, weinen und wehklagen solle; nicht Wenige heulen und jammern, preisen die entschwundenen Tage und verkünden die Zeiten der Barbarei und den Untergang der gelehrten Welt .... Nicht nur Paläste, ingleichen bürger-

liche Häuser, Marktplätze und feste Burgen widerhallen täglich von diesen Klagen, diesen Seufzern .... Einige meinen ja, daß akademische Grade und Würden die Lebensgeister der Universität seien." Dann erklärt er, daß die Abnahme der Candidaten, welche man an der dänischen Hochschule nunmehr wahrnehme, nicht dieser allein eigenthümlich sei, sondern daß die philosophischen Professoren überhaupt nur mäßiges Glück machten. Der Strom der Zeit hat sich verändert: „Der Mangel, unter dem wir leiden, ist nicht uns eigenthümlich, sondern gemeinsam für unsere Gesellschaft und andere, besonders alternde Gesellschaften ähnlicher Art." Und nun wendet Holberg sich an die Jüngeren mit der fast übermüthigen Wendung: je weniger ihrer seien, desto größere Ehre für sie; denn gleichwie Waaren, an denen allzu großer Ueberfluß ist, im Preise sinken, so u. s. w.

Der akademische Grad sollte den Candidaten von dem hochlöblichen und hochgelahrten S. Lintrup ertheilt werden — Holberg's altem, verhaßten Rektor. Er vergißt auch ihn nicht in seinem Vortrag; er hebt hervor, was es sagen will, daß die Verdienste jegliches Candidaten von diesem berühmten Mann verkündet werden sollen, „den unsere Musen als ihren Pflegevater erkennen und durch dessen Abgang von der Universität sie einen unersetzlichen Verlust erleiden." Ja, er schließt mit folgender Wendung: „Und ist dieses die Krone von dem Glück der diesjährigen Candidaten, daß der beredsamste Mann ihnen die Lobrede hält." — Kein Wunder, daß die Schrift unterdrückt wurde.

Holberg tritt ursprünglich in seinen Gedichten weniger als Darsteller denn als Angreifer auf. Er hatte, als

er das erste Buch von Peter Paars herausgab, keinen klaren Plan über das Werk als Ganzes, und die Folge war, daß es keine wirkliche Einheit, keinen Zusammenhang bekam. Gleich von vornherein schleuderte er das Wichtigste hinaus, was er Spöttisches über dänische Zustände zu sagen hatte. Als die Erbitterung, die er dadurch erregte, über Erwarten groß war, ließ sein Interesse nach, und nur die Beliebtheit, deren die Dichtung sich gleichwohl bei der großen Menge erfreute, bewog ihn, dieselbe fortzusetzen, obschon er „immer bereit gewesen, selbige bei dem geringsten Mahnen abzubrechen.“ Aber er hat „des Publikums Faveur nicht mißbrauchet“ — im Gegentheil. „Den meisten hat bedünket, daß ich in meiner Continuation die Satire eher geschwächet denn geschärfet habe, welches auch wahr ist.“ Er hat nicht nur die Satire abgeschwächt, sondern das vierte Buch wird fast vollständig von Selbstvertheidigung ausgefüllt. Das Werk zerbröckelte unter seinen Händen, und mitten darin brach er ab, ohne, wie er versprochen, Peter Paars zu seiner Liebsten und wieder zurückzuführen.

Es ist bezeichnend, daß dieser sein erster Angriff auf heimische Zustände mit Selbstvertheidigung endet. So oft Holberg versuchte, offensiv vorzugehen, sah er sich bald zur Selbstwehr zurückgedrängt.

Er erfuhr dies von neuem bei der Unterdrückung seines Universitätsprogrammes. Die gleiche Erfahrung machte er als Satirendichter. Kaum hatte er „Peter Paars“ aus der Hand gelegt, als er mit dem Selbstvertrauen, das bezeichnend für ihn ist, und mit seinem steten Trieb, sich in allen Genres, worin Andere sich ausgezeichnet hatten, zu versuchen, daranging eine Reihe

Satiren zu schreiben. Auch auf diesem Gebiet nahm er anfangs Boileau zum Muster und begann mit unmittelbarer Nachahmung. Seine erste Satire behandelt nicht nur denselben Stoff wie Boileau's achte, sondern folgt dieser zu Beginn Schritt für Schritt. Boileau hatte gezeigt, daß der Mensch schlimmer, fürchterlicher ist als die Thiere; Holberg fügt hinzu, daß er obendrein lächerlich ist. Geschwind kommt nun sein eigenes Wesen zu seinem Rechte, und in den kühnen Angriffen auf Aberglauben, Pedanterie, Intoleranz erkennen wir ihn wieder. Gegen den Aberglauben schreibt er hier Verse wie diese:

Ja, würd' ein Cicero nun aus dem Grab erstehen
Und eine Procession in Spanien's (!) Lande sehen,
Und säh' anbeten er ein kleines Stückchen Brodt —
Er würde ja vor Scham um unsretthalben roth . . . . .
Man machte Götter sonst aus Stein und Holz und Bein;
Jtzt müssen künstlicher aus Weizenmehl sie sein.

Oder er äußert sich folgendermaßen:

Ein jeder, selbst ein Wurm, hat über sich Gedanken,
Er glaubt, daß die Natur für ihn durchbricht die Schranken.
— — — — — — — — — — — — —
Wenn eine Käsemilb' vermeinen wollte, Gott
Erschuf die Welt für sie — ihr Wahn erregte Spott . . . .
Die Thorheit wäre groß, doch unsre ist nicht minder.

Bald aber merkte Holberg, daß diese Form für den Angriff ihm weder gemäß war, noch recht anschlug. Scherzhaft ermahnte er sich selbst zur Vorsicht:

Doch Musa! tritt zurück und zähme dein Beginnen;
Wer diesen Fleck berührt, der muß ja Haß gewinnen . . . .
Du weißt, ein schlimmes Loos wird dir solch' Thun bereiten,
Zwing' Kirche, Schule doch nicht wider dich zu streiten.

Und deutlich ist es, daß er nicht nur durch seine Erfahrung, sondern durch sein ganzes dichterisches Na=

turell getrieben wird, darzustellen statt anzugreifen, von der Satire weg und hin zum Schauspiel gedrängt wird.

Indeß ist es interessant zu sehen, wie er hier, auf der Schwelle zu seinem Auftreten als Comödiendichter, bemüht ist, sich von seiner poetischen Weltanschauung Rechenschaft zu geben. In der ersten Satire wird die Frage aufgeworfen, ob man bei Betrachtung des Menschenlebens weinen oder lachen solle, und die Antwort ist: obwohl der Mensch in Bezug auf Rohheit und Grausamkeit unter dem Thiere steht und durch seinen Aberglauben und Wunderglauben, seine Kriegsthorheit und Unduldsamkeit Schrecken einflößt, so sei doch, Alles in Allem genommen, Lachen philosophischer als Weinen.

So trennt denn nichts mehr als ein Vorhang, der eben im Begriffe ist sich zu heben, den großen Dichter von dem Schauplatz der innern Scene, die seine Einbildungskraft unwillkürlich bevölkert. Bald reißt der Schleier vor dem Auge der Seele; bald tönen die lustigen, lärmenden Stimmen auf der offenen Straße: die Spießbürger machen sich breit, die Narren tummeln sich herum, der Witz blitzt und funkelt und fragt, ob noch Vernunft und gesunder Verstand, heitrer, guter Humor im Lande sei; und lachend antwortet bald der Eine, dann der Andere und endlich von allen Seiten ein schallender, brausend anschwellender Lachchor sein befreiendes, jubelndes Ja!

Der stille und einsame, launig lächelnde Universitätsprofessor, das Genie, aus dem Keiner einen Pedanten machen konnte — er sieht und hört all' dies voraus. Da sitzt er in seiner ärmlichen Wohnung in der Kjøbmager-Straße „überm Zuckerbäckerladen neben Schul-

meister David's Hof," aber sein Geist steigt und schwebt wie ein Falke mit ausgebreiteten Schwingen über die Stadt, über das Land — bereit, auf seinen Fang herabzustoßen. Er ist ein lediger Mann und hängt an keinem Weib; aber er hat seine Muse, und sie ihr geflügeltes Roß — keinen Pegasus, mit dem die Philologen solch' ein Wesen haben; bei ihm ist kein Stallraum für einen Pegasus. Nein, sein Flügelpferd das ist der Sonnenstrahl, der durch die Scheiben fällt. Ein Sprung — und die Muse, das übermüthige Mädchen, sitzt rittlings auf dem goldenen Strahl, und ihr weißes Gewand schillert in allen Regenbogenfarben bei der lustigen Himmelfahrt. Steig' empor, leichte Muse, bis du Aristophanes Wolkenhimmel mit der Hand berührst; poch' an Elysiums Pforte und grüße Plautus und Molière — dann laß dich wieder herab, bis du den festen Grund und Boden der heimischen Wirklichkeit unter deinen Füßen hast! Sieh dich überall um, durchschaue die Menschen mit deinem klugen, scharfen Blick, und nenne dann, kräftig und derb und ungeziert, wie du bist, deinem Dichter Alles mit dem rechten Namen.

IV.

Die Apologie des Sängers Tigellius, Holberg's zweite Satire, behandelt ein Problem, das den Dichter von frühester Jugend an beschäftigte, aber fort und fort als Räthsel vor ihm steht: die Wandelbarkeit des menschlichen Charakters, dieser Reichthum von Gegensätzen und Selbstwidersprüchen, aus welchem das menschliche Wesen zu bestehen scheint, das Schweben ganzer Völkerschaften zwischen Barbarei und gekünstelter Kultur, Aberglaube und Unglaube, und das Wechseln einzelner Persönlichkeiten zwischen Fleiß und Trägheit, Verschlossenheit und Mittheilsamkeit, Hochmuth und Einfachheit. Jeden Augenblick, heißt es in der Satire, begegnet man einem Protheus. Der Sänger Tigellius, bei Horaz ein Muster von Veränderlichkeit, ist so wenig eine Ausnahme, daß wenn vor den Herzen Fenster wären, man etwas Tigellianisches in jedem Menschen finden würde. Und die Satire schließt mit dieser Charakteristik des menschlichen Wesens:

Wer über Andere lacht, der lästert blos sich selbst.
Das große Medium, das sieht man Niemand halten,
In jedem Menschen wird ein seltsam Chaos walten
Von Furcht, Verwegenheit, von Ruh und wildem Geist,
Der uns im Wirbel fort in seinen Abgrund reißt;
Von Thorheit, Gravität, Bravoure, Coujonerie,
Unglaub' und Aberglaub', von Lust, Misanthropie,

Fahrlässigkeit und auch zu viel Akkuratesse,
Freigebigkeit und Geiz, Gemeinheit und Noblesse,
Von Mitleid, Rachbegier, Haß, Neigung, Trägheit, Fleiß,
Von Frieden und von Krieg, von Feuer und von Eis.

Was ist also die Definition des Menschen? fragt Holberg, und er antwortet, indem er die Idee des Gedichtes in die letzte Zeile zusammenfaßt:

Er ist ein Thier, das sich nicht definiren läßt.

Niemand, der, mit einem lebhaften Eindruck von den bekanntesten Holberg'schen Comödienfiguren, auf diese Schilderung und die citirte Schluß-Charakteristik des Menschenwesens stößt, kann umhin, zu stutzen, wie wenig dieser Satz für diese Gestalten zutrifft. Wie? Der politische Kannegießer, Jacob von Tyboe, Jean de France, der geschäftige Müßiggänger, der geschwätzige Barbier — das sollten Wesen sein, die sich nicht definiren lassen! Sie werden ja unaufhörlich von ihrer Umgebung definirt; sie definiren sich selbst sozusagen in ihrem Namen. Sie sind aus Einem Guß und gleichartig durch und durch.

Wünschen wir bei dichterischen Gestalten zu verweilen, die reich an innern Widersprüchen sind, so lassen wir unsere Gedanken zu Shakespeare und Goethe, zu Hamlet oder Faust schweifen, nicht aber zu Holberg und seinen Hauptpersonen.

Wir sehen sogar, daß, wenn Holberg es ausdrücklich darauf anlegt, einen solchen sich selbst widersprechenden, veränderlichen und aus scheinbar unvereinbaren Eigenschaften bestehenden Character darzustellen, ihm dies vollständig mißlingt — wie gleich bei seinem zweiten Stück Die Wankelmüthige. Madame ändert zwar ihren Sinn siebenmal in der Stunde, aber man sieht, besonders in der ersten Fassung des Schauspiels, ganz und gar

nicht, was eigentlich den Stimmungswechsel veranlaßt. Es heißt blos: „Inzwischen ist sie anderer Laune geworden," oder ähnlich. Der Beweggrund fehlt und damit das Band, welches die widerstreitenden Eigenschaften und Handlungen zusammenhalten sollte. Man gewinnt keinen Einblick in die Tiefe einer Persönlichkeit.

Falls Die Wankelmüthige, wie leicht denkbar, obschon der Reihe nach das zweite, das von Holberg zuerst angelegte Stück ist, so möchte es den Anschein haben, als ob er von Anfang an versucht hätte, mit seinem Geist einen weiteren Umkreis zu umspannen als er eigentlich beherrschte, dann den Versuch aufgegeben und später in der Regel sich auf einfachere Aufgaben beschränkt hätte. Wahrscheinlich ist indeß, daß er das Ungenügende in dieser Charakterzeichnung nicht selbst gefühlt, sondern die Launenhaftigkeit nur als widersinnige Unruhe — im Stile des geschäftigen Müßiggängers — aufgefaßt hat. Unwillkürlich hat er sich seine Aufgabe erleichtert, indem er sie vereinfachte.

Was bedeutet dies? Was ist die Ursache dieser Erscheinung?

Der Grund hiervon liegt in der Beschaffenheit seines geistigen Auges, in seiner Art, das Leben zu betrachten. Holberg sieht, wie man in Europa zu seiner Zeit sah. Sein Blick für die Menschen und seine Menschendarstellung sind von der herrschenden Geistesform des Zeitalters, dem Klassicismus bedingt.

Die klassische Geistesrichtung beginnt, als mit dem Aufhören der Renaissance die Zeit der gewaltigen Temperamente vorbei ist, und endet, als gegen Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Glaube an die Macht

des Unbewußten im Gegensatz zu der Bedeutung des räsonnirenden Denkens zurückkehrt. Der klassische Geist ist ein Verstand, der an die persönliche Vernunft glaubt: dieselbe regiert als Gottheit das Weltall und beherrscht als Tugend die Leidenschaften in der Menschenwelt. In der Wissenschaft bedeutet sie die Herrschaft der literarischen Bildung, in der Kunst und Poesie die Herrschaft des guten Geschmacks, der Politur. Der klassische Geist faßt das, was unmittelbar hinter ihm liegt, als das Zeitalter der Barbarei, der Ungeschliffenheit auf; und während er den Menschen Vernunft predigt, will er zugleich der Sprache Glanz verleihen. Darum sagt Holberg:

Ich schreibe nicht allein um zu moralisiren,
Nicht nur das Volk, nein auch die Sprache zu poliren.

Dieser Geistesform voran geht in den großen Hauptländern die Zeit, welcher die sprudelnden Naturgenies ihr Gepräge aufdrückten, Männer wie Boccaccio, Rabelais, Luther und Shakespeare. Die großen Namen des Klassicismus sind Molière, Boileau und Racine, Pope und Addison; er kulminirt in Frankreich mit Voltaire, in Deutschland mit Lessing. Er ersteht, als bei den herrschenden Nationen vermöge des Aufschwungs der Kultur die dichterische Einbildungskraft ihre Stärke, ihre Stütze, ihre Begränzung, ihre Ideale in dem innigsten Verein mit einem klaren, universell gebildeten Verstande sucht und findet; er erlischt, als Herder und Goethe in Deutschland, Chateaubriand in Frankreich, Burns und Wordsworth in England, Ewald und Oehlenschläger in Dänemark, eine neue Zeit verkündigen.

Es gilt als allgemeine Regel, daß der Menschengeist, der Natur und den Menschen von Angesicht zu

Angesicht gegenübergestellt, eine doppelte Thätigkeit auszuüben hat: erstlich möglichst reiche und vielseitige Eindrücke aufzunehmen, und zweitens, dieselben zu verarbeiten, zu zerlegen und nach Vermögen die dadurch hervorgerufenen Vorstellungen zu ordnen und auszudrücken.

Auf verschiedenen Entwickelungsstufen ist die Menschheit zu der einen Thätigkeit geeigneter als zu der andern, ebenso zeigen die verschiedenen Racen und Zeitalter sich hierin von ungleicher Stärke. Der klassische Geist besitzt eine größere Fähigkeit, die Vorstellungen zu ordnen und sie in logischem Zusammenhang zu entwickeln, als einen vollen, gesammelten Eindruck zu erhalten, vermag deshalb auch nicht denselben durch künstlerische Mittel wiederzugeben, die aller Logik spotten, aber entweder unfaßlich malerisch oder durch ihren Klang fast magisch wirken.

Der Renaissance-Dichter Shakespeare hat den vollständigen allseitigen Eindruck von dem Charakter Hamlets; Hamlet ist gut und grausam, entschlossen und ohne Thatkraft, genial und bis zur Grenze des Wahnsinns schwermüthig, durchgebildet und brutal, pläneschmiedend und planlos; und Shakespeare stellt die Gestalt hin ohne über sie irgendwie zu räsonniren, ohne jedweden Versuch sie zu erklären; Hamlet ist räthselhaft wie das Leben selbst.

Holberg ist genug Dichter, um selbst von dem flüchtig Gesehenen und Beobachteten einen tiefen und nachhaltigen Eindruck zu empfangen. In seinem Hirn haben sich tausende von Bildern aus der Wirklichkeit angehäuft; er weiß auf's Haar wie ein jütländischer Proprietär denkt und spricht, und der westjütische Dialekt liegt ihm im Ohr; er kann dänische Bauern, Handwerker, Bürger und Schulmeister, Lakaien und Edelfrauen zeichnen, daß die

Aehnlichkeit frappant ist und kein wesentlicher Zug vergessen oder weggelassen scheint. Achtet man aber genauer auf die Handlungsweise der Hauptpersonen, so entdeckt man, daß Holberg als klassischer Dichter den Eindruck zertheilt, von dem vollständigen, stereoskopisch gesehenen Bild zumeist nur eine einzelne Haupteigenschaft herausgreift, wie Rastlosigkeit, Geschwätzigkeit oder Prahlerei, den ganzen Charakter um diese Eigenschaft formt und nun die Gestalt in ein Kreuzfeuer stellt von lauter Unterhaltungen über ihre auffallende Eigenthümlichkeit, deren Entstehen wir nicht miterlebt haben, und die sich durch die ganze Comödie gleichbleibt.

Der Klassicismus entwickelt sich zu einem Zeitpunkt, wo in den leitenden Ländern Europas das Königthum ganz neuen Glanz und ganz neue Macht gewinnt, indem es entweder wie in Frankreich unter Ludwig XIV. absolut wird, nachdem es den Reichsadel gebrochen und ihn von den Landgütern an den Hof gezogen hat, oder wie in England unter Karl II. nach der Besiegung einer Republik wieder neu eingeführt wird. Diese Geistesform geht von Frankreich aus und wird Europa's Muster zu gleicher Zeit als die französische Königsmacht das Muster für Europa wird.

Als Kunstform ist der Klassicismus ursprünglich aus dem Verhältniß des Dichters zu dem neuen Publikum hervorgegangen, das sich aus einem Hofadel bildet, der wohlerzogen und müßig ist und der sich in Ermangelung jeder anderen Beschäftigung auf diejenige, die Gesprächskunst zu pflegen, verlegt. Die Männer und Frauen, die — welchem Stand sie auch durch Geburt angehören — Hofbildung erhalten haben, finden

ein bisher ungekanntes Vergnügen daran, ein Gespräch zu führen: es freut sie, daß sie selbst wie auch die Anderen die jüngst noch so steife und unpolirte Sprache in ihrer Gewalt haben. Sie unterhalten sich mit Geschmack und Leichtigkeit über alle ernsten oder scherzhaften Gegenstände, welche für Männer und Frauen der guten Gesellschaft, die keine Fachkenntnisse besitzen, ein Interesse haben. Es wird für den Fachmann eine Aufgabe, seine Gedanken und sein Wissen so mitzutheilen, daß er nicht durch technische Einzelnheiten, nicht durch eine der feinen Welt unverständliche Terminologie abschreckt. Die Hofbildung sieht auf die Universitätsbildung mit Verachtung herab. Es ist bezeichnend, daß der vielseitigste und vielleicht am meisten typische Denker jener Zeit, Leibnitz (1646—1716), der seine Bildung, die literarische sowohl wie die wissenschaftliche, an den Höfen und in Paris vollendet hatte, welche Stadt er lobpreisend „die Hauptstadt der Galanterie" nennt, oft mit unverhohlener Verachtung von den Universitäten spricht; er dachte von sich selbst zu groß, um sich mit der Stellung eines Professors begnügen zu können. Er nennt die Universitäten mönchische Anstalten, die sich mit bloßen Grillen abgeben, und wundert sich darüber, daß angesehene Männer, wenn sie als Schriftsteller auftreten, lieber Proben ihrer Gelehrsamkeit als ihrer Erfahrung und Urtheilskraft ablegen wollen. Die Höfe waren seine Zufluchtsstätten; er wünschte öfters, obschon vergebens, von ihnen aus eine Universitätsreform vorzunehmen; er suchte vermittels seiner vornehmen Verbindungen wissenschaftliche Akademien, nach dem Vorbild der französischen, in Berlin wie auch in Wien und Petersburg zu gründen. So ferne stand

er, obgleich ein Deutscher, der deutschen Professorenwelt, daß er weder in seinen Schriften sich mit ihr einließ, noch seine Werke an sie richtete, sondern dieselben philosophischen Königinnen und Fürsten widmete.*)

Von nun an also ist nicht mehr der Hochgelehrte (wie Scaliger z. B.) Schiedsrichter über das, was richtig oder schön oder geschmackvoll, sondern der Geschmack des Hofes ist maßgebend. Alles kommt auf die Meinung an, die der Mann von Lebenserfahrung und weltmännischer Bildung hegt — „der honette Mann," wie man in Frankreich sagt, „guter Leute Kind," wie Holberg sagen würde. Clitandre oder Philinte bei Molière, Leonard bei Holberg ist der vernünftige Richter, welcher die „Pedanten", die Pfleger des gelehrten Specialstudiums, auf welches der Klassicismus herabsieht, verdrängt.

Auch in Dänemark steht der Triumph der klassischen Geistesrichtung durch Holberg mit der Errichtung der absoluten Monarchie in Verbindung. Holberg's ganze Wirksamkeit kann — wie schon früher von Heiberg, wenn auch in ganz anderm Zusammenhang bemerkt worden ist — „als eine der durch die Einführung der absoluten Souveränität hervorgerufenen Erscheinungen" betrachtet werden. Nur daß der arme große Schriftsteller jede Unterstützung von Seiten der Könige entbehrte. Frederik IV. glich Ludwig XIV. in dessen Beziehung zur Literatur nicht; er hatte nicht viel andere Züge mit ihm gemein, als die vielen Maitressen en titre — nur daß er, mehr bürgerlich angelegt, sie zur linken Hand zu ehelichen pflegte. Die Gräfinnen Velo, Viereck, Schindel und

*) Man vergleiche Fr. Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 347.

Anna Sophia waren seine Montespan, La Vallière, Fontanges und Maintenon. Er hat als Persönlichkeit etwas vom Wesen Frederiks VII., war beliebt und fand Nachsicht wie dieser. Im Zeitalter Christian's VI., das folgte, waren die Zustände noch ungünstiger für die Literatur: strenge Sitten waren die officielle Parole; der Hof hielt sich vom Volk abgeschlossen; der König arbeitete, sparte, baute und betete. Nach der regellosen, aber lebhaften Physiognomie, die das Land unter Frederik IV. gehabt hatte, war nun die vollständige Verwischung aller lebhaften Züge erfolgt; die geistliche Liederdichtung blühte, die Unterhaltungsliteratur wurde zurückgedrängt, Holberg mußte als Dichter verstummen.

Als endlich mit der Thronbesteigung Frederiks V. der Horizont sich wieder für ihn aufklärte, war er bereits ein alter Mann. Und doch kam er auch nun dem König nicht näher. Während Ludwig XIV., wenigstens der Sage nach, um seine Hofleute zu ärgern und zu strafen, mit Molière allein zu Mittag gespeist hatte, ließ Frederik V., der mit so großen Erwartungen begrüßte, aufgeklärte Monarch, es bekanntlich dem greisen Holberg verbieten, an demselben Tische zu speisen wie er, und noch dazu bei eben dem Fest, das man dem König bei Errichtung jener Akademie zu Soröe gab, welche Holberg aus eigenen Mitteln gestiftet hatte.

Aber trotz alledem: Holberg stützte sich an das Königshaus und den Hof. Nur durch den Beistand hochstehender Männer gelang es, eine dänische Schaubühne zu errichten. Dies ist vielleicht zuerst einem Manne zu verdanken, dessen Liebe zur Sprache und Literatur ihn verhältnißmäßig rasch bewog, seinen Haß gegen Holberg

aufzugeben — Friedrich Rostgard, Präsident der dänischen Kanzlei, mit einer natürlichen Tochter des Grafen Konrad Reventlow vermählt, dessen andere Tochter Anna Sophia, die Geliebte und spätere Gemahlin des Königs war. Demnach verdankt man es dem Großkanzler und Universitätspatron Ulrich von Holstein, welcher mit der Halbschwester derselben Anna Sophia vermählt war. Holberg sagt selbst, daß es einige von „den vornehmsten Leuten der Stadt hier" waren, „sogar Leute vom ersten Rang, welchen Hartnäckigkeit entgegenzusetzen, keine leichte Sache wäre," die ihn aufforderten, Comödien zu schreiben und ihn in seinen Bestrebungen, ein dänisches Theater zu gründen, unterstützten. Ihren Beifall wünschte er sich, nicht den der Gelehrten; sie hatten die moralische und sprachliche „Politur", welche den Collegen fehlte.

Hier fällt ein neues Licht auf Holberg's Haß zu den Pedanten, diesen Haß, der so auffallend ist, daß der Franzose Legrelle — von allen Ausländern derjenige, welcher Holberg heutzutage am genauesten kennt — denselben nicht für wirklich empfunden hielt, sondern in dem Kriege Holberg's gegen die Pedanterie eine pure Nachahmung von Molière sah. Er hebt hervor, daß immer die Pedanterie es sei, welche bei Holberg unter den verschiedensten Formen den Gipfelpunkt des Lächerlichen bezeichne; er räumt ein, daß sie zu jener Zeit in Kopenhagen epidemisch war, wie sie es ein Jahrhundert vorher in Frankreich gewesen. „Aber," sagt er, „ich kann nicht glauben, daß es zu Holberg's Zeit nichts anderes Lächerliches in Kopenhagen gab, als die eingebildeten Gelehrten und die Eitelkeit, womit ihre Unwissenheit sich aufblähte. Das Lächerliche ist nie etwas, worauf

nur eine kleine Anzahl bestimmter Professionen ein Alleinrecht hätte." (Legrelle: Holberg considéré comme imitateur de Molière.)

Holberg denkt, ganz im Geiste des Klassicismus, geringschätzig vom Specialstudium. Seine stetigen Angriffe auf die damaligen Gelehrten sind befreiend, vortrefflich, aber sie sind unrichtig geformt. Wieder und wieder, sein ganzes Leben hindurch, wirft er ihnen vor, daß die Gegenstände, womit sie sich befassen, zu speciell, zu geringfügig seien: „Die Sandalen der Alten", „Woher das Summen der Mücken und Fliegen kommt" u. s. w. — aber für die Wissenschaft ist nichts zu gering. Die Behandlungsweise ist's, worauf es allein ankommt. Kein Thema ist so groß, daß es nicht durch eine geistlose Behandlung unsäglich armselig und hohl werden könnte — in unseren Tagen umspannen die Dummköpfe mit Vorliebe in jedem Aufsatz die ganze Weltgeschichte — und keines ist so klein, daß es nicht, geistvoll aufgefaßt, einen Einblick in das Große, das Unendliche zu eröffnen vermöchte, in Gesetz und Zusammenhang der Gesetze. Dies hat Holberg als ausgeprägter Klassiker nicht begriffen. Das Allgemeine ist die Domäne des klassischen Geistes, darum auch die seine. Die Beschäftigung mit dem blos oder ganz Speciellen wird ihm leicht zur Pedanterie. In der zweiten Ausgabe seiner Dänischen Reichsgeschichte läßt er all die werthvollen Specialforschungen Gram's, die seit Erscheinen der ersten herausgekommen waren, unbenützt.

Der klassische Geist ist auch bei ihm in erster Linie die Gabe der Rede, die Befähigung, sich klar und kernig auszudrücken, die Kunst der Darstellung, des Vortrags.

Das Oratorische vernimmt man deutlich sogar in seinen Schauspielen. Zuerst aus dem regelmäßigen, einfachen Plan der Stücke, welcher als Beweisführung angelegt ist und mit einem quod erat demonstrandum endet, indem die Schlußverse die Moral zusammenfassen, so zu sagen das Resultat ziehen. Seine Methode ist häufig die folgende: er schildert eine Hauptfigur, die durch einen Fehler, einen Irrthum, eine Einbildung komisch ist; in dieser lächerlichen Eigenthümlichkeit steht sie der Vereinigung zweier Liebenden als Hinderniß im Wege, entweder als Vater (Hermann von Bremen, Vielgeschrei, Ranudo) oder als Rival (Jean de France, Gert Westphaler). Durch eine auf die schwache Seite des Betreffenden berechnete Intrigue werden nun die Liebenden vereinigt und dem Verirrten die Augen geöffnet. Nur selten wird die Intrigue durch die Umstände herbeigeführt (in Die Wankelmüthige, Hexerei, Ohne Kopf und Schwanz, Die Maskerade); in der Regel wird ein Plan geschmiedet, und in den eigentlich m o r a l i s c h e n Holberg'schen Comödien läuft das Ganze auf eine (fruchtende oder nicht fruchtende) Lehre hinaus, welche die thörichte Hauptperson erhält. Bisweilen indeß ist dies nicht der Fall; wie in Der 11. Juni, wo keine Absicht da ist, den Betrogenen, das Opfer der Intrigue, zu bessern oder zu belehren; ferner nicht in Der verpfändete Bauernjunge, wo die Komik in dem Werkzeug der Intrigue liegt, während die Opfer derselben weder Interesse haben noch verbessert werden, und am allerwenigsten in Die Weihnachtsstube, wo die Lustigkeit so frei ist. Es ist also nicht der moralische Zweck, der im tiefsten Grunde den Plan der Stücke bestimmt und

beherrscht, sondern die klassisch-oratorische Geistesform. Und diese ist bei Holberg so starr, daß sie die Handlung ganz nach der ursprünglichen Absicht des Dichters beugt. Niemals läßt er durch die Beweglichkeit der Menschennatur sich einen Strich durch die Rechnung machen — unvermeidlich führt er die Intrigue durch das lustigste Imbroglio zu der von den ersten Scenen von den Zuschauern vorausgesehenen Lösung.

Das Oratorische im Klassicismus tritt ferner in der Eigenthümlichkeit hervor, daß die Hauptpersonen immer vortrefflich zu sprechen verstehen. Ein Held und eine Heldin bei Corneille sind nicht größere Meister der Redekunst, als es ein Lakai und ein Kammermädchen, Henrik und Pernille, bei Holberg sind. Sie haben ein so gutes Mundwerk, als wären sie Advokaten, in der That sind sie auch Advokaten, nämlich Wortführer der gesunden Vernunft; ihre Monologe sind nicht selten eine ganze Holberg'sche Epistel, und der Dialog nähert sich bei den entscheidenden Stellen einem oratorischen Lanzenrennen.

Man nehme z. B. Troel's großen Einleitungsmonolog in der Wochenstube. Der vortreffliche Einfall mit der Liste „so lang wie das ganze Theatrum," worauf all' die 93 Namen der Frauen verzeichnet sind, denen die Geburt des Kindes mitgetheilt werden soll, ist nicht ursprünglich von Holberg. Dieses Verzeichniß ist eigentlich die Leporelloliste, welche das alte italienische Stück Il Convitato di Pietra eröffnet. Doch abgesehen von diesem Namen-Herschnurren ist der Monolog, welcher der trefflichen Expositionsscene vorangeht, eine echt Holberg'sche Abhandlung, eine im Namen der gesunden Vernunft gehaltene Kapuzinerpredigt, mit Einleitung, Steigerung und

Culmination: die Unarten der Hochzeiten, Begräbnisse, Wochenstuben werden der Ordnung gemäß behandelt, die Widersinnigkeiten werden in ebenso beredter wie ausgelassener Weise durch Erklärungen, Vergleiche u. s. w. aufgeklärt. Die Uebergänge von Glied zu Glied sind so willkürlich wie dieser: „Wende ich mich aber von den Hochzeiten zu den Begräbnissen, so find' ich bei den letzteren eben so viel Narrheit wie bei den erstern.... Die Vernunft sagt.... aber die Mode sagt.... u. s. w."

Man sehe Gusman's großen Monolog in Melampe (Akt I Sc. 5), worin er ein Dutzend Beweisgründe nach einander dafür anführt — mit Vordersatz, Nachsatz und Ergo — daß er größer ist als Prinz Paris.

Man lese Sparenberg's Monolog in dem ursprünglichen Entwurf zu Die Wankelmüthige; derselbe ist in seinem ganzen Aufbau eine Holberg'sche Epistel über Trinkgelder, mit Gründen, erklärenden Anekdoten, consequent durchgeführter Kritik und Verbesserungsvorschlägen.

Oder man denke an Henrik's berühmte Vertheidigung der Maskeraden; an den Strom von Argumenten, Einwendungen und Paradoxen, welcher Jeronimus gegenüber ihm zu Gebote steht („er könnte ein perfekter Lakaien-Prokurator werden" heißt es); an das Leben und den Witz, womit er in demselben Stück das Ehegericht spielt, abwechselnd der Anwalt der Jungfrau und der des jungen Mannes ist. Man denke überhaupt an alle die Stellen wo der Dialog bei Holberg den Charakter eines Prozesses, einer akademischen oder juridischen Disputation annimmt; z. B. im Kannegiesser an den Streit der Advokaten und die Gesuche der beiden Bürger anläßlich der gegenseitigen Gewerbsbeeinträchtigung; in Jeppe an die weitläufigen

(Bidermann entnommenen) Erzählungen der beiden Doktoren mit der daran geknüpften Beweisführung, sowie an den ganzen Gerichtsakt mit den Reden des Anklägers und Vertheidigers; in Melampe an den Monolog Sganarell's, wo dieser annimmt als Spion vor ein Tribunal mit Richtern und Folterbank geschleppt zu sein; in Erasmus an die Disputation zwischen dem Helden und dem Küster Peter; in Der glückliche Schiffbruch an den ganzen fünften Akt mit all den von den früheren Schauspielern bekannten Comödienfiguren vor den Schranken.

Die Replik ist immer beredt, wie komisch sie auch ist.

Das heißt mit anderen Worten: Holberg treibt das Wort niemals bis zu der Grenze, wo es sich in Ton oder Farbe, Musik oder Bild verwandelt. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht folgender Vers aus Peter Paars:

Der Vers besteht allein in Schönheit der G e d a n k e n.

Holberg's eigene Verse sind häufig schlecht, immer steif; es sind Verse, die verstandesmäßig, wie mit der Maschine gemacht sind. Wo er, wie in seiner verfehlten Metamorphosis die Absicht hat, eine rührende oder pathethische Wirkung damit zu erzielen, wird das Resultat langweilig oder parodistisch. Man fühlt wohl, daß jede Seite voll Verse ihm, wie er erzählt, „schier ein tüchtig Kopfweh benebst 12 Schilling für Caffe" kostet. Stimmung und Lyrik sind verdunstet, der nackte Alexandriner zurückgeblieben.

Darum finden wir auch niemals bei Holberg einen Monolog, der das stille Flüstern der Seele mit sich selbst ist. Sogar der Monolog ist oratorisch gebaut, eine

direkte Mittheilung an den Zuschauer. „Will Jemand meinen Namen wissen, so heiß ich, mit Verlaub, Oldfuchs, will Jemand mein Gewerbe wissen, so bin ich Schmarotzer, zu Diensten.“ — Ja, zuweilen ist der Monolog als Mittel angewandt, um die übrigen Personen des Stückes, die unbemerkt lauschen, von irgend etwas in Kenntniß zu setzen (in Die Wochenstube, Melampe, Der glückliche Schiffbruch).

Diejenigen, welche von Natur nicht redegewandt sind, werden es durch Erziehung oder Profession, wie die Dienstboten, Barbiere, Putzmacherinnen, Doktoren, Advokaten und Pedanten.

Mit dieser Neigung zum Allgemein-Oratorischen hängt der Umstand zusammen, daß die Personen nicht sämmtlich und nicht immer ganz wirklich sind. Holberg hat einen schärferen Blick für Gattungs- und Standes-Eigenschaften als für die individuellen. Er hat den Griff des klassischen Dichters, das eigenthümliche Gepräge eines Alters, eines Standes, einer Profession, eines Lasters oder einer Lächerlichkeit zu erfassen und zu accentuiren; er vermag mit kühner Künstlerhand die bestimmende Eigenschaft herauszugreifen, zu isoliren und Alles von ihr durchdringen zu lassen, aber selten gelingt es ihm, dem Individuum die ganze schillernde Mannigfaltigkeit des Lebens zu verleihen. Dies ist ein Mangel, den die klassische Geistesrichtung in allen Ländern mit sich führte. Wie wir in den französischen Tragödien fortwährend Charaktertypen begegnen, dem Tyrannen, der Vertrauten u. s. w. — Persönlichkeiten, deren Wesen sich fast in einer oder der anderen Eigenschaft, wie Ehrgeiz oder Treue erschöpft: so treffen wir auch in der klassischen

Comödie, die doch ganz anders und viel bewußter darauf ausgeht, ein Bild von dem Zeitalter und der Wirklichkeit zu geben, Figuren, wie den strengen, beschränkten Vater, den moralisirenden Onkel, den Geizigen, den Spieler, die heirathslustige alte Jungfer — Personen, deren Wesen sich auf ganz wenige Anhaltspunkte zurückführen läßt.

Deshalb auch bei Holberg. Nicht selten ist der individuelle Charakter unvollständig durchgeformt; der Typus des Großprahlers oder des Stutzers tritt wie die Hirnschale unter der Haut hervor. Das Wesentliche, Allgemeine ist bei der Hauptfigur bisweilen zu derb betont; dem entsprechend ist bei den Nebenfiguren die Individualität nicht selten völlig in die Standesuniform eingehüllt. Holberg's Advokaten, Aerzte, Poeten, Officiere sind nur Masken. Am schärfsten zeigt sich dieser Mangel in den jüngeren Jahren Holberg's in Ohne Kopf und Schwanz (in Deutschland unter dem Namen „Die Irrthümer" bekannt), wo Roland und Leander auf höchst einförmige, ganz symmetrische Art Repräsentanten für Aberglauben und Unglauben sind, um mit einem Male die Rollen zu vertauschen; während Ovidius, ohne irgendwelche persönliche Eigenthümlichkeit, immer balancirend, den Mittelweg bezeichnet. Wir fühlen diesen Mangel in der Regel am deutlichsten, wenn eine einzelne Person als Sprachrohr des Dichters auftritt und eine kleine moralische Abhandlung oder Deklamation zum Besten giebt. (Der Baron in Jeppe, der Lieutenant in Montanus.)

Shakespeare liebt es, eine lebhafte Vorstellung von dem Aeußern, den körperlichen Eigenthümlichkeiten seiner Personen zu geben: Percy, der Heißsporn, stammelt, Falstaff ist eine Fleischmasse und ohne seinen Fettwanst

gar nicht denkbar. Holberg als Klassiker überläßt es dem Schauspieler, seine Personen fett oder mager, brünett oder blond darzustellen. Bei ihm kommt kein Dicksack vor, und wenn von den Poeten als dürr und mager die Rede ist, so ist dies das Standesgepräge und keine individuelle Charakteristik.

Hiemit hängt die Benennung der Personen bei Holberg wie bei andern Klassikern zusammen. Bekanntlich haben seine Personen keine rechten Eigennamen; sie heißen Leander und Leonora, Jeronimus und Magdelone, sogar wenn unter einem und demselben Namen ein bedeutender Charakterunterschied liegt. Jeronimus ist in der Weihnachtsstube ein Kleinstadt-Spießbürger, in Montanus ein Landmann, der etwas höher steht als ein Bauer, in Der glückliche Schiffbruch Chef eines großen Handelshauses, in Henrik und Pernille ein Gutsbesitzer, in Die honette Ambition ein schwacher, rangsüchtiger Narr, in Pernille's kurzer Fräuleinstand ein habgieriger Heuchler; dennoch haben alle diese Rollen ein gewisses, sehr deutliches gemeinsames Gepräge, das Holberg so frappirt hat, daß er sich nicht — wie ein moderner Dichter thäte — die Mühe gab, einen Namen auszufinden, der auf irrationelle, malende Weise, schon durch seinen Klang die individuelle Vorstellung, die er beabsichtigte, hervorrief. Nicht selten sind seine Namen im Geiste des Klassicismus definirend, aber malend sind sie nie. Und bezeichnend genug: in allen Stücken, die Holberg überarbeitete, hat er die frühern individuellen Namen gestrichen und sie, gleichsam unter dem Druck der herrschenden Geistesform, durch die stereotypen Gattungs- oder Rollen-Namen ersetzt. Er beginnt mit Namen wie

Antonius, Engelke, Elsbeth; bald aber weichen sie vor den ständigen Namen der Liebhaber und Liebhaberinnen. In Gert Westphaler hieß das junge Mädchen ursprünglich Marie, erst später Leonora; in Die Wankelmüthige hieß Leonora zuerst Terentia und Henrik Torben.

Mit dieser Eigenthümlichkeit steht auch der Umstand in Verbindung, daß Holberg, ganz im Geiste des Klassicismus, sich nicht nur durch die Einfachheit und Ueberschaulichkeit der Handlung — ihre Einheit, wie man es nannte — auszeichnet, sondern sich auch nach Kräften befleißigt, die von den französischen Aesthetikern angeblich nach Aristoteles aufgestellten Regeln betreffs der Einheit der Zeit und des Ortes zu wahren. Ist es schon sonderbar, daß man in Frankreich im Zeitalter des Klassicismus etwas als technische Pflicht betrachten konnte, einzig und allein, weil Aristoteles es für richtig gehalten, so könnte es noch wunderlicher scheinen, daß man sich freiwillig einen dreifachen Zwang auferlegte und denselben mit einer falschen Autorität ausrüstete. Doch man las eben aus Aristoteles heraus, was die eigene Geistesform mit sich brachte. Der allzustarke Glaube an das Allgemein-Menschliche bedingte es, daß man den Ort, wo die Handlung vorging, so wenig wie möglich bezeichnete. Die Umgebung spielte keine Rolle, bildete nicht den Menschen — man faßte sie abstrakt auf. Und die Regel, daß die Handlung vom Anfang bis zum Schluß an demselben Orte spielen sollte, brachte es naturgemäß mit sich, daß der Ort nicht näher bezeichnet, daß die Einheit desselben auf Kosten seiner Bestimmtheit erreicht wurde. Holberg setzt sich hie und da, wo er nicht anders kann, über die Regel hinweg, wie in Jeppe; aber er huldigt ihr und sträubt sich so

lange wie möglich, sich einer Uebertretung derselben schuldig zu machen — ja, länger als möglich: wie in Henrik und Pernille, wo ein Junker und ein Fräulein, in einem Anfall von Eifersucht einander Porträts, Tabaksdosen, Schmucksachen, einen Stock mit Goldknopf auf offener Straße zuwerfen. Zuweilen ist die Scene so unbestimmt, daß man in Zweifel gewesen, in welchem Lande die Handlung vorgehe (Pernille's kurzer Fräuleinstand); zuweilen ist die Bezeichnung so humoristisch allgemein wie diese Notiz vor Melampe: „Scena ist ein offener Platz bei Pandolfi Grab." Und obwohl Holberg nicht selten, wie in Jeppe und in Die Brunnenreise, die knappe Zeit von 24 Stunden überschreitet, in welche der Vorschrift gemäß die Handlung gepreßt werden soll, so geht aus seinem Ulysses von Ithacia, „einer deutschen Comödie", deutlich hervor, daß fast nichts von den wirklichen, psychologischen Ungeheuerlichkeiten der deutschen Comödie ihn in dem Grade verletzt und sein künstlerisches Gewissen aufgebracht hat, wie der beständige Seelenwechsel und die Ausdehnung der Handlung durch eine ganze Reihe von Jahren. Die Unordnung des Lebens, dessen Formlosigkeit und bunte Mannigfaltigkeit, die Shakespeare erfreut und in welcher er sich so frei bewegt — dies Unübersehbare widerstrebt dem klassischen Dramatiker, gerade so wie das undefinirbare Ganze, der vollständige Organismus von Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten sich in der Regel seiner Auffassung entzieht.

Der Klassicismus hat, wie bekannt, nur in den romanischen Ländern seinen vollendetsten Ausdruck erreicht. Es ist kein bloßer Zufall, daß Englands Poesie ihre höchste Entwickelung unmittelbar vor seinem Auftreten erhielt und

daß in Deutschland erst nach Ueberwindung desselben die Dichtkunst zu ihrer schönsten Blüthe gedieh. Der romanische Geist ist nämlich im tiefsten Innern klassisch angelegt, und darum sehen wir auch im Zeitalter Ludwig's XIV. in Frankreich und den von Frankreich beeinflußten Ländern diejenigen Kunstformen hervortreten, welche eben im alten Rom die herrschenden waren und die genau mit dem römischen Wesen übereinstimmten: die Satire und das burleske Lustspiel. (Siehe über die Bedeutung der Satire als romanische Kunstform Hegel's Aesthetik, zweiter Theil: „Die römische Welt als Boden der Satyre".) Zu Holberg gelangen die Kunstformen, sowohl die Form der Satire wie diejenige der Comödie, von Rom über Frankreich (Juvenal und Horaz—Boileau—Holberg; Plautus und Terenz—Molière—Holberg.)

Doch die klassische Geistesform ist in der modernen Zeit hauptsächlich französisch, stimmt eigentlich nur genau zu dem französischen Nationalcharakter, der in seinem innersten Wesen darauf angelegt ist, sich in Verstandeserwägungen zu bewegen und die Redekunst zu ihrer höchsten Vollendung zu bringen. Wenn ein Volks-Charakter im Laufe der Zeit einer herrschenden Geistesform begegnet, die derartig beschaffen ist, daß das Volk in ihr seine eigenthümlichsten Fähigkeiten zu entfalten vermag — so erreicht es seinen höchsten künstlerischen Ausdruck. Darum sehen wir Frankreich zur Zeit Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. sich ganz Europa geistig unterwerfen. Die französische Tragödie ist selbst in England und in Italien mustergiltig; Molière und seine weit unbedeutenderen Nachfolger, wie Destouches, beherrschen die Bühnen Europas, und in Voltaire endlich erhält — nachdem Holberg cul-

minirt hat — der französische Nationalgeist und der Geist Europa's in jenen Tagen seinen größten Vertreter, welcher Roman, Tragödie, satirisches Epos, die wissenschaftliche Abhandlung, die philosophische Epistel, ja die Geschichtsschreibung und das Dictionnaire ganz zu seinen Organen umbildet.

Dänemark ist das einzige nicht romanische Land, dessen dramatische Poesie in der klassischen Periode ihre höchste Blüthe erreicht. Der Norden war in der Renaissancezeit künstlerisch nicht mitgekommen, ja die Dänen existirten damals geistig noch nicht als Volk, nun bringt das dänisch-norwegische Reich sein größtes literarisches Genie während des Klassicismus hervor, obwohl das klassische Wesen zweifellos dem germanischen Racen- und nordischen Volks-Charakter des Landes widerstreitet.

Dies ist so auffallend, daß man sich versucht fühlen könnte zu glauben, der Race- oder Volks-Charakter sei unrichtig bestimmt; aber auf tausend Wegen und durch mannigfache Untersuchungen und Vergleiche ist es festgestellt worden, wie fremd der Klassicismus dem nordischen Volksgeist in der That ist. Wie wenig der Volksgeist jenem Zeitgeist entsprach, verräth sich auch in der niemals vorher genügend aufgeklärten Thatsache, daß Holberg ohne irgend welche Schule vollständig allein steht. Zwar sagt man oft in ähnlicher Weise von Molière, er habe keine Schule gebildet, doch denkt man dabei ausschließlich an eine Schule von nahezu ebenbürtigen dramatischen Talenten; im Uebrigen hat Molière Nachfolger und Schüler genug. Holberg steht vor uns, soweit dies überhaupt von einem geistigen Gebieter sich sagen läßt, als eine ganz isolirte Gestalt.

Die Ursache scheint denn ausschließlich die zu sein, daß in der rein individuellen Beschaffenheit dieses Geistes Anlagen vorhanden waren, die nur in der Atmosphäre des Klassicismus zu ihrem Rechte gelangen konnten. Dieser Geist fühlte sich ausnahmsweise in dieser Atmosphäre heimisch wie in seinem Element.

Holberg's tiefstes Wesen war Verstand; aus diesem sproß seine Einbildungskraft hervor. Seine reproducirende Phantasie war die des Verständnisses; er sah, weil er verstand. Doch seine Einbildungskraft war wiederum gänzlich auf das Komische gerichtet. Seine freie Phantasie hatte ihren Hauptabfluß in kühnen Uebertreibungen. Der wesentlich oder ausschließlich Verständige kann als Dichter nur Komiker werden, und es ist wohl bekannt und oft genug hervorgehoben worden, daß Holberg als Dichter nicht nur seine einzige Stärke im Komischen hatte, sondern daß er nicht einmal im Stande war, die Berechtigung der nicht-komischen Dichtungsarten anzuerkennen. Da der Klassicismus Herrschaft des Verstandes und da das Komische im bürgerlichen Schauspiel die Verstandes-Seite der Poesie ist, so paßte Holberg's Wesen gut zu dem des Zeitgeistes. Hätte der dänische Dichter nur den geringsten Hang zur Lyrik gehabt, so wäre Gefahr vorhanden gewesen, daß ein Glied seines geistigen Organismus in jenen Tagen amputirt worden wäre. Hätte er einen entschiedenen Hang zum Pathos gehabt, so läge die Gefahr nahe, daß er — für uns unlesbare — Tragödien im Stil von Melampe geschrieben hätte; Sprache und Kultur standen im Norden zu weit zurück, als daß ein pathetisches oder tragisches Talent eine Form hätte finden können, die nicht unmittelbar darnach sich

als veraltet erwiesen hätte. Holberg aber brauchte nicht das Geringste zu opfern oder einzubüßen. Keine seiner Fähigkeiten versiegte aus Mangel an Nahrung. Der lustige und derbe Humor, die komische Phantasie allein konnten damals künstlerisch gedeihen; sie litten nur wenig unter der Beengung des Zeitalters, wurden von der ungenügenden Entwickelung der Sprache nicht berührt — im Gegentheil: die unentwickelte Sprache giebt für die folgende Zeit Holberg's Werken größere komische Kraft. Während das Schöne und Große, das in einer alten Sprachform niedergelegt ist, unter der Unvollkommenheit der Form leidet, im Lauf der Zeit Rostflecken bekommt, hat das Komische bei Holberg einen Verbündeten in der Zeit: es saugt, wie der Wein, Kräfte aus den Jahren. Die Sprachform der Holberg'schen Comödien hat im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten dieselbe anziehende Eigenthümlichkeit gewonnen, welche alte Bilder durch das Nachdunkeln ihrer Farben gewinnen. Wenn Holberg „Leichdornen" und „Lehnkutscher" schreibt, so ist er ergötzlicher für uns als er geahnt. Ja, er ist nicht nur ergötzlicher, er ist liebenswürdiger. Er erhält Eigenschaften, welche die Natur ihm verweigert hatte, z. B. eine ganz besondere Anmuth. Versagt ihm der Ausdruck, wenn er das Naive im Gespräch eines jungen Mädchens wiedergeben will, so verleiht die Zeit dem Ausdruck eine neue Naivetät. Schon eine Titulatur wie Monsieur, eine Form wie „fürnehm" statt „vornehm" genügt für uns, um dem ganzen Stil Charakter zu geben; es ist etwas Zierliches und Graziöses darin, ein altmodischer, aber kleidsamer Roccoco-Anstand, der dem Werk zu Gute kommt. Auf dem Gebiete der ernsthaften

Poesie findet sich nichts Analoges außer dem Reiz, den die nunmehr verloren gegangenen Wortformen der alten Volksweisen, durch die weit zahlreicheren Jahrhunderte, die über sie hingegangen, gewonnen haben. Die ernste Poesie des achtzehnten Jahrhunderts ist noch bei weitem nicht alt genug, um durch ihr Alter schon ehrwürdig zu sein; ihre Sprachform schreckt ab, wie eine kürzlich aus der Mode gekommene Tracht. Eben der mangelhafte Zustand der damaligen Sprache, welcher der ernsten Dichtung Abbruch that, wurde durch das Glück, das dem Genie zur Seite steht, ein Gewinn für Holberg.

Wäre er ein Jahrhundert später, im Zeitalter der Romantik geboren, mit diesem großen, aber eng begrenzten poetischen Talent, das so reich an Verstandeswitz, und dessen großartige Phantasie so ganz auf die Wirklichkeit gerichtet war, dem es aber an Gefühl und Erotik so sehr gebrach — so würde er Lebensbedingungen entbehrt, jedenfalls die volle Entfaltung seiner Fähigkeiten nicht erreicht haben. Nun hatte er das Glück, daß sogar seine Begrenzung seine Stärke wurde.

Für dieses Verhältniß hat man früher kein Verständniß gehabt. Heiberg sagt in seinen übrigens fein und auch sorgfältig abgefaßten Paragraphen über Holberg:

„Holberg, der als Literat und Schriftsteller im Allgemeinen zur rechten Zeit kam, erschien dagegen als Komiker zu früh; denn die komische Dichtkunst setzt [in Heiberg's System] die anderen Dichtungsarten voraus. .... Die eigenthümliche Erscheinung, daß Holberg mehr als ein Jahrhundert lang fast keinen merklichen Einfluß auf die Literatur geübt (während Molière eine ganze Schule von komischen Dichtern bildete), erklärt

sich aus der schon oben gemachten Bemerkung, daß Holberg in unserer Literatur zu früh kam, gleichwie die meisten bemerkenswerthen Epochen in ihr zur unrechten Zeit [!] gekommen sind. Ein unmittelbares Genie, wie Oehlenschläger, sollte zu Holberg's Zeit erstanden sein und ein reflektirendes, wie Holberg, zu derjenigen Oehlenschläger's."

Jawohl, wenn Heiberg die Geschichte hätte zurecht machen dürfen! Dann freilich wären alle Beide zu Grunde gegangen: Oehlenschläger wäre ein abstrakter Deklamator, Holberg niemals ein Dichter geworden. Aber welche Verachtung der Naturwissenschaft, welch ein Mangel an Einblick in die Bedingungen jeder Entwickelung und welche Geringschätzung der Geschichte liegt nicht in diesen speculativen Worten! Weil Heiberg das Geschehene nicht versteht, wird das Geschehene als tadelnswerth behandelt: die Geschichte muß sich geirrt haben, da die Zeitfolge nicht mit dem Gange des Hegel-Heiberg'schen Systems zusammenfällt.

Sehen wir nun, wie die klassische Geistesform mit Holberg's individuellem Wesen zusammentrifft und dasselbe in sich aufnimmt!

Von ihr rührt seine Stärke und Schwäche als Geschichtsschreiber her. Da sein Wesen der räsonnirende Verstand, ist ihm das Verständniß alles Allgemein-Menschlichen erleichtert; aber als Klassiker fehlt ihm gänzlich die geschmeidige Sympathie, welche den Historiker treibt, sich in die Empfindungsweise ferner Länder und Zeiten einzuleben und sein eigenes Seelenleben in demjenigen fremder Völkerschaften und Persönlichkeiten aufgehen zu lassen.

Er ist als Historiker erstaunlich wenig Psycholog und Dichter.

Nach der geschichtlichen Voraussetzung, welcher er sich anschließt, ist Odin, „gemeiniglich genannt Odin Vallfaudr,“ der erste nordische Monarch; die Religion, welche er stiftet, bezweckt das Volk streitbar zu machen. Und bereits im Geiste des klassischen Rationalismus fährt Holberg fort: „Dahero bildete er ihnen ein, daß keiner nach dem Tode in der Glückseeligen Wohnungen kommen könne, er sey denn in der Feldschlacht wider seine Feinde gestorben.“

Selbstverständlich hat Holberg nur geringes Interesse an der barbarischen Zeit; der ganze Zeitraum von König Skjold bis zu Christiern dem Ersten nimmt in seiner „Dänischen Reichsgeschichte“ nicht so viel Platz ein wie König Frederik III. allein. Und als echtem Klassiker gebricht ihm ganz und gar die Fähigkeit, den Eindruck von einer Gestalt aus dem nordischen Alterthum zu geben. Er zeichnet sie immer im Kostüm des 18. Jahrhunderts. Wenn er Saxo's Bericht von der Ermordung Harald Blaatand's durch Palnatoke mittheilt, sagt er, daß eine solche That „nicht wahrscheinlich konnte vollführt worden seyn von einem Manne, der zu seiner Zeit vor einen nordischen Philosopho passirete.“ Er bezeichnet Einar Tambeskjälver als Svend Estridsen's „alten Norwegischen Minister.“ Er fühlt sich nicht bewogen, seinen Stil nach dem Zeitalter, das er schildert, oder nach den Persönlichkeiten, die er sprechen läßt, umzubilden. Um zu zeigen, mit welcher Kriegszucht die Gothen unter ihrem König Theodorich gegen die Feinde zogen, führt er folgende Rede dieses Königs an sein Volk an: „Marschiret voran als-

wie Leute, die sich aufopfern vor das gemeine Beste, und übet keine Gewalt wider selbige, zu deren Schutz ihr entsendet werdet" — ein gothischer Heerbefehl im Roccoco-Stil. Die religiöse Bekehrung eines Landes ist seiner Auffassung nach eine Folge der zufälligen Denk- oder Handlungsweise einzelner Personen, nicht Ausdruck eines socialen Zustandes. Auf den Gedankengang der Könige, welche das Christenthum gewaltsam einführten, geht er nicht ein; er bestrebt sich nicht in seiner Darstellung barbarische Energie wiederzugeben. Das Komische, welches für ihn in dem Widerspruch liegt: mit Feuer und Schwert ein Land zum Christenthum zu bekehren, färbt seinen Stil und macht denselben leicht spöttelnd, wo er groß sein sollte. So heißt es von Olaf Trygvesön, daß er „sehr cavallierement" zu Werke ging, geschwind sein ganzes Reich christlich zu machen: „Wie wohl solcher gestalt gar nicht in die Fußstapfen der Apostel getreten ward, ingleichen nicht die Vorschriften erfüllet, so Christi Lehre gebeut, nehmlich den Glauben zu verpflanzen durch Lehre, Leben und kräftige Persuasionen; denn der König selbst, dieweil er en passant Christ geworden, so hielt er es nicht vor nothwendig, viele Conferencen und große Weitläuftigkeiten anzuwenden, sondern reisete von einer Province zur andern und frug die Leute mit dem Degen in der Hand, ob sie wollten Christen werden, welches fürwahr die meist compendieuse Art ist, ein Volk zu bekehren, wiewohl nicht, es gut und zuverlässig zu bekehren."

Deshalb treten die Könige der Sage und des Alterthums bei Holberg wie Könige in modernem Sinne des Wortes hervor. Alle seine Könige gleichen einander wie

Kartenkönige. Valdemarus II. Victoriosus ist für ihn ein König von derselben Beschaffenheit wie die zeitgenössischen. Und deshalb vermag Holberg auch kein klares Bild vom Mittelalter zu geben. Das Mittelalter war katholisch, und er sieht es in dem Lichte, worin es ihm als rationalistischem Protestanten erscheint, der noch dazu besondern Abscheu vor dem Katholicismus hegt. Er zweifelt nicht daran, daß die Päpste und Prälaten bewußte Betrüger gewesen, und er ist mit seiner rationellen Vorliebe für den Mittelweg, „das große Medium," der Leidenschaft und der Begeisterung des Mittelalters gegenüber kalt.

Holberg hatte die höchsten Vorstellungen von dem Beruf und der Würde eines Geschichtsschreibers — „eine Historie ist eines von den schwierigsten Werken, so Jemand unternehmen kann" — und bekanntlich bezeichnet er selbst einen epochemachenden Fortschritt in der dänischen Geschichtsschreibung. Zu einer Zeit, wo trockene Chroniken einerseits, weitläufige Aufzählungen aller Einzelnheiten von Krönungs- und Begräbnißceremonien andrerseits, in Dänemark noch für Geschichte galten, drang er mit seiner hohen klassischen Geistesbildung, seiner durchaus verständigen Anschauungsweise, seiner Uebersichtlichkeit und Erzählungskunst durch.

Auch widerlegt er eifrig die Behauptung, daß Studiren allein genüge, einen Historiker zu bilden; dazu erforderlich seien noch „Einsicht und Reflexionen;" ferner handele es sich um Objektivität; bewunderungswürdig sei der Historiker, aus dessen Werk man weder erkenne, welchem Volk noch welchem Religionsbekenntniß er angehöre. Der Geschichtsschreiber dürfe nichts hineinbringen, was nicht zu

seiner Erzählung gehöre, auch den Stil nicht zu sehr ausschmücken. Die Engländer finden Geschmack „an unordentlichen und verwirrenden Schauspielen;" aber, heißt es echt klassisch, „der größte Zierrath der Historie ist Simplicität." Der Hauptzweck der Geschichtskunde sei nicht, zu ergötzen, sondern zu unterweisen „und ein Spiegel zu seyn, darinnen man aus vergangenen Dingen die zukünftigen sehen und beurtheilen" könne. (Erwägung über Geschichte.)

In zwei Hauptpunkten zeigt Holberg sich deswegen in seiner Eigenschaft eines Geschichtsschreibers als ausgeprägter Repräsentant des Klassicismus.

Erstens in seinem Verhältniß zu dem Material, das er benützt.

Strenge, fachwissenschaftliche Kritik der Quellen ist seine Sache nicht. Deutliche Widersprüche oder offenbare Einseitigkeit der Autoren, aus denen er schöpft, rufen allerdings seine Kritik hervor, sowie er andere klassische Historiker, Voltaire z. B., durch seine Gewissenhaftigkeit außerordentlich übertrifft; doch stellt er sich nie mit peinlicher Strenge die Frage: Was ist Wahrheit in dem aus der Vergangenheit Ueberlieferten, und wo find' ich dieselbe, falls sie in der Ueberlieferung nicht enthalten ist? — Nicht die unterirdische Detailkritik des Gegebenen, sondern die lichte und klare Darstellung eines interessanten und anregenden Stoffes machte ihm Freude. Er war von Natur nicht Gelehrter, sondern Schriftsteller, seiner Geistesrichtung nach kein Specialist, sondern ein Mann des Ueberblickes. Darum sehen wir, daß, wo Holberg und Gram zu denselben Hauptresultaten gelangen, sie dies jeder auf seinem Weg erreichen, Gram auf dem der Kenntniß und der Kritik, Holberg

auf dem der Betrachtung und des Urtheils; und darum sehen wir auch, daß nachdem Gram einen entscheidenden Fortschritt gemacht, indem er die eigentlich historische Kritik in Dänemark einführte, Holberg nicht nur, wie schon erwähnt, bei seiner neuen Ausgabe der dänischen Geschichte Gram's Forschungen unbenützt läßt, sondern daß er sich überhaupt von dem Feld abwendet, wo nun neue Bahnen, die er nicht einschlagen konnte, gebrochen waren; daß er seine historischen Forschungen aufgiebt und die Geschichte Dänemark's mit andern Gebieten vertauscht, wo die Forderungen weniger streng waren und er sich mit größerer Freiheit bewegen konnte.

Zweitens ist Holberg in seiner historischen Darstellungsweise entschiedener Klassiker. Es handelt sich, wie er meint, hauptsächlich darum „was man schreibet in einem simpeln und zugleich zierlichen und bündigen Stil auszuführen.“ Gleich den zeitgenössischen Historikern des Auslandes hat er seine Hauptstärke im Erzählen und Erklären. Er trägt klar und fließend vor (doch nicht ohne Wiederholungen) mit der Absicht, dem Leser eine verständige Unterhaltung zu gewähren; er erklärt sorgfältig, leidenschaftslos, mit einem gesunden, wenn auch etwas zu leicht befriedigtem Trieb, sich Rechenschaft und dem Leser Gründe zu geben.

Was fehlt, ist einerseits Sinnlichkeit, andrerseits Seele: Holberg's Mittheilungen sind klar, aber niemals anschaulich, sie geben kein Bild. Man sieht nicht das vor sich, was dem Berichte nach geschieht, — der Erzähler ist kein Maler. Und andererseits: da er ja einzig, weil die Begebenheiten ihm die Hauptsache sind, wesentlich Erzähler und pragmatischer Erklärer wird, so treten die Per-

sönlichkeiten in seiner Geschichte nur um der Begebenheiten willen auf; ob auch genügend Leben und Handlung, ist doch im Grunde keine Seele darin. Die Beschaffenheit des Stiles bringt es mit sich, daß derselbe niemals eines von den Worten gebraucht, die plötzlich, wie ein Blitz aufzuckend, uns den Einblick in eine Menschenseele eröffnen. Daß Geschichte wesentlich Psychologie ist — dieser Gedanke ist Holberg und seinem Zeitalter fremd.

Sehr deutlich offenbart sich die Begrenzung in den Werken, die augenscheinlich gerade auf's Psychologische angelegt sind, wie in der Geschichte verschiedener Heldinnen. Entsprach das Heroische an und für sich nicht sonderlich Holberg's Talent, so war dies mit dem speciell Weiblichen noch weniger der Fall. Deshalb liegt nicht der schwächste Hauch von Weiblichkeit über dieser ganzen Schrift. Selbst wo Holberg dem Weiblichen ganz nahe ist, erfaßt er es nicht, weil er keinen Blick dafür hat. Bei den Widersprüchen im Wesen der großen Frauen bemerkt er nicht, daß sie feminin sind; sie erregen nur seinen komischen Sinn. Nachdem er z. B. die Königin Elisabeth in ihrer Größe geschildert und ein paar Anekdoten zur Erhärtung ihrer eitlen Gefallsüchtigkeit daran geknüpft, schließt er zur Ueberraschung des Lesers: „Man siehet hieraus, daß diese Königin etwas an sich hatte, so comique war." Man stutzt förmlich bei dem Wort.

In der Geschichte verschiedener Helden tritt die klassische Anschauungsweise vielleicht am klarsten und grellsten hervor. Die Helden sind — nicht ohne Zwang — nach Plutarch's Muster je zwei und zwei zusammengestellt. Jedoch Plutarch hatte eine Grundlage für seine Vergleiche: er parallelisirte beständig einen Griechen mit

einem Römer des Alterthums. Holberg dagegen stellt den Großmogul Akebar mit Czar Peter dem Großen zusammen, Zoroaster mit Muhammed 2c. 2c., als wären sie gleichartige Größen. Gestalten aus der Vorzeit und Persönlichkeiten aus dem 18. Jahrhundert, Tartaren, Perser, Türken, Russen, Mexikaner und Peruvianer werden in demselben lebhaften, unterhaltenden, verständigen und klaren Stil geschildert: sie nehmen sich alle gleichmäßig aus. Holberg hat sie in Scene gesetzt wie die französische Tragödie zu seiner Zeit ihre Perser und Mexikaner in Scene setzte, mit Helm und Degen, im Wesentlichen wie die Zeitgenossen gekleidet und raisonnirend wie sie.

Er schildert sie so, weil er sie in dieser Weise sich vorstellt. Im Grunde ist seine eigene Zeit die einzige, welche er versteht, gleichwie sein eigenes Land und dessen Könige — trotz all' seines Strebens, historische Objektivität zu erreichen — unwillkürlich in einem weit bessern Lichte vor ihm stehen als alle andern. Dänemark ist, wie er sagt, seit Christiern des Ersten Zeit „regieret worden von lauter Fredericis und Christianis, und gleichwie selbige Könige alle den Namen überein gehabt, so waren sie auch alle einander gleich in Tugenden, also daß man in beiden Hinsichten kann den Oldenburg'schen Königs-Stamm vor den merkwürdigsten und ansehnlichsten in der Historie halten." „Der einzige Fleck," fügte er hinzu, „ist Christiani II. Regiment." Christian II. hielt ja keineswegs „das große Medium." — Es ist, als ob selbst die Gleichheit der Namen Holberg's klassischem Instinkt zugesagt hätte; sie wechseln ab wie Leonard und Jeronimus in der Comödie, alle auf einem gewissen Verstandes-Niveau stehend, einen gewissen Mittelweg einschlagend, ohne durch

irgend eine das Land erschütternde Leidenschaft, Größe oder Thorheit — die Regularität zu unterbrechen — mit alleiniger Ausnahme der Regierung jenes Christians, die einen Fleck bildet.

Ein Jahrhundert später hätte Holberg diesen Platz als Historiker nicht ausgefüllt. Nun konnte er seinem räsonnirenden Trieb folgen, sich von seinem großen Erzählungstalent leiten lassen, seiner Neigung, auch auf diesem Felde zu erklären und zu moralisiren, freie Zügel geben, und durch seine Urtheilskraft und seinen Takt gelangte er dazu, der dänischen Geschichtsschreibung die Bahn zu brechen.

Die Begrenzung des historischen Gefühls und das Uebergewicht des abstrahirenden Verstandes bestimmten bei Holberg, wie fast bei allen hervorragenden Schriftstellern des Zeitalters, den Gesichtspunkt für Religion und Moral.

Gleich ihnen geht er davon aus, daß man auf Vernunft, nicht auf Autorität bauen soll. Aber der Glaube an die Vernunft hat den Sinn, daß man überzeugt ist, sie sei in allem historisch Entstandenen als Kern zu finden; sie ist ursprünglich darin gewesen, nur später durch Zusätze entstellt worden. — Diese Religionsauffassung stammt zum Theil von den Reformatoren: gleich diesen meinten die Deisten, gegenüber dem Christenthum gelte es, dasselbe zu einer frühern ursprünglichen Reinheit zurückzuführen, nur daß sie einen andern Blick für diese ehemalige Reinheit der Lehre hatten. Die wahre Religion ist ihrer Ansicht nach von den Priestern verdorben, sowie die unwahren Religionen durch bewußten Betrug von

den Priestern erdichtet sind. Die Polemik des Zeitalters gegen die Geistlichkeit finden wir wiederum bei Holberg, wo er sich getraut, gegen dieselbe vorzugehen; sie kommt, wie wir sahen, zu Worte in Peter Paars; aber die Vorsicht, welche die Aufnahme des Gedichtes und überdies die Censur Holberg eingeprägt, hatte zur Folge, daß in den Comödien kein einziger Geistlicher vorkommt. Dagegen nimmt Holberg den Angriff wieder auf in Niels Klim, wo die Polemik auf Umwegen und lateinisch geführt wird und in der Kirchengeschichte, deren Päbste für ihn nur eine Reihe machtliebender Intriguanten sind.

Die verschiedenen Schriftsteller jener Zeit, welche sämmtlich die Vernunft als obersten Richter erklären — „glauben ist dasselbe wie wissen" (Holberg) — bleiben nun auf verschiedenen Stufen stehen: einige, vornehmlich Engländer und Franzosen, brechen officiell mit dem Christenthum; andere, wie die Deutschen und Holberg, sind bestrebt es in Uebereinstimmung mit der Vernunft zu bringen; aber auf einem gewissen Punkt stockt bei ihnen allen ihr Reinigungsproceß des Ueberlieferten. In der festen Ueberzeugung, durch Verschmelzung der Orthodoxie das reine Gold der philosophischen Wahrheit gewinnen zu können, wirft der Verstand die altsemitische Religion — wie in Holberg's Schauspiel der Alchymist sein arabisches Pulver — auf die Pfanne und findet nach vollbrachter Operation einen bildlichen Niederschlag, den er Gott nennt, der aber in Wirklichkeit durchaus nichts anderes ist als das undeutliche Spiegelbild dieses nämlichen Verstandes, der die Einschmelzung vornimmt und nun auf dem Boden der Pfanne sich selbst wiederfindet. Ohne diesen Gott kann der Verstand sich den

Anfang nicht denken; ist aber einmal angefangen worden, dann greift dieser Gott nicht mehr ein.

Taine hat mit Recht diesen klassischen Gott als Rest der Religion mit dem klassischen Vers, dem Alexandriner, verglichen, welcher als Rest der Poesie zurückblieb, als der klassische Verstand Lyrik und Epos einschmolz: „Gleich dem Alexandriner nimmt dieser Gott sich gut aus, wird ohne Schwierigkeit verstanden, ist in stetem Gleichgewicht, hat weder Schwung noch Kraft in sich, setzt Niemand von Denen, die sich mit ihm befassen, in irgendwelche Gemüthserregung, und gleich dem Alexandrinerverse ist er nicht das Product einer poetischen oder prophetischen Begeisterung, sondern des kalten, raisonnirenden Verstandes." (Hist. de la litt. anglaise IV.) Holberg's Gott gleicht Holberg's Vers. Nur ist zu bemerken, daß nach und nach, wie die Jahre dahingingen und die heimischen Verhältnisse ihren täglichen, ununterbrochenen Einfluß auf ihn ausübten, Holberg sich von dem Standpunkt seiner Jugend wenigstens soweit entfernte, daß er die Pflicht, an die Mysterien der Religion zu glauben, betont und sich den englischen Angriffen gegenüber auf die Seite des Offenbarungsglaubens stellt.

Und ganz wie nach der Ansicht der Zeit hinter den falschen Glaubensbekenntnissen sich eine wahre, natürliche Religion findet — Gott, Freiheit, Strafe und Belohnung nach dem Tode — ebenso findet sich auch hinter den positiven bürgerlichen und politischen Gesetzen ein Naturrecht, das herausgefunden werden kann und das zurückbleibt, wenn man all' das Veraltete ausschmelzt, wie es z. B. in Holberg's Natur- und Völkerrecht geschieht. Der Kern der Religion ist die Moral. Religion

ohne Moral ist keine Religion, aber „Moral ohne Religion ist immer Moral.“ Und die Moral ist wieder Vernunft. Wie es im Natur- und Völkerrecht heißt: „Vernunft ist die einzige Grundlage des Gewissens.“

Dieser Gott ist also gleich weit von dem althebräischen Feuergott und Gesetzesgott wie von der Weltgottheit der modernen deutschen Poesie und Philosophie entfernt. Diese Moral steigt nicht zu einem Kant'schen kategorischen Imperativ oder zu irgend einem christlichen Paradoxon empor. Diese Vernunft stürmt nicht den Himmel, läßt sich nicht auf die höchsten, schwierigsten Speculationen ein. Diese moralisirende Vernunft oder Vernunft-Moral lebt und athmet, athmet gesund und frei, hier auf Erden; sie ist gemüthlich und bürgerlich, ernst ohne rigoristisch zu sein, schalkhaft und oftmals witzig in ihrem Ausdruck, wohlgeeignet, eine Nation von schlichten Bürgers- und Handwerksleuten Lebensweisheit zu lehren. Sie begnügt sich mit Mittelwahrheiten und paßt ganz ausgezeichnet für jenen Mittelstand, dessen Emanzipation der Zeit Holberg's vorangegangen war, und dessen Dichter und Lehrer er wurde.

Oft scheint das Sujet, welches den Comödien zu Grunde liegt, fast zu untergeordnet, wie z. B. in Die Wochenstube oder in Der geschäftige Müssiggänger; aber die sprudelnde Laune, sowie die vielseitige und scharfe Beobachtung machen Darstellung und Lehre unvergeßlich. Bisweilen können die Gegenstände, wie die in Moralische Gedanken behandelten, allzu gewöhnlich, allzu naheliegend scheinen: wir wissen, daß man nicht zu alt heirathen soll; daß man weder ein Stutzer sein, noch unnöthig gegen die Mode sich auflehnen soll; daß man

eher darnach trachten soll, sich Verdienste, als einen Rang zu erwerben u. s. w.; aber der Aufsatz über die Ehe in „Moralische Gedanken" ist gleichwohl so gesund gedacht, so meisterlich geschrieben, so witzig begründet und in seinem schönheitshuldigenden Schlußvorschlag: man solle die schönen Mädchen in unvermähltem Stande bewahren zur Zierde für die Stadt, so dichterisch ausgelassen, — daß kein noch so tiefer Gedanke größere Anziehungskraft ausüben oder sich stärker einprägen könnte, als dieses Bekenntniß eines Weltmannes. Endlich waren die Abhandlungen über die falsche Gottesfurcht, die uns heutzutage so selbstverständlich scheinen, einstmals dreist und sind jetzt noch witzig.

Ueberhaupt dürfen wir Jetzlebenden Holberg gegenüber nie vergessen, daß, was nun zu wahr ist um noch ausgesprochen zu werden, einst ein Paradoxon gewesen, und daß Holberg es war, der den Muth gehabt, unsere moralischen und ästhetischen Lebenswahrheiten als Paradoxen aufzustellen und den Kampf für dieselben auszuhalten, bis sie Truismen wurden. Er stand einem Publikum gegenüber, dem er seine Satire mit Löffeln eingießen und seine Moral in den Mund eintrichtern mußte. Und nichts entsprach mehr seinem Talent als diese Propaganda für den Moral- und Vernunftglauben, dem er wie das ganze Zeitalter so naiv und ernsthaft huldigte.

Die klassische Geistesform bedient sich in Frankreich und England jedes Genre's, um in geschmackvoller und ansprechender Weise zu moralisiren. Darstellungsarten, die bisher außerhalb der Schönliteratur lagen, verwerthet sie literarisch: die moralische Abhandlung, die Epistel, die Fabel. Holberg aber hat (im Gegensatz zu Molière,

dessen Jahrhundert hinter ihm liegt, doch ganz wie Voltaire) den Trieb des Publicisten, sich in den verschiedensten Kunstformen zu versuchen. Die Form der Fabel mißlingt ihm, weil es ihm an Naivetät gebricht und weil er allzusehr mit didaktischer Absicht beladen ist; aber er beweist seinen Landsleuten, daß moral-philosophische Erwägungen ein lehrreiches Unterhaltungsbuch abgeben können.

Die klassische Geistesform bildet endlich den Roman um, wie sie allen andern Kunstarten ihren Stempel aufdrückt; sie macht ihn philosophisch, allegorisch, wie wir ihn in England besonders bei Swift, in Frankreich vornehmlich bei Voltaire treffen — und zufolge einer förmlichen Tradition, ganz im Sinne des Zeitgeistes, schreibt Holberg Niels Klim. Um den ererbten Vorurtheilen zu Leibe zu gehen, ohne direkt sich mit den sie tragenden und von ihnen getragenen Institutionen zu überwerfen, verglich man diese Vorurtheile mit andern, die etwa in Persien, auf dem Sirius oder unter der Erde an der Tagesordnung waren und deren Herrschaft dort ebenso unangefochten war. Indem man den üblichen Sitten und Bräuchen, dem herrschenden Religions- und Rechtssystem die Lebensweise anderer Völker, die Ansichten der Bewohner anderer Weltkörper, die Gesellschaftseinrichtung der Menschenbäume oder der Affenmenschen gegenüberstellte — wurde das, was in der Heimath für das unbedingt Geziemende galt, relativ gemacht und einer ironischen Beleuchtung ausgesetzt. Vortrefflich paßte dieses Kampfverfahren für Holberg, dessen Phantasie stets vom Befreiungstrieb geleitet war und dessen Humor, selbst wenn er sich in Ausgelassenheit ergehen ließ, immer vom Verstand im Zügel gehalten wurde. Ueberdies war es

für den großen Schriftsteller, zumal da die Zeiten drückend wurden, eine Versuchung, auf einem neuen Umweg zu philosophiren. Die Kunstform des philosophischen Romans ist heutzutage veraltet; nichtsdestoweniger ist Niels Klim — obschon etwas unfrisch — eine von den am besten gelungenen Arbeiten Holberg's.

Wir sehen also, daß auf allen diesen zahlreichen Gebieten Holberg die klassische Geistesform fertig und ausgebildet vorfindet; sein Geist schlüpft in diese Form wie in sein natürliches Gewand, ein Waffenkleid, das ihn niemals drückt, ihn vielmehr stets schützt, wappnet und stärkt — und durch diese glückliche Uebereinstimmung wird dieser Geist dermaßen ausgerüstet, daß er der herrschende in der Kultur seines Landes wird.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß der klassische Panzer ihn niemals drücke. Derselbe kann ihm jedoch zu eng werden, und in diesem Falle legt er ihn ab — ist er doch von Anfang an eigentlich eine Waffentracht für romanische Krieger! Molière trägt diesen Panzer mit unendlicher Grazie, mit gleicher Leichtigkeit zu Kampf wie zu Fest. Der Glückliche! glücklich in all' seinem Unglück! Er saß an der Quelle; er fand um sich den ersten Hof der Welt, die beste und schlechteste Gesellschaft der Zeit; ihm stand Europa's am höchsten und feinsten entwickelte Sprache zu Gebote und er beherrschte sie vollkommen. Außerdem fand er mit seinem reichen Gemüth Ausdruck für das tiefe Gefühl, die edle Entrüstung, für Schwärmerei und Liebe nicht weniger als für Witz und Humor. Er konnte bis zu Alceste's erhabener Menschenverachtung emporsteigen, während Holberg bei Philemon's ehrbarer Selbstvertheidigung stehen bleiben mußte; er konnte Tartüffe in all' seiner unheim-

lichen Größe schildern, während Holberg sich damit begnügen mußte, den kleinen, verschrumpften Heuchler Jeronimus in Pernille's kurzer Fräuleinstand zu zeichnen. Selbst wenn Holberg an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, an Gluth und Duft der Erotik sich mit Molière hätte messen können, müßte er doch als Sohn eines uncivilisirten Landes mit einer unentwickelten Sprache in Freiheit und Anmuth des Ausdrucks weit hinter ihm zurückstehen. In Humor und Ausgelassenheit dagegen mißt er sich mit ihm (man denke an Ulysses von Ithacia) in Bezug auf Tiefe ist er ihm bisweilen ebenbürtig — aber in einem Punkte übertrifft er ihn sogar.

Wir sahen, wie Holberg in der Apologie des Sängers Tigellius das Problem stellt, auf welche Weise es zugehe, daß gänzlich verschiedenartige Eigenschaften in einem und demselben Individuum vereinigt sein können, und wie er in Die Wankelmüthige an dem Problem herumtappt, viele Seiten, selbst die einander widersprechenden, in einem menschlichen Charakter zu vereinigen; doch sahen wir auch, daß er geschwind im Geiste des Klassicismus und in der Art Molière's sich darauf beschränkt, den Schwerpunkt des Charakters auf eine einzelne vorherrschende Eigenschaft zu legen, in welcher Alles aufgeht.

Und doch — mitunter ist es, als ob in ihm die Neigung seines Stammes gegen diese Anschauungsweise und dieses Verfahren reagire, das einfacher, aber weniger umfassend und befriedigend ist; und alsdann begegnen wir bei ihm der vollständigen Beobachtung und vollständigen Phantasie, wie wir bei Molière sie niemals treffen. In den Entwürfen zu seinen Schauspielen, in der scenischen Anordnung entfernt Holberg sich nie von dem klassi-

schen Muster, wohl aber in der Characterschilderung. Das geschieht, wo er am allerhöchsten reicht, in Erasmus Montanus, am deutlichsten vielleicht in Jeppe vom Berge. Hier ist es, als ob der Nordländer in Holberg, fast möchte man sagen der Niederländer in ihm, der Mann aus der halbniederländischen Hansastadt droben in Norwegen, das romanische Sehrohr, welches die fremde Kultur ihm in die Hand gedrückt, weggeworfen hätte. Hier ist die Allseitigkeit erreicht.

Man denke an Jeppe! Alles, was wir wissen möchten, wenn wir die Bekanntschaft eines Menschen zu machen wünschen, ja weit mehr noch, als wir sonst von den Menschen zu wissen pflegen, die wir in Wirklichkeit kennen oder auf der Bühne treffen, erfahren wir von Jeppe. Was für eine Art Mensch ist er, und wie wurde er zu Dem, der er ist? Wie ist sein Temperament, welche Laster und Tugenden hat er? Wie viel Willenskraft kann er aufbieten? Hat er Verstand, und welcher Art ist derselbe? Was ist seine herrschende Leidenschaft? Für welche Vergnügungen ist er empfänglich, und was ist sein Ideal von Glück? Was ist sein Stolz oder seine schwache Seite, wo steckt der Narr und wo der Irrsinnige in ihm? Worin ist er bornirt und welche sind seine Vorurtheile? Was hat er erlebt, gelernt und gelesen? Was ist der feste Kern in ihm, der sich gleichbleibt unter allen äußerlichen Wandlungen, und welche von seinen Eigenschaften sind einfach Folgen der Umstände, unter denen er lebt, und ändern sich mit diesen? Was ist seine Religion und was seine Philosophie; welche Vorstellungen hat er von Leben und Tod, von Gott und der Welt, von einem andern Leben? Welche Eindrücke hat er von

dem Treiben der Menschen empfangen, mit denen er in Berührung kam? Wie lebt er und mit welchen Gefühlen wird er sterben? — Auf jede dieser Fragen giebt das Stück uns Antwort und jede dieser Antworten steht in so naher Verbindung mit den anderen, daß sie aus ihnen construirt werden kann. Hier also haben wir einen Jeppe, der unterhatlend für Kinder und Dienstboten ist, aber zugleich einen andern, der Interesse bietet für den Psychologen, den Staatsmann, den Bauernfreund, den Officier, den Historiker und den Arzt.

Nehmen wir Jeppe, wie er vor uns steht im ersten Akt, unterdrückt bis zum Stumpfsinn, Sklave des Gutsbesitzers, des Reitvogtes und seiner eigenen Frau, von ihr und dem Küster betrogen und verhöhnt, muthlos gegenüber seinem weiblichen Plagegeist, rechtlos gegenüber seinen männlichen Despoten, geschimpft und geprügelt weil er trinkt, und trinkend, um Scheltworte und Prügel zu vergessen! Wir sehen ihn aus dem Hause gesprengt in früher Morgenstunde, um einen langen Weg in undenkbar kurzer Zeit zurückzulegen, nüchtern, ohne daheim einen Bissen oder einen Tropfen genossen zu haben. Begreift man da nicht, daß er seine Zuflucht zum Schuhmacher Jakob nimmt, und daß er dies Tag aus, Tag ein gethan? Der Branntwein ist sein einziges Alibi, ist dasselbe für ihn, was Musik und Poesie für uns sind. Während des Rausches tauchen Jeppe's Erinnerungen auf: seine Soldatenzeit fällt ihm ein, sein bischen Deutsch, seine Campagnen; und obschon diese nicht gerade sonderlich ehrenvoll gewesen, sind die Feldzüge, die er mitgemacht, augenscheinlich doch seine stolzeste Erinnerung; er findet keine rühmlicheren Worte, die er

an seiner Bahre dem Pfarrer in den Mund legen möchte als die so unsäglich komischen, daß er als Soldat gelebt habe und als Soldat gestorben sei. Zehn Jahre seines Lebens hat er unter der „Malicie“ (Miliz) gestanden und vielleicht dreimal so lange Zeit unter der noch schlimmeren Malice seiner Frau; immer ist er geplagt worden und immer hat er sich plagen müssen, gelernt hat er so viel wie nichts. Es ist leicht zu errathen, welcher Art seine Kenntnisse sind: seine Bilder sind aus dem Stall und aus der Bibel geholt, und Jeppe ist sicherer in Anwendung der ersteren als der letzteren; von Bücherweisheit hat er so viel inne, daß er ein paar Namen aus der Biblischen Geschichte, aus den Volksweisen und aus Holger Danske's Chronik unrichtig anbringen kann (Abraham und Eva, Klein Kirsten und Herr Peter, Abner und Roland). Er hat einen Freund, den braven Moons Christoffersen, der ihm gute Rathschläge giebt, die ihm nichts helfen, und einen andern noch bessern und viel nützlichern Freund: sein scheckiges Pferd, das eine Hauptrolle in seinem Ideenkreis spielt; dreimal kommt er auf dasselbe zurück; er liebt es, wie seine Vorfahren vor Alters her dessen Ahnen liebten. Er war immer arm wie eine Kirchenmaus; darum weiß er, was Geld werth ist; darum wird er so geizig und habsüchtig, als er sich im Besitz von Gelde glaubt; darum krümmt er sich und küßt Einem die Hand für vier Reichsthaler und wirft den Kopf in den Nacken und läßt sie in der Tasche klappern, sobald er sie hat. Wohl möglich, daß der Scheck, wenn Alles zu Allem kommt, bessere Tage gehabt als Jeppe!

Es ist natürlich, daß Einer, der wie ein Gaul

arbeitet, kein besseres Vergnügen kennt als ein Hund. Der rohen Vorstellung von Arbeit entspricht die rohe Vorstellung von Lustbarkeit. Was Wunder also, daß Jeppe als Baron über die Maßen ißt und trinkt, daß er die Süßigkeit der Macht und der Rache einsaugt und dem Reitvogt dasselbe Schicksal bereiten will, welches der Küster ihm bereitet hat? Welche andere Vorstellung von Glück kann er haben, als daß man ein gutes Bett hat, feine Kleider, viel zu essen, süßen Wein im Ueberfluß, viele Diener und eine Dienerin? Ein Grad höher: ein extra gutes Bett, extra feine Kleider u. s. w. — das ist nicht mehr Glück, das ist Seligkeit! Mit gutem Grund nimmt Jeppe daher an, da man Fuchsprellen mit ihm gespielt, daß er direkt in den Himmel hineingeflogen sei. Er weiß, für welchen Preis man der Seligkeit theilhaftig wird: Rechtschaffenheit, Anständigkeit — dies sind die erforderlichen Tugenden. Worin besteht denn die Anständigkeit? Wer hat von Rechtswegen Anspruch auf's Himmelreich? — Das hat Der, welcher „bei der Herrschaft niemals auch nur mit einem Schilling in Rest blieb.“ Alles steht im Zusammenhang: dem Begriff von der höchsten Tugend entspricht der Begriff vom höchsten Glück. Die eine Vorstellung ist ebenso positiv, handgreiflich, leibhaftig wie die andere. „Ein seelenguter Kerl“ ist Jeppe; doch ist es ganz in der Ordnung, daß seine Glückseligkeit von so kurzer Dauer; denn die ewige Seligkeit hat er nicht verdient; allzu rasch vergißt er seine Abgaben und die Verpflichtungen, welche sein Pachtkontrakt ihm auferlegt, und — ein ächt dänischer Zug aus dem gemeinen Volk — Jeppe achtet einen Eidschwur nicht höher als den Pachtkontrakt; er will mit Freuden

den „höchsten Eid darauf ablegen, daß Alles Lügen sind, worauf er vorhin geschworen hat.“ Er hat nicht mehr Respekt vor dem Gericht, als vor den übrigen Autoritäten. Gleichwie ein Gutsherr für ihn ein von unbekannten Mächten eingesetztes gebieterisches Wesen ist, dessen Geschäft darin besteht, den Bauern ihre sauer erworbenen Pfennige zu nehmen um selbst wieder von Denen bestohlen und betrogen zu werden, die in seinem Auftrag die Plünderung vollziehen; gleichwie ein Priester für ihn ein Mann ist, dessen Haupttugend in einem gewaltigen Rednerorgan besteht, vermöge dessen er den Bauern den Glauben beibringen kann; und gleichwie ein Küster erst dann ein rechter und gelernter Küster ist, wenn er eine durchdringende Singstimme hat, womit er seinen Glauben so hinauskräht, daß er den Glauben von allen andern Küstern überschreit: so sind Richter und Prokuratoren für Jeppe blos ein Haufen schwarzgekleideter, bestechlicher Schurken. Er zweifelt nicht daran, daß der echte religiöse Stoßseufzer folgender ist: „Gott erhalte unsere Freunde und der Teufel hole alle unsere Feinde!“ Jeppe kennt die Welt und die Menschen; er hat seine eigene, nicht im Geringsten bittere, aber düstere Lebensphilosophie. Er ist pfiffig und mißtrauisch. Welche echt dänische Bauerneigenschaft ist nicht wieder dieses Mißtrauen! Das Leben hat ihn dasselbe gelehrt, und Jeppe hat es nöthig, um durchs Leben zu kommen; darum ist es so verwachsen mit ihm. Niemals gelingt es, seinen Argwohn zu überlisten, selbst wenn er betreffs seiner innern und äußern Verhältnisse am allermeisten getäuscht und irrgeführt ist. Jeppe hat Gemüth — wer zweifelt daran! — ja, so viel, daß jede Behauptung, Holberg selbst habe kein Ge-

müth gehabt, sich für Den, welcher Jeppe vor Augen hat, albern ausnimmt; aber Jeppe ist besonnen, schlau, seeländisch genug, daß das Herz nicht mit ihm durchgeht. Jedes Mal, wenn man glaubt: jetzt wird er gerührt, jetzt verliert er den festen Halt und seine sichere Verstandesüberlegenheit all' den Philistern gegenüber, die mit ihm ihren Schabernack treiben — so wird man aufs Angenehmste überrascht, indem man sieht, daß er augenblicklich wieder er selbst ist. Seine Einfältigkeit wird von der Kenntniß und der Bildung der Anderen ausgebeutet, sein Gefühl dient ihrer Erfahrung zum Spielzeug; aber er behält stets den Kopf oben, und sein Verstand weiß das Gefühl immer wieder zu befreien. Gewiß bricht er in Thränen aus, als sein Defensor ihn vertheidigt; mit einem: „Gott segne Deinen Mund!" bietet er ihm seinen Kautaback an — man meint, er zerschmelze vor Dankbarkeit; als aber der Advokat die Gabe zurückweist, da er nicht um des Gewinnstes willen spreche, ist Jeppe weit entfernt, sonderlich bewegt zu werden; er sagt trocken: „Da bitt' ich um Entschuldigung, Herr Procurator; ich hätte nicht gedacht, daß Euresgleichen so ehrlich wäre." Aehnlich ist es auch, als der Richter ihn wieder zum Leben verurtheilt; Jeppe ist bewegt, man erwartet Dank und Herzensergüsse. „Dank' uns", sagt der Richter, „daß wir so gnädig gewesen, dich wieder zum Leben zu verurtheilen." „Wenn Ihr mich nicht selbst aufgehängt hättet", antwortet Jeppe, „wollt' ich Euch gerne dafür danken, daß Ihr mich losgeschnitten habt." Diese mißtrauische Klugheit ist sein Schild: an ihr prallen in seinem Baronstand Bitten und Schmeicheleien, „Complimente und Baslemente" ab;

Jeppe ist weniger empfänglich dafür, als vermuthlich der Baron selbst gewesen.

Sein guter Kopf, sein gesunder Witz bleibt sich stets gleich; und hierin giebt sich, wie Carsten Hauch sagte, die Zähigkeit und Lebenskraft des Volksstammes unter allen Erniedrigungen zu erkennen. Im ersten Akt äußern diese Eigenschaften sich als Schelmerei, als Bauernwitz, als ausgelassener Humor des Trunkenboldes; von dem Augenblick aber, da Jeppe im zweiten Akt als Baron erwacht, bekommt sein armer Kopf derartige theoretische und praktische Aufgaben zu lösen, daß all' sein angeborener Scharfsinn in Beschlag genommen und daran zu Schanden wird. Unter außerordentlichen Verhältnissen entwickeln sich bekanntlich außerordentliche Kräfte, und nichts ist nun mehr unterhaltend, als hier zu sehen, wie dieser arme ungeschliffene Verstand, dem plötzlich Riesenprobleme vorgelegt werden, sich nach besten Kräften damit abarbeitet und mit seiner gesunden, aber unzulänglänglichen Logik gegen alle diese Schwierigkeiten kämpft wie ein David gegen einen Goliath. Sind es doch keine geringeren als die höchsten metaphysischen Aufgaben, welche an Jeppe herantreten! Es ist das Problem vom Ich oder Nicht-Ich. Ist all' dieses, was er ringsum sieht, eine äußere Wirklichkeit oder nur ein Bild seiner Phantasie? „Träum' ich oder wach' ich?" fragt er. Dieser Knoten, der durch Argumente und Beweise unmöglich zu lösen ist, wenn der unmittelbare Sinn ins Schwanken gerieth und denselben nicht zu durchhauen vermag — dieser Knoten ist's, den er zu entwirren sucht. Er weiß nicht, daß sein Gedankengang sich immer im Kreislauf bewegt und nicht von der Stelle kommen kann;

er rührt an seinen hohlen Zahn, er kneipt sich in den Arm, um Gewißheit zu erlangen, vergißt aber, daß auch die Empfindung erträumt sein kann. — Träum' ich oder wach' ich? Bin ich lebendig oder gestorben? Bin ich Jeppe vom Berge oder bin ich nicht Jeppe vom Berge? Das sind die Fragen, welche ihn beschäftigen. Als tüchtiger Denker gelangt er zuletzt so weit, an seiner eigenen Identität zu zweifeln. Dies ist der schreiendste, am höchsten potenzirte und darum am meisten komische Widerspruch von allen. Hier ist der Widerspruch, auf welchem die Komik beruht, so stark gespannt als nur möglich ohne bis zum Aberwitz ausgedehnt zu werden. Jeppe steht am Rande des Wahnsinns, gleich dem geschäftigen Müßiggänger, wenn dieser ausruft: „Ich bin Alexander Magnus!" Die Situation ist eine unerschöpfliche Quelle des Lachens. Wieviel Schlauheit Jeppe auch aufbietet, wie gesund er auch räsonnirt — es gelingt ihm doch nicht, das Problem zu lösen, sondern nur es allmählig zu entfernen. Aber es läßt ihm keine Ruhe: am nächsten Tag kehrt es in verschärfter Form zurück. Vom Galgen herabgenommen, muß Jeppe sich die Frage stellen, ob er lebendig oder todt sei, ob ein Mensch oder ein Geist, ein Gespenst? Er kann es nicht in seinen Kopf hineinbringen, daß er noch lebendig sein soll; er ist unempfänglich für die Sophismen des Richters, und er vermag sich endlich nur durch die schlaue Hypothese zu beruhigen: „Vielleicht wenn man die Leute lebendig hängt, so sterben sie; hängt man sie aber todt, so werden sie wieder lebendig." Er hat das Bedürfniß, wenigstens formell einigermaßen Ordnung in seine Begriffe zu bringen. Die Ordnung ist nur so so; aber der Drang dazu macht Jeppe's Kopf alle Ehre.

Der zweite Akt ist eine apokalyptische Comödie: wir sehen darin, wie Jeppe sich nach seinem Tode verhalten wird; der vierte Akt ist ein Trauerspiel, aus dem wir lernen, mit welchen Gedanken er aus dem Leben scheiden wird. In der verkehrten Welt dieses Stückes kommt die Auferstehung zuerst und hintennach der Tod. Jeppe hat allen Grund, sich für gestorben, für ungerecht hingerichtet zu halten. Sollte indeß Etwas im Stande sein, uns mit der unverzeihlichen Barbarei des Barons auszusöhnen, so wär' es dies, daß wir durch dieselbe Kenntniß erhalten, wie Jeppe sich in seiner Sterbestunde benehmen wird. Er ist nicht muthig seinem Weib gegenüber und war in seiner Jugend nicht muthig vor der Schlacht; aber er ist nicht bange vor dem Tode — so viel hat er dem Leben nicht zu verdanken. Im ersten Augenblick sinkt er in die Kniee, dann aber erhebt er sich mit einer Bitte an den Richter. Diesmal nimmt er seine Zuflucht nicht zu „Davids Psaltfaß" (Psalter), wie da der Tod ihm als Möglichkeit vor Augen schwebte. Jetzt, da derselbe ihm gewiß ist, fällt die conventionelle Frömmigkeit von selber weg. Die Branntweinflasche tritt an Stelle des Psalters als der einzig erprobte, zuverlässige Tröster; Jeppe's Gedanke bleibt an der Erde haften. Und als dann die drei Gläser Branntwein getrunken sind; als er erfährt, daß es kein Pardon gebe, ja das Urtheil bereits vollstreckt sei — da wendet er sich mit einer Liebe, die seine Frömmigkeit überdauerte und sich stärker als diese bewährte, ganz still und gemüthlich an seinen ganzen irdischen Kreis: er sagt seinen Kindern, seinem Schecken, seinem treuen Hund, und all' seinem Vieh Lebewohl und „Dank für gute Gesellschaft".

So stellt denn das Stück unter den tollsten Scherzen einen concreten, typischen Charakter und ein ganzes Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe dar. —

Das Resultat ist also folgendes: Der klassische Geist, welchen Holberg als den herrschenden in Europa vorfindet und der seiner Zeit, aber nicht seinem Lande angehört (weshalb Holberg auch keine Schule stiftet), paßt merkwürdig für seine Individualität mit ihrer Verstandes-Begabung und ihrem Verstandes-Witz, ihrer auf das ausschließliche Gebiet des Satirischen und Komischen beschränkten dichterischen Kraft, ihrem Talent zur Abstraktion ohne Schwung — dafür aber mit dem ständigen Gleichgewicht des gesunden Verstandes — und mit ihrer Neigung zur Vernunftreligion und zur Vernunftmoral. In Verskunst, Satire und komischem Epos, in Schauspieldichtung, Geschichtsschreibung und Philosophie versieht der Klassicismus ihn mit einer ganzen Reihe fertiger Geistesformen, Phantasieformen, Gedankenformen, literarischer Formen, worin sein originelles Wesen zu entfalten ihm leicht und natürlich wird. Wo Holberg aber am höchsten reicht, da hat er mit der Entschiedenheit und Kraft des Genies — ohne es selbst klar zu fühlen oder zu wissen — die klassische Geistesform gesprengt und den Menschencharacter ohne Abstraction mit voller Phantasie, wie Shakespeare es thut, verstanden und dargestellt — und in solchen Fällen übertrifft er sogar sein großes romanisches Vorbild: Molière.

V.

Obgleich Holberg in seiner Lebensbeschreibung so spricht, als ob ihm plötzlich mitten im Jahre 1722 „eingefallen", Comödien zu schreiben, deutet doch sowohl die Vorrede zu den gesammelten Gesängen von Peter Paars von 1720, als auch die zu den Satiren vom Januar 1722 darauf hin, daß er sich mit dem Gedanken beschäftigte, „moralische Comödien" zu schreiben; denn er vertheidigt Diejenigen, welche solche schreiben, in einem Athemzuge mit sich selbst.

Wir erwähnten bereits der erstaunlichen Eile, mit welcher er in nicht ganz drei Jahren mehr als zwanzig Stücke von der ersten Abtheilung seiner Schauspiele schreibt.

Welches waren die Quellen, aus denen er schöpfte bei dieser ungeheuern und während seiner spätern ruhigern Produktivität?

Der Natur der Sache nach gibt es drei: die innere Beobachtung, die Beobachtung der Umgebung und die gedruckte Literatur.

Es ist klar, daß die beiden ersteren Quellen einander nicht nur ergänzen, sondern eine die andere voraussetzen, und namentlich gilt dies für den komischen Dichter. Wir verstehen die Andern durch uns und uns selbst durch die Andern. Wir finden in uns selbst, was die Andern vor uns verborgen halten, und entdecken an

den Andern, was wir vor uns selbst verbergen. Hiezu kommt endlich noch, was wir durch Bücher uns aneignen.

Was nun die erste Quelle betrifft, die innere Beobachtung, welche zur Selbstschilderung führt — eine Quelle, die für manche moderne Dichter so reichlich strömt, daß man beständig sie selbst in ihren Stoffen und in ihren Helden wiederfindet — so scheint es als ob diese Quelle hier sehr spärlich fließen müsse, so vollständig steht Holberg über und außerhalb seiner Produktion. Seine Bildergallerie ist eine Gallerie von Narren, von unbedeutenden oder eingebildeten Tröpfen, über deren Laster oder Faxen man lacht.

Indeß konnte er ja das Verständniß für sie nur durch sich selbst haben. Und auffallend ist es, wie frühzeitig er hervorhebt, daß er vor allen Dingen selbst der Gegenstand seiner Satire ist. Wenn er in seinen Satiren behauptet, daß er „ohne Unterschied schießt," nicht auf eine bestimmte Person zielt, so macht er eine Ausnahme mit sich selbst: das einzige Wesen, über das er persönlich satirisch sich auslasse, sei sein eigenes Ich:

So oft ich Tempo seh', dien' ich mir selbst zum Spott.

Und mit der tiefen Bescheidenheit eines überlegenen Geistes legt er in der Vorrede zu diesen Gedichten das Geständniß ab:

„Ich finde an mir selbsten viele Fehler, und die Tugenden, so man mir zuleget, wenig solid. Ich lebe eingezogen und regulier, dieweil ich nicht wollüstig leben kann, gleichwie derjenige, der niemals spielte, weil er niemals kein Geld hatte; Ich trincke bloß Wasser, dieweil ich nicht vertrage Wein zu trincken; Ich philosophire, wann es mit meiner Gesundheit schlecht bestellt ist; bin

der Welt überdrüssig, wann sie meiner überdrüssig ist: so daß meine Philosophie und meine Tugenden nirgendwo daheim sind. Ich finde dahingegen bey mir verschiedentliche solide Fehler, worüber man schöne Comödien machen könnte."

In diesen Worten ist ein Wink gegeben, daß, wie große Schwierigkeiten der bedeutende Zeitabstand und die Dürftigkeit der biographischen Kenntnisse uns auch in den Weg legen, wenn wir die Holberg'sche Produktion auf seine Persönlichkeit zurückführen wollen, dieser Weg doch nicht versperrt ist.

Jeder, der Holberg's Briefe an einen berühmten Mann kennt, wird bemerkt haben, wie kleine selbsterlebte Züge durch seine Schriften gehen. Wenn in Peter Paars Einer erzählt, wie er, in aller Unschuld seines Weges ziehend, von einem Fähnrich arretirt wurde, blos weil er in seinem eigenen Vaterlande ohne Paß zu Fuße ging — so zielt dies auf eine Begebenheit, welche Holberg selbst widerfahren war; wenn Troels in der Wochenstube in seiner Gespensterfurcht statt des Vaterunser Titel und Dedikation aus einem Gebetbuche abliest — so liegt eine Erinnerung aus Holberg's Kindheit zu Grunde, wo Jemand vor Angst statt des Vaterunser ein Tischgebet sprach u. s. w. Aber auch für ganze Charaktere in den Lustspielen ist der humoristische Ausgangspunkt beim Dichter selbst zu suchen.

Das Beispiel, welches sich zuerst darbietet, ist natürlicherweise der Charakter Philemons.

Als Shakespeare seine Dichterlaufbahn abschloß, weil seine Phantasie sich nach Ruhe sehnte, schrieb er den Sturm und schilderte sich selbst und seinen Genius in

Gestalt des Prospero und Ariel — des mächtigen Magus, der über Elemente und Geister gebietet, und des unsteten, spielenden, blitzschnellen, allvermögenden Luftgeistes, der glühend nach Erlösung von seinem Dienste lechzt, noch am letzten Tage der Knechtschaft nach Freiheit schmachtet und ihr entgegenjauchzt. — Als Holberg den Höhepunkt seiner Bahn erreicht hatte, hielt er Umschau und schrieb Der glückliche Schiffbruch. Er that, wie man bei einem Bau zu thun pflegt: er steckte den Kranz auf's Haus eh' das Dach fertig und die Arbeit vollendet war. Nicht als mächtiger Beschwörer der Geister tritt er auf — er begnügt sich mit der bescheidenen Rolle des wahrheitsliebenden Satirikers und Moralisten. Er selbst wünscht sich keinen andern Frieden, als daß er als Schriftsteller seine Ruhe vor der ewigen Plage der Dummköpfe und Halunken haben könne; die einzige Freiheit, welche sein Genius verlangt, ist Ellenbogenfreiheit. Philemon ist jung und heißblütig, übrigens uneigennützig, aufopfernd, begabt, ein Verfolger des Lasters, ein Muster der Tugend, ein Märtyrer der Wahrheit — es ist fast des Guten zu viel. Rings um ihn, vor den Schranken mit ihm ein Chor von Narren und albernen Tröpfen beiderlei Geschlechtes, die ihn verurtheilt haben wollen, weil sie behaupten, daß er in seinen Schriften auf sie gezielt habe, und die ihn beschuldigen, gezielt zu haben, weil er getroffen hat. Ihm gegenüber Rosiflengius, das heißt Kriecherei, schmutzige Geldgier, gemeine Niederträchtigkeit. Punkt für Punkt, Zug für Zug, vermittelst Wiederholungen, überflüssiger Beispiele, erläuternder Scenen — wie die mit Oldfuchs und jene mit dem Betrunkenen — das umständlichste, breiteste Ausmalen des Gegen-

satzes zwischen Charakter und Gebahren des Rosiflengius und Philemon, zu Ehren des Letzteren. Es ist wie ein Lied, das ganz zu Ende durch alle Strophen gesungen wird, weil der Zuhörer zu dumm ist, um ein halbgesungenes Lied zu verstehen. Die Gestalt wird dermaßen mit Lob überhäuft, daß es ihr vor lauter Makellosigkeit an Leben gebricht.

Von ungleich größerer Wirkung ist es, wenn Holberg sich in einer der Comödien als Henrik incarnirt, nirgends wirkungsvoller als in der Maskerade — diesem Stück, das er 1724 schrieb, zur selben Zeit als die Verordnung, welche die Maskeraden verbot, vorbereitet wurde. Holberg hat hier selbst die Livrée angezogen, um zur Genüge in den alten Perücken zausen zu können; und solchermaßen kostümirt, sendet er in der Hauptscene des Stückes — die sich um Heinrich's Vertheidigung der Maskeraden dreht und die Form eines Processes zwischen Alter und Jugend hat, welchen der Uebermuth als Fürsprecher der Jugend gewinnt — Argumente von höchst verschiedener Stärke in's Treffen. Gleich den Scholastikern, die eine Ehre darein setzen, für die Sache, welche sie führten, beständig neue, beständig mehr Gründe und Beweise vorzubringen; und gleich Erasmus Montanus, der bei jenen in die Schule ging, scheut Heinrich weder Sophismen noch Paradoxen. Da er aber ebensowohl ein Bruder von Jakob Berg ist wie von Erasmus Montanus, so ist sein Humor durchgehends auf den gesunden Verstand begründet — der reine Verstand ist's, welcher in Heinrich's Kampf gegen die Griesgrämigkeit des Alters nach rechts und nach links mit Witzen um sich wirft. Nur hie und da läßt er seiner Lustigkeit freien Lauf in

einer Dithyrambe — z. B. wenn er in einem kritischen Augenblick zu seiner Entschuldigung anführt: der Fremde aus Frankfurt, der ihn verführte, „spiele sehr schön auf Instrumenten.“ Sind seine Einwendungen etwas zu tief und zu fein, so liegt dies darin, daß er Holberg selbst zum Souffleur hat. Hören wir den Souffleur! Er sagt folgendermaßen: Der Mensch als Naturkind macht verschiedene Naturkinderkrankheiten durch, Hang zu Lustbarkeiten, Tanz u. s. w.; wer sich in der Jugend nicht austobt, wird im Alter unbändig; wenn alte Leute ein ruhiges Leben führen, ist es nur, weil sie sich ausgetobt haben. Die Ehrbarkeit ist gewiß aller Ehren werth, und wir sind bereit, ihr alle mögliche Achtung zu bezeigen; das Unglück ist nur, daß wir ihr niemals begegnet sind — bei Magdelone ist sie die Maske der Vergnügungssucht, bei Jeronimus die Uniform des Unvermögens. Wo wohnt die Tugend? Auf den Zungen alter Leute. Die Freude aber ist etwas Wirkliches, wie flüchtig sie auch ist; sie reißt hin zu Lustigkeit, zu Mummenschanz und Tanz, kehrt die alltägliche Ordnung der Dinge um, macht Nacht zu Tag und den Diener zu seines Herren gleichen; sie ist moralisch, sie ist edelmüthig, sie ist nützlich, sie ist gesund, sie ist nothwendig; denn Jugend ist ein Ding, welches gewisse Fehler zur Nothwendigkeit macht, und Alter ein Wesen, das aus gewissen Nothwendigkeiten Tugend macht! —

Doch, um Holberg in den erdichteten Gestalten wiederzufinden, ist es nicht nöthig, sich auf Figuren zu beschränken, die er als Sprechrohr gebraucht; wir können beispielsweise die zwei größten Narren nehmen, welche in Die Dänische Schaubühne das jüngere Geschlecht

repräsentiren: Jean de France und Erasmus Montanus.

Natürlich liegt der idiotische Geck Hans Franzen als solcher Holberg's Persönlichkeit äußert fern. Doch, während die Comödie in folgende Moral sich zuspitzt:

Nun, Nachbar, für ein andresmal
Scheint mir's doch mehr zu passen,
Man giebt den Söhnen rasch ein Weib,
Als erst sie reisen lassen.

— — — — — — — — —

Seht andre Völker, wo zu Haus
Die Jugend stets gesessen!
Hier schickt man einzig sie hinaus,
Um Dänisch zu vergessen —

so fällt es bereits auf, daß Holberg's eigenes Leben dieser Moral durchaus nicht entsprach. Er war in die Welt gereist, sobald er nur den kärglichsten Zehrpfennig gesammelt, hatte keineswegs daran gedacht, frühzeitig zu heirathen, und seine Reiselust deshalb nicht geopfert. Ja, mehr noch — er sagt selbst, daß er, so oft er von einer Reise in's Ausland heimkehrte, halb und halb seine Muttersprache vergessen hatte, fügt sogar hinzu: „Denn man kann leichtlich das vergessen, was man niemals hinlänglich gewußt hat.“ Man entsinne sich auch, wie oberflächlich seine Kenntniß des Französischen in seiner Jugend war, noch dazu, während er sich einbildete, ja sich dafür ausgab, außerordentlich darin bewandert zu sein. In diesem Zusammenhang sei der so oft aufgewärmten Anekdote gedacht: daß er bei seiner Ankunft in Paris von Straße zu Straße wandern mußte, als er Logis suchte — erstlich weil er sich einbildete, daß der Ausdruck in dieser Bedeutung französisch sei, zweitens weil er jenes Wort wie „Lucie“ aussprach, so daß man

glaubte, er frage nach einem Mädchen. Bei dieser Gelegenheit mußte er, der sich für einen Meister im Französischen hielt und der Jahre hindurch sich als Lehrer dieser Sprache ernährt hatte, aus dem Munde einer französischen Arbeiterin folgendes derbe Urtheil über seine Sprachfertigkeit hören: „Er spricht Französisch wie eine deutsche Mähre.“ Einige Monate später noch, als er ein Werk des alten Historikers Du Chesne kaufen wollte, sprach er den Namen so aus, daß man einen Lucian (Lucien) für ihn hersuchte.

In Jean's früher Reise nach dem Ausland sowie in seinem Irrwahn bezüglich seines Französisch haben wir also übereinstimmende Anhaltspunkte. Wenn Jean in seiner läppischen Begeisterung für das Fremde „Papa dazu bringen will, seine alte Spießbürgertracht abzulegen“ und neue Moden einführen möchte, so ist das Läppische ein Zug von Hans Franzen; aber ein Funken der Begeisterung steckt schon in Holberg selbst.

Der im Seelenleben des Dichters liegende persönliche Ausgangspunkt zu Jean de France fällt ganz mit dem Ausgangspunkt für Erasmus Montanus zusammen.

Man kennt aus Holberg's Lebensbeschreibung seinen Jugendaufenthalt in Christianssand. Er galt für ein Wunder von Gelehrsamkeit: es verlautete, daß er Französisch, Italienisch, Polnisch, Russisch und Türkisch sprechen könne; täglich wuchs die Anzahl Derer, welche Sprachunterricht von ihm haben wollten, so daß er seine Schulden bezahlen konnte, ja auf den grünen Zweig kam.

Aber einen schlimmen Strich durch die Rechnung macht ihm ein holländischer Kaufmann, der, nachdem er in seinem Vaterland Bankerott gemacht, nach Christians-

sand kam und sich erbot, gegen geringe Bezahlung Unterricht im Französischen zu geben, wozu Holberg bisher das Alleinrecht gehabt. Es heißt in der Lebensbeschreibung: „Da ich nun hörte, er spräche ziemlich barbarisch, hatte ich Lust, alsbald mit ihm anzubinden.“ Von den Schülern beider Parteien wurde nun Zeit und Ort anberaumt: „Wir trafen uns und fochten, aber giengen mit gleichem Vortheil auseinander; ich schoß mit französisch-norwegischen Kugeln, er antwortete mit französich-holländischen, also daß ich glaube, niemals ist schlechter Haus gehalten worden mit der französischen Sprache.“ Das Sprechen fiel, wie Holberg sagt, ihnen beiden schon schwer, wenn sie ihre fünf Sinne beisammen hatten; nun aber förderte ihre gegenseitige Hitzigkeit einen solchen Wirrwarr zu Tage, daß die Zahl der Sprachschnitzer eine artige Höhe erreichte.

Hier haben wir augenscheinlich etwas von der Hauptsituation in Erasmus Montanus: die unwissenden Schüler als Zeugen und Richter bei einer Disputation, wo der Eine in einer fremden Sprache Guten Tag sagt und der Andere Bratspieß antwortet.

Abermals liegt es nahe, den Abstand zwischen Holberg und dem knabenhaft rechthaberischen Erasmus Montanus zu betonen. Aber man achte darauf, was er selbst gerade von seinem Jugendaufenthalt in Christianssand erzählt. Er war in Besitz eines Büchleins gelangt, worin ein ungenannter Autor durch sechzig Beweise die Behauptung erhärtet hatte, die Frauen seien keine Menschen. Dieses Buch war entweder eine von den gewöhnlichen scholastischen Beiträgen zu der Frage von den Frauenrechten, oder, wie man gemeint hat, eine 1575 in Leipzig

erschienene Schrift, welche beabsichtigte, eine gewisse Art von Bibeldeutung lächerlich zu machen, indem sie darthat, daß man mit den neuen Erläuterungsmethoden Alles und Jedes beweisen könne. Der Inhalt des Büchleins waren Argumente der Art, wie wir sie in Hans Mikkelsen's Epistel vor Holberg's fünfter Satire finden. Dieser Jux belustigte Holberg, der für alles Neue sehr eingenommen war: „Also, sintemal ich dieses eben erst gelesen und noch Alles frisch im Gedächtniß hatte, so sprengte ich diese Ketzerei ringsum in der Stadt aus, erst ganz sänftiglich, um die Zeit zu vertreiben, darnach nicht unleidenschaftlich, je nachdem der Eifer Derer, so widersprachen, zunahm."

Es läßt sich wol kaum in Abrede stellen, daß in diesem hartnäckigen Verfechten einer im Uebermuth hinausgeschleuderten und dermaßen barocken Behauptung etwas Montanus'sches liegt, umsomehr, als dieses Paradoxon selbstverständlich ebensoweit entfernt war, Holberg's wirkliche Meinung über die Frauen zu sein, wie Montanus' Behauptung, daß man das Recht habe, seine alten Eltern zu schlagen, dessen wirkliche Ansicht ist. Und es ist etwas in der Situation, das an Rasmus Berg in den Scenen mit seiner Mutter und dem Küster erinnert, als zuletzt sogar ein Dienstmädchen auf der Straße auf Holberg mit den Worten deutete: „Seht, da geht Der, der sagt, daß wir nicht in's Paradies kommen können!"

Hieran reiht sich indeß eine neue Frage, Holberg's persönliches Leben im Zusammenhang mit seiner Dichtung betreffend, nämlich die Frage über sein Verhältniß zum weiblichen Geschlecht. Im Allgemeinen formulirt man

dieselbe in der Weise, daß man fragt, ob er je geliebt habe oder wenigstens verliebt gewesen sei. Die Antwort darauf hielt sich in der Regel an die trockene, matte Färbung, welche über den Liebesscenen in seinen Schauspielen liegt, an das Traditionelle und Unpersönliche in der Behandlung erotischer Verhältnisse. Auffallend ist es zuvörderst, daß sogar der Unterstrom frischer, jugendlicher Sinnlichkeit, welcher bei den Liebhabern und Liebhaberinnen der alten lateinischen Comödie sich stets vorfindet, hier vollständig fehlt; auffallend ist ferner die dogmatische Art und Weise, womit das Gefühl der Liebe als eine unzusammengesetzte Empfindung betrachtet und niemals, wie so häufig bei Molière, mit widerstreitenden Leidenschaften gepaart ist; auffallend endlich ist es und schon oft beobachtet worden, wie gänzlich Holberg's jugendliche Frauengestalten, sogar die am feinsten fühlenden, des Reizes baar sind. Selbst ein Monrad, der kaum die Feder zu führen vermag, ist — wie wir sahen — im Stande, ein anziehenderes weibliches Bild zu geben. Es sieht aus, als hätte Holberg in dieser Beziehung gar keine persönlichen Erfahrungen gehabt, als hätte er niemals selbst die überströmende Zärtlichkeit des jungen Herzens, niemals die erotische Begeisterung und die erotischen Enttäuschungen, die Angst, verschmäht zu werden, das Entzücken, sich geliebt zu wissen oder zu glauben, gefühlt. Wenn er nach Molière's Beispiel die Qualen der Eifersucht darstellen will, geht er rein mechanisch zu Werke und wird plump oder grotesk.

Die feinere Weiblichkeit findet sich nicht bei seinen Frauen, noch weniger das dämonisch Weibliche, das der Wankelmüthigen eine Grazie verleihen und ihr Wesen

hätte erklären können. Selbst die liebenswürdigsten und bedeutendsten unter seinen Frauengestalten, wie die schöne, junge, witzig verständige Wöchnerin oder die feinfühlende Pernille, die auch als Fräulein fortfahren will, ihre frühere Gebieterin (welche zur Dienerin degradirt wurde) als Schwester zu betrachten — entbehren doch der Anmuth und sind ohne alle Erotik. Holberg nimmt gerade ihnen gegenüber die Ehe so rein äußerlich als bloße Versorgung, daß er dieser niedlichen Wöchnerin seinen dümmsten alten Jeronismus zum Manne und dieser seiner feinsten Pernille seinen abscheulichsten alten Jeronimus zum Ehegefährten gibt, gleichsam als Lohn für ihre Treue und Bravheit. Zuweilen, wie in Ohne Kopf und Schwanz, ist das Liebesverhältniß so grob behandelt, daß der Liebhaber mit seinem Glaubensbekenntniß auch den Gegenstand seiner Neigung wechselt: Sobald Leander fromm wird, hört er auf, Eleonore zu lieben und verlobt sich Gunild's Tochter; als er sieht, daß er betrogen ist, wendet er sich wieder seiner ersten Liebe zu.

Daß Dergleichen nicht auf eine reiche erotische Erfahrung deutet, ist zweifellos. Bekanntlich findet sich unter Holberg's eigenen Bekenntnissen kein Wort über irgend eine glückliche oder unglückliche Liebe; nur daß er mit einer derberen Wendung, als heutzutage statthaft, sagt: in dem Alter, in welchem er sich zur Verheirathung geeignet hätte, habe er eine Frau nicht ernähren können, und nun, da er dies könne, eigne er sich nicht mehr dazu.

Mit nicht geringer Spitzfindigkeit hat man denn nach Symptomen einer Jugendliebe in seinen Schriften

gesucht. Man hat folgende Zeilen vom Schluß der vierten Satire citirt:

Fürwitzig sah ich einst ins Schicksalsbuch hinein.
Klug wollt' ich vor der Zeit, ich armer Narre, sein;
Ich wollte draus ersehn mein künftig Eheglück,
Allein ich traf im Buch auf ein gar häßlich Stück.

Man fand in dieser Stelle eine Andeutung heraus auf „eine erlebte poetische [!] Situation, welche wider Erwarten eine höchst unbehagliche prosaische Lösung fand." (C. W. Smith: Holberg's Leben.) Aber nur aus allem Zusammenhang gerissen und symbolisch aufgefaßt, können diese Verse auf dergleichen deuten. Holberg spricht hier gar nicht in seinem eigenen Namen, und die Stelle ist rein buchstäblich zu verstehen, daß der Betreffende in einem Wahrsagebuch nachgeschlagen und abschreckende Verse gefunden habe.

Die andere Stelle, worin man, womöglich noch mehr barock, ein Eingeständniß gefunden, sind Henrik's Worte in Der elfte Juni: „Ei was! eine junge Person von 22 Jahren sollte nicht Liebe fühlen." Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß die angeführte Zahl Holberg's eignes Alter zur Zeit seines Christianssander Aufenthaltes bezeichne — das einzige Mal, wo er zu erkennen gibt, daß er sich unter Damen bewegte. Man scheint nicht beachtet zu haben, welche Bedeutung das Wort Liebe in der citirten Stelle aus dem Schlusse des ersten Aktes hat — die niedrigste, die nur möglich. Daß Holberg, wo die Rede davon ist, ein Ochsendorf werde sich möglicherweise in die Lucrezia des Paradies-Wirthes verlieben, eine Erinnerung hineinverwoben haben sollte an eine Jugendliebe, die er so hoch in Ehren hielt, daß er ihrer sonst nirgends Erwähnung thut — diese Annahme

hat unbedingt keine Wahrscheinlichkeit für sich. Wie die Sache liegt, läßt sich überhaupt nichts Bestimmtes sagen. Aber ein Fingerzeig findet sich doch — wie L. Daae nachgewiesen — nicht in dem, was Holberg sagt, sondern in dem, was er verschweigt.

Eben die Stelle, von der wir ausgingen, wo Holberg von dem Aergerniß erzählt, welches sein Paradoxon über das weibliche Geschlecht in Christianssand hervorrief, ist hier von Interesse. Er schreibt: „Am eifrigsten gegen diese Thesis waren die Söhne des ohnlängst verstorbenen Bischofs dortselbst, und dieweil sie eine ohngewöhnlich schöne Schwester hatten, die sie ganz besonders würdig erachteten für einen Menschen betrachtet zu werden, so stritten sie wie für Haus und Hof."

Was Holberg hier verschweigt ist, daß dieser Streit in eben dem Hause in Christianssand stattfand, in welchem er gastfreie Aufnahme gefunden hatte, indem die Söhne des Bischofs seine Vettern waren, desgleichen daß das junge Mädchen haud vulgaris formae, civitate humana dignissima seine leibliche Cousine war, mit der er täglich verkehrte. Da nun überdies das Gerücht sich stets erhalten hat, daß Holberg in seiner Jugend in Christianssand verliebt gewesen; da ferner die von dem Gerücht unrichtigerweise als Gegenstand seiner Neigung bezeichnete, damals erst elfjährige Tochter Jens Bircherod's eine Bischofstochter war gleichwie Jungfer Stoud; und da endlich Holberg mit ganz einzig dastehender Wärme bei seinen Christianssand'schen Erinnerungen verweilt, indem er sagt: „Die jungen Damen dortselbst schienen mir den ersten Rang behaupten zu können unter denen Jungfrauen von ganz Norwegen, sowohl in Hinsicht auf Bildung

und guten Ton wie durch feines Wesen und Geistes-Gaben" — so liegt die Annahme sehr nahe, daß seine „ungewöhnlich schöne" Cousine einen Hauptantheil an diesem Lobe hatte.

Auch konnte er's nicht lange über's Herz bringen, ihr das Menschenbürgerrecht abzusprechen. Er gab ja — im Gegensatz zu Erasmus Montanus, der allerdings im Rechte war — geschwind seine Behauptung auf, wurde später in Christianssand ein beständiger Lobredner des schönen Geschlechtes und beschwichtigte solcherweise nicht nur glücklich den Sturm, der sich gegen ihn erhoben, sondern es fiel ihm, wie er selbst erzählt, da er obendrein noch etwas Musik verstand, „nicht schwer, gut Freund sogar mit den fürnehmsten Jungfern dortselbst zu werden."

Leidenschaftlich indeß ist dieses Gefühl kaum gewesen, und eine Rolle in Holberg's Leben hat es nicht gespielt. Doch dem sei wie ihm wolle — mag Holberg in seiner Jugend einem einzelnen weiblichen Wesen eine wärmere Huldigung gezollt haben oder nicht: so viel ist gewiß, daß er sein ganzes Leben hindurch rein verstandesmäßig, wie sein Wesen es mit sich brachte, ein halsstarriger und weitgehender Fürsprecher des weiblichen Geschlechtes blieb.

Schon in Peter Paars (im ersten Gesang des dritten Buches) wird in scherzendem Tone behauptet, daß die Frau dem Manne häufig geistig überlegen und daß es unbillig sei, sie von Aemtern und Gewerben auszuschließen; in der Vertheidigungsschrift des weiblichen Geschlechts von Zille, Hans' Tochter erhebt er sich zu einem ganz modernen Standpunkt.

Unbillig schmäht den Vogel Der,
So selbst ihm stutzt die Schwingen,
Und weil er fliegen kann nicht mehr,
Ihm will ein Spottlied singen.
Ein Baum hat oftmal Zweige nur,
Doch will kein Blatt ausschlagen;
Versetzt' man ihn auf andre Flur,
Er würde Früchte tragen.

Er fordert, daß die Frau dem Manne völlig gleichgestellt sei, und das mit einer abstrakten Consequenz, die sogar noch über diejenige der Emancipatoren der damaligen Zeit hinausgeht, welche im Allgemeinen einen Gradunterschied zwischen den geistigen Anlagen des Mannes und der Frau einräumten. Nach Holberg's Anschauung sind beide Geschlechter von der Natur gleichmäßig ausgestattet; der Unterschied beruht ausschließlich in der Erziehung und der ganzen Gesellschaftsordnung, welche die Frau aus der Stellung gedrängt, die ihr eigentlich zukomme.

Holberg war ja kein Physiolog, sondern ein Rationalist, und man kann nicht erwarten, bei ihm eine naturwissenschaftliche Erörterung über die Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes zu finden. Aber seine Anschauung ist nicht in Zweifel zu ziehen. Da er in seinem Natur- und Völkerrecht sich genöthigt sieht, Rücksicht auf die theologischen Einwendungen zu nehmen, schreibt er:

„Nunmehr erübrigt zu untersuchen, wodurch der Mann die Herrschaft über seine Frau bekommen und wie weit solche sich erstrecke. Selbige Herrschaft ist alleine von Gott eingesetzet (1. Mos. 3, 16), allwo dem Weibe ausdrücklich befohlen wird, dem Manne unterthan zu sein.... was maßen diejenigen sehr irre gehen, welche

behaupten, daß solche Oberherrschaft von der Natur komme.“

Mit einer tiefen Verbeugung umgeht er die theologischen Argumente und hält sich an die natürliche Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes. (Man sehe außerdem seine Lebensbeschreibung, die Episteln 199 u. 518, in Geschichte der Heldinnen den Vergleich zwischen Zenobia und Catharina Alexiewna und die Stellen in Niels Klim.)

Eine Gefühlssache ist dies für Holberg keineswegs. Gewiß war es auch nicht der Eindruck von den hohen Geistesgaben der dänischen Frauen, der hier für ihn entscheidend war. Das Vergnügen, das er im Verkehr mit Frauen fand, hat mit seiner Achtung für weibliche Geistesgaben nichts zu thun; dieser Umgang war ihm nur eine Zerstreuung; er selbst giebt als Grund für sein Wohlgefallen an dieser Unterhaltung an: daß „dabey nichts vorkommet außer schlichtem Gespräch, so keiner Meditation bedarf.“ Desto größere Anerkennung verdient Holberg für diesen seinen Standpunkt, desto rücksichtslosere Bewunderung zwingt sein Genieblick uns ab. Nicht als ein Liebhaber des weiblichen Geschlechtes; auch nicht, weil er einer einzelnen Frau viel zu verdanken gehabt hätte; nicht auf dem Wege kritikloser Begeisterung — nein, mit sicherem Blick für das Menschliche, nicht für das Weiblichste im Weibe, hat Holberg, weil sein Wesen genialer Verstand war, die größte und am meisten schicksalsschwangere sociale Revolution, welche die ferne Zukunft in ihrem Schoße trägt, vorausgesehen und verfochten.

Wie groß dies ist, das fühlt man erst recht, wenn man bedenkt, daß die dänische Literatur diese seine Grund-

anschauung anderthalb Jahrhunderte liegen ließ, bis sie dieselbe im Ernste wieder aufnahm.

Heiberg spricht im Jahre 1830 von den Fällen, wo Holberg „die großen Interessen der Menschheit satirisch behandelt, ohne diese in ihren Ideen erfaßt zu haben," und rechnet hiezu „sein Paradoxon über die Rechte der Frauenzimmer". Dietrichson schreibt 1860, die Vertheidigungsschrift von Zille sei aufzufassen als „eine Satire auf die Gelehrsamkeit der Frauen und eine Parodie auf die Vertheidigungsschriften darüber." Dies ist bereits höchst bezeichnend (wenn auch fast unglaublich) als Beweis, wie man in der Periode, welche unserer Zeit unmittelbar vorangeht, seine bornirten Lieblingsneigungen aus all' den großen klassischen Autoren herauslas, selbst aus denen, die mit dürren Worten eben diese Lieblingsmeinungen verhöhnt hatten. Aber noch ergötzlicher in ihrer Unschuld sind doch C. W. Smith's Aeußerungen. Er schreibt: „Daß Holberg zu den Schriftstellern gehört, welche das weibliche Geschlecht emanzipirt haben wollen, ist eine eigenthümliche Curiosität . . . . Da er als gelehrter Hagestolz niemals Gelegenheit gehabt, selbst zu erfahren, in welchem Kreis und in welchen Verhältnissen der geistige Reichthum der Frau sich am allerschönsten entfaltet, war er auf die Idee gekommen, daß man Mädchen, wenn sie einen klugen Kopf hätten, zum Studiren anhalten solle ganz auf dieselbe Weise wie Knaben, und daß Frauenzimmer ebensowol Zutritt zu öffentlichen Aemtern haben sollten wie Männer." Ja, man kann, fügt Smith hinzu, der stolz war, Holbergianer genannt zu werden und sich einbildete es zu sein, in Holberg's wissenschaftlichen Schriften Beweise dafür finden, „daß dies wirklich

sein voller Ernst war.“ Man braucht nicht in den wissenschaftlichen Schriften nach Beweisen zu suchen: die Vertheidigungsschrift von Zille enthält allein bereits alle die Argumente, welche Stuart Mill in unserm Jahrhundert geltend machte, und nimmt völlig den Mill'schen Standpunkt ein.

Ist es auch nicht möglich, genau zu erfahren, was die eigene Beobachtung Holberg über das Verhältniß zwischen Mann und Frau gelehrt, so ist doch nicht schwer zu sehen, wie seine persönliche Beobachtung im Verein mit seinen Studien den Grund zu seiner hohen Würdigung des andern Geschlechtes gelegt hat, und wie sein geistiger Habitus ihn dazu bringt; die Frau genau so zu behandeln wie er es thut.

Schon wenn man Acht gibt auf seine Schilderung der jungen Bürgerstöchter von Bergen, die mit ihrer „absonderlichen Modestie im Umgang mit Mannsbildern“ den Männern in Bezug auf Tüchtigkeit und Verstand nicht das Geringste nachgaben, sieht man die Leonora-Gestalt aufdämmern. Diese jungen Frauenzimmer legten keinen Werth auf Galanterie; Holberg mag diesen Zug an ihnen gern, denn auch er legt keinen Werth darauf. Nichts konnte seinem unromantischen Naturell ferner liegen als das ritterliche Verhältniß zur Frau mit dem ganzen Gefolge von galanten Sitten und Redensarten. Er findet in der Galanterie eine Kränkung der Frauen, insofern die galanten Huldigungen in ihrer Zeichensprache sie für schwache, unbedeutende Wesen erklären; ja, er tadelt einen Mann, der, als er in Gesellschaft einer Dame einen Kuß geraubt und eine Ohrfeige zum Lohn bekommen hatte, die Hand, welche ihn geschlagen, an seine Lippen drückte.

Holberg bekennt frei heraus, daß, wenn ihm dergleichen passirt wäre, er „die gute Jungfer auf dieselbige Weise wieder salutiret hätte“ — d. h. er würde ihr die Ohrfeige heimgezahlt haben, und zwar nicht aus Rachgier, sondern um ihr, als einem dem Manne ebenbürtigen Wesen, seinen Respekt zu bezeigen. — Man sieht, er scheut keine Consequenz.

Seine Anschauung ist nüchtern, aber unerschütterlich und folgerichtig: die Frau ist von Natur ebensogut begabt wie der Mann. Holberg hat Frauen getroffen, die ebenso klug waren wie Männer, Frauen, die bei weitem klüger waren als ihre Männer oder Väter; und so tief wurmte ihn die Abhängigkeit der Frauen und ihre nothgedrungene Unwissenheit, daß er wieder und wieder auf die Ungerechtigkeit zurückkommt, welche man an ihnen begeht. Im Musterstaate Potu (Niels Klim) haben die Frauen Zulaß zu allen den gleichen Aemtern und Stellen wie die Männer; ein junges Fräulein ist Gerichtspräsident und berühmt wegen seiner weisen Urtheile. Klim stutzt im ersten Augenblick darüber, findet aber bald die Sache weniger sonderbar, weil er im Stillen eine Betrachtung anstellt, von welcher augenscheinlich Holberg selbst ausging: „Ich dachte: Wie? wenn die Frau des Stadtrichters von Bergen zu Gericht säße anstatt ihres Mannes? .... Unsere Gesetzeskunde würde dadurch gewinnen, und der Gerechtigkeit würde vielleicht nicht so oft in's Gesicht geschlagen.“ Doch Holberg ist so weit entfernt, durch diese Emancipation der Frau sie von ihrem natürlichen Berufe losreißen zu wollen, daß er sogar — mehr als 20 Jahre vor Rousseau — als Wortführer der Natur gegenüber der unnatürlichen Mode oder Gewohnheit auf=

tritt, die den Säugling von der Mutter trennt. Rahagna bekleidet in Potu die hohe Stellung eines Großschatzmeisters, säugt aber nichtsdestoweniger ihr Kind selbst und weist einen Einspruch mit den Worten zurück: Glaubst du denn, daß die Natur den Frauen Brüste blos zur Zierde gegeben und nicht zur Ernährung der Kinder?"

Von dieser eigenthümlichen Stelle, die Holberg in seiner Auffassung des natürlichen Berufes und des geistigen Rechtes der Frau einnimmt — einem Standpunkt, der hoch wie eine Warte über dem seiner nordischen Zeitgenossen liegt, fällt ein neues und schöneres Licht auf ein Werk wie seine Verglichene Geschichte verschiedener Heldinnen und anderer berühmten Damen. Es ist das Werk eines männlichen vorurtheilsfreien Geistes, einer reinen Bewunderung. Und interessant ist es, daß Holberg hier in seinem Gefühlsleben und seiner Tendenz Berührungspunkte hat mit der größten dänischen Frau des siebzehnten Jahrhunderts, der unglücklichen Tochter Christian des Vierten, Leonora Christina, die ein bedeutendes Bruchstück eines ähnlichen Werkes: Der Schmuck der Heldinnen, hinterlassen hat.

Die Erörterung des Verhältnisses, in welchem Holberg zum weiblichen Geschlechte stand, führte nothwendigerweise von der Untersuchung, wie weit seine Produktion auf innerer Beobachtung beruht, hinüber zu der Frage: wie viel davon sich auf Beobachtung der äußern Umgebung begründet.

Vor zwei Jahrzehnten war in der dänischen Journalistik die Behauptung noch möglich, daß Holberg's Comödien als Spiel des Witzes, nicht als Schilderung der Wirklichkeit aufzufassen seien. Heute findet sich wohl kaum

Jemand, der noch dieser Ansicht ist. Die Comödien sind Wirklichkeitsbilder in so hohem Grade als es ihrem Dichter möglich war, sie zu solchen zu machen.

Selbstverständlich sind es nicht immer dänische Verhältnisse, welche Holberg vor Augen schwebten; er hatte ja bis zu seinem 25. Jahre kaum mehr als, Alles in Allem genommen, ein Jahr in Dänemark zugebracht (einen Monat im Jahre 1702, 10 Monate von 1703—4 und einen Monat im Jahre 1708). Erst als Hauslehrer bei den Söhnen des Geheimraths Gedde und als Alumnus auf Borch's Collegium fing er an, Kopenhagen und die Provinzialisten dort, die seeländische Bauernbevölkerung, überhaupt dänisches Stadt- und Landleben gründlich kennen zu lernen; erst von 1709 an kann das dänische Familienleben, das in seinen Schauspielen der beständige Gegenstand der Schilderung ist, sich vor ihm eröffnet haben. Es kann daher kein Zweifel sein, daß, selbst wenn die Handlung in Kopenhagen spielt (geschweige denn in Ebeltoft oder Thisted, wo er nie gewesen), Holberg häufig an Jugenderinnerungen aus Norwegen zehrt. Skavlan hat mit vielem Scharfsinn solche Reminiscenzen hie und da nachgewiesen, sogar in der so phantastischen Melampe. Daß Holberg die Scene niemals in sein Vaterland verlegte, geschah offenbar aus Rücksicht für sein Publikum; er sah sich genöthigt, seine persönlichen Eindrücke für den dänischen Zuschauer ebensowohl zu lokalisiren, wie er für denselben Plautus und Molière lokalisirt hatte. Daß er zuweilen die Scene in's Ausland verlegt (wie den Kannegiesser nach Hamburg, Don Ranudo nach Spanien), verstößt nicht gegen dieses Princip; es geschah in ersterem Falle theils um die Unwahr-

scheinlichkeit zu vermindern, theils aus Vorsicht, damit man die Satire nicht auf in Kopenhagen ansässige Personen beziehe, an die nicht gedacht war; im letzteren Falle damit es nicht aussehen solle, als sei die Satire gegen den heimischen Adelstand gerichtet, auf welchen eben gezielt wurde.

Aber Holberg's Hauptquellen sind doch, wie jede Prüfung beweist, dänische, besonders Kopenhagen'sche Verhältnisse; und hier ist sein Einblick, sein Scharfblick erstaunlich. Seine Schauspiele geben mit der Genauigkeit einer Camera obscura die Außenseite des alten Kopenhagen; ja, Holberg scheint den ganzen Mittelstand und das Volk so gut gekannt zu haben, daß man sich förmlich wundert, keinen einzigen Vertreter der wenigen übergangenen Klassen zu finden: keinen Pfarrer, nicht einen Matrosen von den Neuen Buden, keinen Marine-Officier. Seine umfassende Kenntniß imponirt; aber am meisten bewundernswürdig ist es doch, daß er, selbst bei solch' eingehendem Verständniß, es vermocht hat, allen diesen bürgerlichen und alltäglichen Verhältnissen ihre komische Seite abzugewinnen. Es ist ein Fond von frischer Lustigkeit in ihm, die all' das Närrische oder Unglückliche oder Abscheuliche aus dem Kreis des Häßlichen heraushebt und es in den Kreis des Lächerlichen überführt. Er verliert weder vor Aerger, noch aus Mitleid den Humor: er lacht.

Um mit dem Geringsten zu beginnen: es versteht sich von selbst, daß er sich von der Feierlichkeit nicht imponiren ließ, mit welcher in der Gesellschaft rings um ihn, von oben herab durch alle Schichten, die Dummheit ihr Wesen trieb. Keine Gesellschaftsmacht war wohl

dümmer als das Rangwesen. Seit dem Sturze des dänischen Reichsadels war die Rangsucht aufgekommen und wurde von höchster Stelle aus sorgfältig gepflegt durch den Ernst, mit welchem die Rangordnung wieder und wieder umgeändert wurde — unter Christian V. und Frederik IV. viermal in 40 Jahren. Bei der Rangverordnung von 1671 hatte man auf die Universitätsprofessoren nicht Rücksicht genommen; da nun die angesehenen Mediciner Thomas Bartholin und Wilhelm Worm einige Jahre darnach bei einer Hochzeit ein paar jungen Männern, die kürzlich Vorlesungen bei ihnen gehört, im Vortanz weichen mußten, gaben sie ein Gesuch um Rang ein. Griffenfeld schlug das Gesuch ab. 1679 erlangten indeß die Professoren mit Frauen und Kindern „alle dieselbigen Privilegien, Herrlichkeiten und Begnadigungen alswie des Königs eigene Bedienstete und Andere vom Adel." Der Rang, den sie unter einander einnahmen, sollte durch die Anciennität bestimmt werden. In den Motiven des Königlichen Schreibens wird angeführt, daß „Ehre und Würde so unzertrennlich der Tugend folgen soll alswie der Schatten dem Körper." Damit jedoch war die Sache nicht abgethan: nun entstand das interessante Problem, wer den Vorrang haben solle, wenn ein Professor einer höheren Facultät — die theologische stand am höchsten — geringere Anciennität hätte als einer von den Professoren einer niedrigeren Facultät. Auch dies wurde durch Rescript geordnet. Es darf also nicht verwundern, daß man unter Christian VI. für die Rangsteuer den Thurm der Frauenkirche erbauen, die Akademie der Wissenschaft gründen konnte u. s. w. In einem Bericht des französischen Gesandten de Chamilly

an seine Regierung vom Jahre 1728 heißt es — zweifellos ohne alle Ironie —: „Der König von Dänemark hat in einem Unternehmen Erfolg gehabt, das keinem andern Fürsten in Europa gelungen ist, nämlich den Rang aller seiner Unterthanen festzusetzen.“

Wie leicht nimmt nicht Holberg dieses Wichtige! Er schrieb Die honette Ambition dagegen; er scherzte darüber ringsum in seinen Schriften. (Man sehe z. B. Epistel 383.)

Wenn man ferner durch Holberg's Bilder vom Studentenunwesen sich in heitere Stimmung versetzt fühlt, so vergißt man leicht über die Drolligkeit der burlesken Figuren die traurige Wirklichkeit, welche denselben zu Grunde lag, das betrübliche Erziehungswesen, das solche Resultate hervorbrachte.

Aber man denke an den Schulunterricht, den die Aermsten bekamen! Wir lachen über die Unwissenheit des Schullehrers in Die Weihnachtsstube, über die des Küster Peter in Montanus; doch man versteht dieselbe, wenn man Proben von den Schulbüchern jener Zeit gesehen. Man lese folgendes Pröbchen von Definitionen in einer kleinen, von einem Universitätsprofessor für den Schulgebrauch bearbeiteten Logica aus dem 17. Jahrhundert — ein Buch, das aller Wahrscheinlichkeit nach im ersten Drittheil des 18. noch im Gebrauch war.

„Substantia, ein Wesen, ist ein seyendes Ding, so Selbstständigkeit hat durch sich alleine, und nicht gestattet, daß es mehr oder weniger zu existiren gesagt wird; sondern begreifet in sich den Fall, in welchem verschiedenerley disparater zu sein — verschiedene Theile gleichartig

— und nicht contrarier — im Gegensatz zu einander, genannt werden.“

„Prædicamente befassen in sich Notionen (Begriffe), so jeder für sich getrennt ist; aber damit die Schüler, die da lernen, selbiges leichter fassen, scheint es gut, die obersten Genera und Arten von den anderen Dingen hinzuführen, zu der Gesellschaft der logischen Elemente und des Beginnes, so da genannt sind Prædicamenta, d. i. besondere Aussagen, bey Ciceronem Attributiones, d. i. Beylagen.“

„Ein Wesen, so am dünnsten vorkommet, heißt Geist, wohinzu gehören Engel und Seelen. Und das, so dichter ist, ein Körper.“

Und dies war noch dazu ein Schulbuch in dänischer Sprache. Um dergleichen zu lernen, müssen in manchen Schulen die Schüler im Sommer um 4, im Winter um 5 Uhr aufstehen. Vormittags um 7, Nachmittags um 3 werden dann Alle in die Kirche getrieben. Sie sind einer vollständigen Prügel-Justiz unterworfen, systematisch geübt nach einem Gesetzbuch mit vier Abtheilungen, deren erste Jus virgarum heißt. Darin ist die ganze Gerichtsordnung für das übermäßige Schlagen und Peitschen genau festgesetzt und nicht minder die Vorschriften für das Ruthenstreichen auf die bloßen Schultern jeden Donnerstag Morgens, wenn an den Sündern das Schulgericht exekutirt wird.

In einer Schulverordnung aus der Zeit Frederiks VI. heißt es: „So Jemand in Gymnasio sich nachlässig oder unanständig beträgt oder eine Stunde versäumt, da soll der Professor, so seine Nachlässigkeit oder Unart erfährt, ihn einsperren lassen bey Wasser und Brodt....

nach der Beschaffenheit und Iteration des Vergehens.“ (R. Nyerup: Die Lateinschulen in Dänemark und Norwegen.)

Versetzt man sich in diese Verhältnisse, so fühlt man eher Mitleid mit den armen Wesen, welche die Opfer solcher Unterrichtsanstalten waren, als daß man zu einer Kritik ihrer Beschränktheit und Pedanterie oder zur Entrüstung über ihre Thorheit und Einbildung geneigt wäre. Und doch war es unmöglich, auf schlagendere Weise, als wie Holberg es gethan, durch die Resultate des Unterrichts die Beschaffenheit desselben zu demaskiren — und doch hat er aus diesem Menschen-Material so lustige und lachenerregende Gestalten zu Tage gefördert wie seinen Schulmeister, seinen Stygotius, seinen Küster Peter, seinen Rosiflengius, seine Juristen, Philosophen und Aerzte.

Verweilen wir einen Augenblick bei den Aerzten! Wie schon angedeutet, ist Holberg's Darstellung des ärztlichen Standes bis zu einem gewissen Punkte conventionell: theils ist es der Doktor aus der Maskencomödie, theils derjenige Molière's, welcher hier wiederkehrt. Holberg selbst versucht (aus Vorsicht), seine Schilderungen als Erzeugnisse freier Phantasie erscheinen zu lassen. Er schreibt: „Alle Doktor-Comödien sind unwahrscheinlich hier zu Lande, wo die Medicinische Nation fürnehme Leute sind, und ganz und gar nicht behaftet mit den Fehlern, die sich bey denen kleinen umherziehenden Medici an etlichen andern Orten finden.“

Seine wahre Meinung war das nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Heilkunde zu seiner Zeit in Dänemark sehr niedrig stand; in Norwegen gab es so

gut wie keine Aerzte. In Dänemark war die eigentliche medicinische Praxis durch ein Verbot (von 1672), innerliche Medicamente an andere als an examinirte Aerzte verabfolgen zu lassen, diesen vorbehalten; dagegen war die chirurgische Praxis den Bartscherern überlassen, die eine Zunft bildeten, doch dergestalt, daß größere und schwierigere Operationen im Allgemeinen von herumreisenden Operateuren besorgt wurden, welche Genüge thaten als „Oculisten, Stein- und Bruch-Schneider."

Wie groß die Unwissenheit war, beweist die Verordnung von 1672, welche bestimmt, daß Bartscherer „Decocta, so von selbigen gegen frantzösische Pocken gebraucht werden", verordnen dürfen. Die zu jener Zeit so genannte Krankheit muß also als eine äußerliche betrachtet worden sein, weil die Behandlung derselben den Barbieren überlassen war, obgleich man für nöthig erachtete, innere Mittel dagegen anzuwenden. Wie die Verhältnisse in der Armee standen, welche einen obersten Feldmedicus hatte, deren Aerzte im Uebrigen aber Feldscherer aus der Klasse der Barbiere waren, kann ein Bericht aus dem 17. Jahrhundert lehren, demzufolge ein verwundeter Anführer vier Meilen weit reiten mußte, eh' er in die Hände eines Chirurgen kam.

Traten Epidemien auf, herrschte z. B. die Pest, dann avancirten sämmtliche Barbiere zu Aerzten und jedes Verbot gegen ihre Thätigkeit fiel weg. Dies war um so nothwendiger, als die Aerzte in jenen Zeiten sich nicht für moralisch verpflichtet hielten, in einer von Seuchen heimgesuchten Stadt zu bleiben. Sogar das Gesetz sprach sie davon frei. In einer später nicht aufgehobenen Verordnung von 1619 wird dies mit dürren

Worten gesagt, und noch im Jahre 1666 sagt Thomas Bartholin in einem lateinischen Buche über das dänische Hausärztewesen ausdrücklich: „Da die Aerzte, wenn die Pest oder andere ansteckende Krankheiten grassiren, nicht verpflichtet sind, die Kranken zu besuchen .... so schreiben die Aerzte eine gewisse Kur vor und bestimmen gewisse Medicamente, damit das Volk auch ohne Arzt sich selbst zu helfen wisse." Als im Jahre 1710 der eine von den beiden medicinischen Professoren an der Universität, Frankenau, beim Auftreten der Pest aus der Stadt flüchtete, folgte er nur dem Beispiel, welches ihm seine Vorgänger bei ähnlichen Gelegenheiten gegeben (so Morsianus 1546, Peter Capitanus 1553, Ole Worm 1619 und 1637, Thomas Bartholin 1654). Zur Zeit der Pest fanden sich in Kopenhagen im Ganzen nur 16 Aerzte und von diesen blieben blos 5 auf ihrem Posten. Die 21 Amtsbarbiere versahen dann Dienste als „Pestmeister", wenn sie auch die Pest nicht meisterten.

Was für ein Bewenden es mit der Selbstbehandlung der Kranken, von welcher Bartholin in seinem Buche spricht, überhaupt und besonders unter diesen verzweifelten Umständen hatte, leuchtet doppelt ein, wenn man bedenkt, daß die gedruckten Anweisungen, wonach man sich richten sollte, von Aerzten gegeben waren, die einen Pestkranken niemals selbst beobachtet, noch weniger behandelt hatten. Und man war zu Holberg's Jugendzeit an Einsicht noch so weit zurück, daß man vor lauter Angst, der Peststoff könnte durch Ventilation in die Häuser dringen, verlangte, die Fenster stets geschlossen zu halten — noch dazu in den engen Gassen — bei Nebel und Regenwetter, und immer des Nachts. Ja, einer

der geschicktesten und muthigsten Aerzte jener Zeit, J. G. Bötticher, der während der Epidemie nach besten Kräften sich nützlich machte, weist, als er von den Ursachen der Pest spricht, nur auf die sechs vom Bischof Brochmann angegebenen hin: Verachtung des Wortes Gottes, Vernachlässigung der Rechtspflege, Mißbrauch des Abendmahls u. s. w.

Die medicinischen Studien an der Universität bestanden darin, daß man Vorlesungen hörte, disputirte und deklamirte; klinische Studien waren unbekannt, so daß auch die Kenntnisse der gründlichst Gebildeten nicht tief sein konnten. Dessen ungeachtet existirte ein ewiges Rivalisiren zwischen Aerzten und Barbieren und wieder ein Zusammenhalten dieser beiden Klassen gegen den Schwarm von Quacksalbern, Landstreichern, vagabondirenden Marktschreiern und klugen Frauen, die sämmtlich das Land überschwemmten, der Praxis der Aerzte schadeten und den ganzen Stand in Mißcredit brachten. Die Scharfrichter hatten, vermöge ihrer Fertigkeit im Menschen-Tranchiren, großen Ruf als Chirurgen und gewaltigen Zulauf als Aerzte. Noch im Jahre 1736 führt der Henker zu Kopenhagen, Franz Mühlhausen, in einem Gesuch um Ausübung medicinischer Praxis als Grund an: daß dies „an allen denen andern Orten den Scharffrichtern gestattet ist." Kein Wunder, daß ein damaliger Arzt klagt: „Mörder unterscheiden sich von diesen Medicastri et Empirici cujuscunque generis bloß dadurch, daß Mörder die Menschen außerhalb der Mauern violente modo tödten, dahingegen die Quacksalber sie zwischen ihren vier Wänden auf heimliche Weise umbringen."

Bartholin sagt in seinem jüngst erwähnten Buch: „Ich kenne keinen Ort in Europa, wo wahre Aerzte in

dem Grade gering geachtet und Quacksalber in dem Grade geschätzt werden, wie in Kopenhagen"; und Bötticher schreibt 1736 (in einer Beschwerde an den Magistrat über Quacksalber): „Man erröthet, gestehen zu müssen, daß die Heilkunde hierzulande so äußerst verachtet ist und einen Stoß erlitten hat, davon sie sich nicht mehr aufzurichten vermag, dahingegen sie doch, so sie gefördert, beschützet und gebührend geachtet wird, als eine der sichersten Stützen des öffentlichen Wohles gelten kann. Es verdienet in Wahrheit die lauteste Rüge, daß es so weit gekommen, daß jeder Apotheker, jeder Feldscherer, Bader, Bartkratzer, ja, was das absonderlichste und erschrecklichste ist, daß jeder Scharfrichter sich den Namen eines Arztes anmaßt mit aufgeblasenstem Stolz, albernstem Selbstvertrauen und ärgster Unwissenheit, und auf eine ebenso unverschämte wie freche Weise seine Sichel auf dem Acker der Aerzte [!] brauchet und sich brüstet, wann er über die Haufen der von ihm getödteten Leichen schreitet." — Dieser Satz wäre vorzüglich als Replik für eine Comödie geeignet, — falls er dann nicht als unwahrscheinlich kritisirt werden würde. Holberg hat gewiß keinem Doctor medicinæ etwas Komischeres in den Mund gelegt.

Die angeführten Züge sind indessen hinreichend, um zu zeigen, wie Holberg, der selbst einen solchen Respekt vor den Doctoren hatte, daß er niemals einen Arzt haben wollte, Zustände, welche ihre sehr niederschlagende Seite hatten, in die Sphäre des Lächerlichen erhob. Dagegen hat er auf diesem Gebiete, wie bisweilen auf anderen, Verhältnisse und Persönlichkeiten ausschließlich von der komischen Seite gesehen, die eine bessere Be-

handlung verdient hätten. Dies hängt davon ab, daß er, obgleich persönlich principiell der unerbittliche Feind aller Routine, in seiner Eigenschaft als Komiker nicht umhin kann, die alte Routine hie und da dem berechtigten Neuen gegenüber zu unterstützen. Zu allen Zeiten ist der komische Dichter, um die Lacher auf seiner Seite zu haben, in hohem Grade der Versuchung ausgesetzt gewesen, für die augenblicklich herrschende Anschauung Partei zu ergreifen. Die Zukunftssache als solche ist im Streit mit allem Hergebrachten, scheint ungereimt, ist also halbweg komisch; die Saiten, welche ihre Verfechter anschlagen, geben Zukunftsmusik. Schon Aristophanes nahm darum das Bestehende in Schutz; Holberg thut es bis zu einem gewissen Punkt im Kannegiesser, in Jeppe u. s. w. In einem einzelnen Falle thut er dies auch in seiner Schilderung der Aerzte.

Der bekannteste Arzt jener Zeit, Johannes von Buchwald, hatte durch Studien und Talent sich vom einfachen Barbiergesellen zum Doktor der Medicin und zum Leibarzt Frederiks IV. emporgeschwungen, ferner zum obersten Feldmedicus und (durch Concurrenz) zum Professor an der Kopenhagener Universität, in welcher Stellung er sich große Verdienste um die dänische Chirurgie erwarb. Es erregte Aergerniß bei den feinen Universitätsprofessoren, daß der frühere Barbiergeselle ohne wissenschaftliche Vorbildung ihr Collega sein sollte. Man sah weniger auf seine Tauglichkeit als auf sein ungeschliffenes Wesen, und sicher rümpften die Professorenfrauen nicht weniger als ihre Männer die Nase über die ganze Familie Buchwald; denn der neue Professor hatte, noch als er Barbiergeselle war, eine arme Verwandte geheirathet, und diese Ehe

war mit 12 Kindern gesegnet. Es ist kein Zweifel, daß Holberg mit dem Bader Jens Block, den er in Peter Paars lächerlich macht, seinen Collegen Johannes von Buchwald gemeint hat. In diesem, Holberg's nicht ganz würdigen, Spott über den Doktor, der kein Latein verstand, hat man einen Ausdruck der Mißstimmung, die in den Professorenkreisen herrschte.

Zum Ersatz hat Holberg in Die Wochenstube dem ärztlichen Wesen seiner Zeit ein Denkmal von hoher und unvergänglicher Komik gesetzt. Da die Schlägerei zwischen Jens Block und Gunild (der eine über Johannes von Buchwald und eine Hebamme circulirende Anekdote zu Grunde liegt) sich hier in dem viel witzigern und lustigern Zusammentreffen zwischen Doktor, Barbier und Beschwörerin wiederholt, so kann man gleichsam verfolgen, wie diese jugendlich ungerechte Karikatur des tüchtigen Emporkömmlings zu dem meisterlichen, grundkomischen Bild des damaligen Durchschnittsarztes umgebildet wird.

Zu den traurigsten socialen Zuständen in Dänemark gehörte in jenen Tagen die Stellung des Bauern, der sich im Frohndienst abplagen mußte und von seinen Vorgesetzten, wenn Diese ihn strafen wollten, zum Kriegsdienst ausgeliefert wurde, wo er barbarische Mißhandlungen erlitt und in der Regel zu Grunde ging. Sein Herr konnte über ihn ganz wie über ein Stück Vieh verfügen, ihn verkaufen oder vertauschen. Ein Bauernknecht war eine Handelswaare; man verkaufte ihn für einen geschlossenen Wagen. Sogar Fremde wurden zum Mitleid bewegt. Molesworth schreibt: „Sobald der Bauer einen Reichsthaler bekommt, gibt er ihn in größter Eile aus für Branntwein, aus Furcht, der Vogt, dessen Sklave er

ist, könne davon hören und ihm das Geld abnehmen.“ — Selbst wenn die neuesten Forschungen Recht haben sollten, welche Frederik IV. davon freisprechen, das an die Scholle Gebundensein eingeführt zu haben, so beweisen sie doch nur, daß die Absicht der Regierung eine bessere war als man bisher geglaubt, nicht aber, daß die Stellung des Bauern faktisch eine bessere gewesen. Im Gegentheil, man sieht erst recht daraus, wie völlig er vom Reitvogt abhängig war.

Ein Zeitgenosse Holberg's, der Probst Jörgen Sorterup, hat in einer Schrift Praestigiae oeconomiae ruralis ein zutreffendes Bild von dem Verhältniß zwischen Bauer und Vogt gegeben. Wir sehen hier, wie die Bauern, um sich die Gunst des Verwalters zu erhalten, alle Arbeiten für ihn verrichten müssen vom Pflügen und Eggen an bis zur Ernte und den Reisen nach den Handelsplätzen; wie sie umsonst, oder für so gut wie nichts, seine Küh' und Schweine auf ihren Rasen lassen müssen und ihm bei Leibe nichts vorenthalten dürfen, worauf er ein Auge wirft: ein gutes Kalb, ein wohlgemästetes Ferkel, ein Huhn u. s. w. Stellt der Gutsherr einen Inspektor an, der den Vogt überwachen soll, so schließen diese Beiden nur ein Bündniß, um mit vereinten Kräften die Bauern auszusaugen und ihren Herrn zu betrügen. Bei jeder der fälligen gesetzlichen Getreide-Abgaben ist immer noch eine ungesetzliche mit inbegriffen, nämlich der Vogt-Zehent: nachträglich bringt der Vogt den Gutsherrn 5 % in Abzug für schlechtes Maß, obschon er gerad' im Gegentheil bei 20 Scheffeln den Bauern 5 darüber abgepreßt hat. Ein ganz anderes Maß gilt im Frühjahr, wenn der Bauer Aussaat-Getreide braucht, das er beim Vogt entlehnen muß: da giebt man ihm das Getreide, welches

so schlecht ist, daß kein Händler es kaufen mag, und streicht das Schaff zur Noth voll; beim Zurückerstatten muß der Bauer gute Waare und gehäuftes Maß bringen und noch obendrein die Gefälligkeit des Vogtes durch ein Geschenk vergelten: ein Lamm, eine fette Gans u. s. w.

Dem entsprach auch die Art und Weise, wie die Militär-Aushebung geleitet wurde oder wie man von den verarmten Bauern Landgilde- und Steuer-Rückstände eintrieb. Es ist klar, daß diese Zustände in damaliger Zeit nicht in vollem Ernst auf die Bühne gebracht werden durften. Späterhin, zu Schluß des Jahrhunderts, wurden sie in Dialog-Form dargestellt (Martsfeld: Die Verwalterkniffe früherer Zeiten) auf eine trockene und wenig dichterische, aber wahrheitsgetreue Art. Von der Grausamkeit dieser Plagegeister der Bauern waren hier Proben gegeben, die einen niederschlagenden Eindruck machen; aber unkünstlerisch, wie sie sind, brennen sie sich nicht ins Gedächtniß ein. Martsfeld ist selbst entrüstet gewesen; aber dem Leser seine Entrüstung mitzutheilen, vermochte er nicht.

Holberg dagegen schreibt Jeppe vom Berge, zeigt sich mit den traurigen Verhältnissen der Bauern gründlich vertraut und wird weder larmoyant noch bitter. Nichts von dem Harten und Traurigen ist übersprungen — und doch ist das Schauspiel so ausgelassen wie ein Fastnachtsspiel.

Man nehme endlich den Stoff von Der politische Kannegiesser.

Mit den ersten Kaffee- und Thee-Häusern (in Kopenhagen werden dieselben von 1689 an erwähnt) kamen Zeitungen und politische Gespräche in die Mode. Die

Wirthshausscenen in dem ältesten Entwurf zum „Kannegießer“ und in „Gert Westphaler“ zeigen, daß der gemeine Mann die Bierstuben als eine Art politischer Clubs aufsuchte; und zu Holberg's Zeit war die dänische Nation überhaupt von lebhaftem Interesse für Politik erfüllt. Da das Volk von Staatsangelegenheiten gänzlich ausgeschlossen war, erhielt das politische Interesse dadurch eine Ableitung, daß man sich mit den Weltbegebenheiten und mit den innern Einrichtungen andrer Staaten beschäftigte. Nicht einmal die Landbevölkerung, deren gesunde Vernunft Holberg auf Kosten der Städter erhebt, hielt sich von diesem Politisiren frei. Der Kellner in einem kleinen Dorfkrug unterhielt ihn über die orientalische Politik.

Uns Menschen der Gegenwart fällt es schwer, ganz ohne Mitleid diese Ungebildeten zu betrachten, in welchen sich unbewußt ein Gefühl von Zusammengehörigkeit mit dem großen Ganzen, von einer Gemeinsamkeit der allgemein menschlichen Interessen regte. Auch können wir Holberg's Verachtung für ihre Zeitungen nicht theilen, welche bei all' ihren Mängeln doch die einzigen Botschaften waren von dem, was draußen in der großen Welt vorging, die innerhalb ihres engen Gesichts- und Wirkungskreises hinein drangen.

Doch die Sache hat ja auch ihre komische Seite und mit sicherm Blick hat Holberg im Interesse seiner Kunst genau gewußt auf das Burleske in der Anmaßung zu zielen, mit welcher in solchen Versammlungen geurtheilt und verurtheilt wurde — und er schreibt sein erstes, vortreffliches Lustspiel über „diese gemeinen Leute, die in den Wirthshäusern sitzen bei einem Krug Bier und

sowohl über Bürgermeister als auch Generäle Gericht halten. Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.

So sehen wir denn Holberg, ohne sich imponiren zu lassen, ohne entrüstet, betrübt oder gerührt zu werden, ohne sich in Empfindelei zu verlieren — kraft der Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit seines heiteren Humors Alles zu Komik verwandeln.

Außer der innern und äußern Beobachtung stand Holberg noch eine dritte Quelle für seine Produktion zu Gebote: die ganze frühere gedruckte Literatur.

Und so reichhaltig ist diese Quelle, daß sie ihrerzeit als die einzige oder doch wenigstens als die bedeutendste sich ausnehmen konnte. Er hat so viel von Andern entlehnt, daß, was er selbst erfunden, im Vergleich damit verschwindend klein erschienen ist. Haben Forscher hie und da zufällige Aehnlichkeiten mit Nachahmung verwechselt, so ist es andrerseits unzweifelhaft, daß die Liste von Holberg's Anlehen noch nicht groß genug ist.

Diese starke Benützung der Literatur ist bezeichnend für die dichterischen Erzeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts und wurde durch die fliegende Eile gefördert, mit welcher Holberg als Comödiendichter arbeitete. Wenn der Guß vor sich ging, warf er Elemente, überall her zusammengetragen, in die Form um dieselbe auszufüllen. Im Uebrigen aber klingen die Angriffe, welche aus diesem Grunde gegen Holberg's Dichterwerth und Originalität gerichtet worden, nur wie ein Echo jener, deren Gegenstand alle die größten Dichter der Welt gewesen sind, von den Komikern des Alterthums bis zu Shakespeare, Corneille, Molière. Shakespeare wurde ja von einem rivalisirenden Dichter als „eine mit unsern Federn

geschmückte Krähe" bezeichnet, Corneille wurde mit Anspielung auf seinen Namen „Corneille déplumée“ — die gerupfte Krähe — genannt und aufgefordert, jedes Wort von seinem Cid zurückzugeben; und Molière beschuldigte man „einer äffischen Nachahmung, wozu nur er im Stande wäre." Der Kern der Sache ist, daß die besten fremden Einfälle in den Händen eines Stümpers zu nichts werden, und daß nur die große Begabung sie mit ihren eigenen zu verschmelzen vermag.

Nicht nur, daß Holberg, gleich allen Dichtern, oftmals den Stoff zu seinen Comödien (und zwar bis in alle Einzelheiten) aus Büchern genommen (wie Jeppe und Der verpfändete Bauernjunge aus Bidermann's Utopia), sondern er hat auch von allen Seiten sich Figuren und Gesprächswendungen angeeignet. Von der römischen Comödie, namentlich von Plautus, hat er eine Menge theatralischer Eigenthümlichkeiten entnommen, einmal beinahe ein ganzes Stück (Abracadabra ist eine Bearbeitung von Mostellaria, Dietrich Menschenschreck eine Nachahmung von Pseudolus und Curculio, Jacob von Tyboe sowohl von dem Miles gloriosus des Plautus, wie von dem Heautontimoroumenos des Terentius stark beeinflußt); doch am tiefsten und am meisten in seinem dramatischen Stil stimmt Holberg mit Plautus überein: der derbwitzig dänische Professor war geistesverwandt mit dem genialen und derben römischen Plebejer. In der Volksthümlichkeit des Witzes gleicht Holberg ihm.

Von der Maskencomödie, besonders von Gherardi's Théâtre italien, hat Holberg ein Gewimmel von witzigen Einzelheiten entnommen: lachenerregende Theaterfinten, Motive zu Prologen und Episoden, Lazzi, Sprachver-

mengungen, symmetrischen Redewechsel, Hervorheben durch Wiederholungen, parodistische und unwahrscheinliche Züge, Uebertreibungen wie diejenige Tyboe's, daß er Leute halten müsse, die ihn für häßlich ausschreien, damit er Ruhe vor den Nachstellungen der Frauen habe u. s. w.

Aber wie Molière es war, welcher ihm den Weg zu Plautus gebahnt, ja wie Holberg sicher nur durch Molière darauf hingewiesen wurde, den Römer zu benützen und fortzusetzen: so war das italienische Theater, als er es kennen lernte, bereits halb französirt, bei Frankreichs großem Komiker in die Schule gegangen, gleichwie dieser auch — wie Holberg selbst hervorhebt (Ep. 506) — das Beispiel zur Benutzung der Italiener gegeben hatte. Mithin ist es auch Molière, der, trotz Allem, was man gesagt hat (Rob. Prutz aus nationalem Unwillen gegen Frankreich, N. M. Petersen zufolge ungenügender Einsicht), Holberg's entscheidendes und direktes Vorbild als Schauspieldichter ist. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Molière für Holberg der Dichter, das verwirklichte Ideal eines Dichters ist. Er, der mit dem Worte groß nicht verschwenderisch umgeht, nennt ihn beständig „den großen Comicus", „den großen Comödien-Schreiber", „diesen großen Mann". Wenn er seine Meinung über Theaterfragen bekräftigen will, fügt er hinzu: „Anders würde Molière nicht darüber urtheilen"; er „præferirt Molière's Wissen vor der Begutachtung der ganzen Parisischen Universität"; er seinestheils würde „ihm sowohl geistliche als auch weltliche Aemter anvertrauen"; „ein ganzes Sæculum kann kaum Einen solchen Geist hervorbringen wie Molière"; in den 2000 Jahren, die zwischen Plautus und Molière verflossen, ist kein

werthvolles Lustspiel entstanden; er hat „das vergrabene Artificium ans Licht gebracht" und Comödien nach dem Plan der Alten geschrieben, aber diese übertroffen, so daß man ihn „unter die großen Philosophos der jüngsten Zeiten" rechnen kann. Holberg nennt ihn seinen Wegweiser und sagt von seinen eigenen „Originalen", daß sie „nach Molière's Plan verfaßt sind"; sein höchster Stolz ist, daß er von fremden Kennern Molière an die Seite gestellt wurde. (Episteln passim, Einl. zu Moralische Gedanken.)

Es bestand eine geistige Verwandtschaft zwischen ihnen. Zwar war die Entfernung groß von dem Liebhaber Madeleine Bejart's und de Brie's und noch mancher Andern zu Holberg, der vielleicht niemals ein Liebeshältniß gehabt hatte, ja vielleicht nie geliebt wurde; von dem unlichen und eifersüchtigen Ehemann zu dem leidenschaftslosen Junggesellen, von dem Schauspieler und Theaterdirector zu dem stillen Dichter und Professor, von dem Kämmerling des Königs, dem übersehenen Hofmann, zu dem stolzen Stubengelehrten — aber sie waren beide freigeborne, beide freierzogene Geister; Molière hatte Gassendi studirt und Lucretius übersetzt, wie Holberg Bayle studirt und Thomasius bearbeitet hatte; sie waren beide die witzigsten Männer und die dramatisch begabtesten Persönlichkeiten ihres Landes, beide die Verfechter einer neuen Zeit, beide Gleichgewichts-Naturen, Feinde von jedem Ueberschreiten des Maaßes wie von jeder stagnirenden Routine.

Wie Molière, aber ausschließlicher, schildert Holberg das Familienleben; im Plan der Stücke und in der Gruppirung der Figuren folgt er ihm in der Regel wie

der Schüler seinem Meister. Nehmen wir z. B. Der geschäftige Müssiggänger! Das Schauspiel ist nach Le malade imaginaire geformt, Pernille entspricht aufs Genaueste Toinette; ja, so direct ist das Lustspiel Molière's das Vorbild, daß es Holberg in der Originalausgabe passirte, Leander's Oheim Corfitz von seinem Neffen Thomas (Diafoirus) sprechen zu lassen, anstatt von Peter (Erichsen Buchhalter).

Selbst wenn man von dem absieht, was Holberg der Molière'schen Schule in Frankreich verdankt: Dancourt, Boursault, Dufresny (in Bezug auf Die Weihnachtsstube, Die Wochenstube, Pernille's kurzer Fräuleinstand), ferner dem Engländer Wycherly (betreffs Jean de France), sowie seinem dänischen Vorgänger Skeel in der ganzen Sprachform — so bemerken wir drei mächtige Ströme mit ihren Nebenflüssen, ausgehend von Plautus, der Maskencomödie und Molière, welche in „Die dänische Schaubühne" einmünden.

Sehen wir an einem Beispiel, wie Holberg literarisch benützt!

Sein Ulysses von Ithacia ist ein rein phantastisches Werk, eine Parodie in der Art, wie sie zu Holberg's Zeit sehr häufig von den Italienern in Paris gegeben wurden. Daß das Stück die deutsche Comödie in Kopenhagen parodirt, ist bekannt. Es ist gewissermaßen eine Fortsetzung von Melampe, eine Wiederholung der Satire von Peter Paars in einer höhern, besser gelungenen Form; denn gleich dem Epos treibt das Schauspiel mit den homerischen Gedichten, besonders mit der Odyssee, Narrenspossen, und hat den von Cervantes stammenden Gegensatz zwischen einer Don Quichote- und einer Pansa-

Figur in den zwei Hauptpersonen, dem Helden und seinem Diener.

Vom Leben direkt konnte Holberg hier nichts entlehnen. Seine Anlehen sind rein literarische, nämlich die folgenden:

Der Prolog, das Urtheil des Paris, ist ein altes, aus dem Mittelalter stammendes Motiv, das bei den Italienern wiederkehrt, und das in Dänemark schon 1531 in einem Schauspiel Christiern Hansens vorkommt, sogar mit der Bedingung, welche Paris an das Urtheil knüpft: „Man kann nicht urtheilen über Jemands Schönheit nur vom Angesicht allein!“

In Ulisse et Circé der Italiener kommt folgendes Gespräch vor:

Pierrot: Wie, Mezzetin, in der Oper sagt man kein Wort ohne es zu singen?

Mezzetin: Nein, nicht einmal, wenn man fragte wie viel Uhr es ist. Man würde z. B. singen: Wie viel Uhr ist's, Margot, wie viel Uhr ist's? — Es ist zwölfe, Madame, es ist zwölfe.

Bei Holberg ist die Satire auf die Oper nur variirt in dem bekannten tremulirenden: „Höre, Klaus, zieh' mir meine Stie = = = fel aus.“

In L'Empereur de la Lune sagt Harlekin zum Doktor, wie bei Holberg Kilian zum Bauern: „Bist du von dieser Stadt oder ist diese Stadt von dir?“ — eine Bemerkung, die übrigens nicht werth war, so weit hergeholt zu werden. Aber hier finden wir auch in der letzten Scene des Stückes das Vorbild zu einer der Hauptscenen im Ulysses — derjenigen zwischen Kilian und

Marcolfus mit dem berühmten Refrain: „Ganz wie bei uns.“

Harlekin (als Kaiser des Mondes): Meine Unterthanen sind fast ohne Fehler; sie lassen sich ausschließlich durch Rücksicht auf ihren Vortheil und durch Ehrgeiz leiten.

Colombine: Ganz wie bei uns.

Harlekin: Jeder sucht, so viel er vermag, sich auf Kosten des Nächsten zu Gute zu thun; die größte Tugend hier ist reich zu sein.

Doktor: Ganz wie bei uns.

Harlekin: Wir brauchen keinen Henker. Anstatt die Verbrecher auf einem öffentlichen Platze in einer Viertelstunde vom Leben zum Tode zu befördern, schicken wir sie zu den Aerzten, die sie auf eine ebenso grausame Weise umbringen, als hätten sie es mit einem Patienten zu thun.

Colombine: Wie? Herr! Also auch bei Ihnen bringen die Aerzte die Leute um? Das ist ganz wie bei uns.

Isabella: Und finden sich hier Schöngeister?

Harlekin: Hier ist die Quelle. Ueber 70 Jahre arbeitet man schon an einem Dictionaire und in 200 Jahren wird es noch nicht fertig sein.

Colombine: Ganz wie bei uns.

Isabella: Und die Richter lassen sich in diesem Reich nicht bestechen?

Harlekin: Die Frauenzimmer versuchen Eindruck auf sie zu machen, wie allenhalben; man giebt ihnen bisweilen Präsente. Aber dieses ausgenommen, geht Alles nach Fug und Recht zu.

Doktor: Das ist ganz wie bei uns u. s. w.

Auch die treffliche Schlußscene, wo die Juden dem Ulysses die Maskenkleider abnehmen, ermangelt nicht eines Vorbildes im Théâtre italien.

In Protée findet sich folgende Scene:

Harlekin (den Trödler gewahrend): Ich glaube, der Trödler, der mir die Kleider geliehen, kommt um mich wegen des Geldes zu plagen. Ich will fortfahren, mir meine Rolle zu überhören:

Rom hat mich und meinesgleichen Standhaftigkeit gelehrt. O, wenn man bis zu den ältesten Zeiten der Stadt zurückkehrte ....

Trödler: Wenn Sie mir die sechs Thaler geben wollten, die Sie mir schulden, wär' es mir sehr lieb.

Harlekin (pathetisch): Kennt ein römischer Kaiser Thaler? Du irrst dich, mein Lieber, ich weiß nicht mehr was Thaler sind. Du ermüdest mich mit deinem thörichten Gerede. Mein Großschatzmeister soll dich in Cäsard'oren bezahlen.

Trödler: Ich schere mich den Henker um Eure Cäsard'oren, Herr! Ich will in guter französischer Münze ausgezahlt sein. (Er geht auf Harlekin zu und reißt ihm das Wamms ab.)

Harlekin: Wie? Während ich hier sitze auf meinem höchsteigenen Thron, wagt ein Schlingel von Trödler, seinen Kaiser zu verhöhnen! Gardisten greift ihn!

Trödler: Ein Schlingel mögt Ihr selber sein. Das ist mir ein netter Kaiser! (lachend ab.)

Aber alles dies ist nur das Material. Von der eigentlichen Stärke des Stückes hat keines von den Vorbildern nur das Geringste.

Während all' die übrigen Schauspiele Holberg's ihrer Beschaffenheit nach ein begrenztes Sujet, etwas Enges, Endliches in ihrem Stoff haben, hat dieses Stück einen nicht endlichen Gegenstand. Es spielt in einer andern, höhern Welt, als die übrigen Stücke, ist von einem freiern, dichterischen Odem durchweht.

Die anderen Stücke stellen eine Seite des Lebens dar, nicht das ganze Leben, bisweilen sogar nur eine Seite eines Charakters, nicht den ganzen Charakter. Sie spötteln über Geschäftigkeit oder über Wochenstuben oder über Reisen ins Ausland oder über Maskeraden. Sie handeln davon, ob Leander und Leonore sich bekommen sollen oder nicht. Oft ist der Gesichtspunkt beschränkt, weil Holberg nicht über einen gewissen komischen Kreis hinauskommen will. Nehmen wir eines von den besten, Don Ranudo, worin Holberg so hartnäckig, fast möchte man sagen hartherzig, den alten dänischen Adel verhöhnt, der nach dem Staatscoup gelähmt auf seinen Gütern saß. Zwar ist Ranudo lächerlich mit seiner vornehmen Arbeitsscheu, mit dem Stolz auf seine Ahnen, aber Holberg hat in gehässiger Absicht unmögliche oder unnöthige Züge hinzugedichtet: Jemand, der so stolz ist, daß er eher hungert, als sich durch die Mesalliance seiner Tochter zu Reichthum verhilft, wird nicht zur selben Zeit einem Bauern sein bischen Käse und Brot wegnehmen.

In dem kleinen, unterhaltenden Stück Mogens Skeel's aus der Renaissancezeit Die Comödie des Grafen und des Freiherrn sehen wir den überwallenden Groll des alten Adels über seinen Sturz und über die Ausschmückung der neuen Edelleute mit bedeutungslosen Titeln, die ihnen auf Kosten der alten regierenden Kaste verliehen

wurden, hier ergeht der Hohn über die ungebildeten Grafen und Freiherrn, die sich vornehm gebahren, ohne es zu sein. Der Horizont ist auch hier beschränkt, ja enger begrenzt; doch fühlt man, daß die Verachtung, von welcher das Stück inspirirt ist, nicht des Grundes und Rechtes entbehrte. Die Satire in Don Ranudo ist tiefer, aber es ist kein hochsinniges Verständniß des Adelstolzes darin. Es ist nicht nur lächerlich, daß ein Mann seine Armuth Niemand wissen lassen will, sondern sie vor Aller Augen zu verbergen sucht, nicht nur lächerlich, daß es Etwas gibt — und sei es auch nur ein Vorurtheil — das ihm höher gilt als Wohlstand. Es liegt in dem Lachen hier etwas Verletzendes, ungefähr wie wenn in Jeppe der rohe Baron zuletzt mit Palmen in Händen steht als Träger der Moral, während der arme Jeppe, welcher so weit mehr werth ist als jener, mit Schand' und Spott abziehen und die Ohren wie ein begossener Pudel hängen lassen muß.

Es ist etwas Endliches, Begrenztes in Kunstwerken wie diesen. In Ulysses dagegen ist die eigenste Lebensluft des Stückes die freie Unendlichkeit. Hier ist, um mit Prutz zu sprechen, „der Feenwagen des Humors nicht zugleich als Packetpost für Moral und gute Sitte benützt."

Wir sind gleichsam zu den größten Zeiten der komischen Poesie zurückgekehrt.

Es war, wie Prutz richtig bemerkt hat, ein Herabsinken, als diese Poesie, nachdem sie unter Aristophanes die höchsten Interessen des Staates und der Kunst, der Politik und des öffentlichen Lebens frei und kühn behandelt hatte, bei Menander und Terenz sich auf die niedrige Sphäre des Privatlebens beschränkte und

sich mit nichts weiter befaßte, als: häuslichen Zwisten, verliebten jungen Paaren, verschmitzten Sklaven, geprellten Vätern, einer unverhofften Erbschaft oder Wiedererkennung.

Nicht als Holberg in seinem Alter eine direkte Nachahmung des Aristophanes versuchte (Plutus), sondern hier steht er auf gleicher Höhe mit dem größten komischen Dichter der Welt.

Hier ist nichts Kleinzertheiltes oder kleinlich Gesammeltes. Nein, Pelion ist auf Ossa gethürmt, Berge von Lächerlichkeiten sind über einander gehäuft, bis sie unter dröhnendem Gepolter herabrollen. Es ist wirkliche Renaissance-Kunst, die an die größten Meister dieser Zeit: Rabelais, Cervantes, Shakespeare, erinnert, in der Behandlung dieses klassisch-biblisch-romantischen Stoffes, in diesem „Holofernes, Graf von Bethulien", diesem „Nilus von Podolien, der in einem silbernen Schlosse wohnt." — Shakespeare hat den Stoff ja auf seine Weise mit ähnlicher Freiheit in Troilus und Cressida behandelt.

Doch nur hinsichtlich des Stoffes und der respektwidrigen Haltung gegenüber den homerischen Helden und Heldinnen entspricht Ulysses dem Troilus Shakespeare's. Tiefer betrachtet ist Ulysses in Holberg's Produktion was der Sommernachtstraum in derjenigen des großen englischen Dichters. Scheinbar ist es hier zwar nur der Verstand, welcher die alten Phantasien des Volksepos (diese Penelope, die niemals altert, die jung und schön bleibt bis zu 60 Jahren) wie den Lohenstein'schen Schwulst und die Unnatur des damaligen Theaters verspottet; aber dieser Verstand ist selbst in seinem Uebermuth

ganz phantastisch geworden. Ulysses ist Holberg's einzige, wirkliche Lyrik, die Lyrik eines Komikers, eine Dithyrambe der wildesten Ausgelassenheit zu Ehren der gesunden Vernunft.

Dies ist die verkehrte Welt, nicht die triviele; und durch die verkehrte schimmert die wirkliche hindurch, aus der Vogelperspektive betrachtet; und wir sehen von oben nicht nur das Kleine, Kopenhagen mit seinen Straßen (die im Juli immer rein sind, sonst versinkt man im Schmutz, aber das sind bloß die elf Monate im Jahr, und die gehen rasch herum) — sondern auch das Große, das Menschenleben. Ist dieses nicht unser Leben, wo wir plötzlich uns besinnen, daß ein Zeitraum verflog wie ein einziger Tag, daß wir zehn Jahre älter geworden sind, gewahren, daß unser Haar und Bart grau ist, und wo uns dünkt als sei dies eine Verkleidung, eine Maskirung unseres Wesens? Das leichte Spiel des Humors gemahnt uns hier an die Hast des Lebens selbst.

Und so schwingen wir uns denn empor zu jenen Scherzen der Kunst mit sich selbst, mit ihrem eigenen Wesen, in diesem ewigen Spielen mit der theatralischen Illusion, die gebildet und zerstört wird — das Tieck zur Zeit der Romantik wieder aufnahm um eine ganze Lehre von dichterischer Ironie darauf zu bauen, und das durch ihn in Jugendwerken von Heiberg und Anderen nach Dänemark wieder zurückkehrte. An anderen Orten lacht Holberg: hier jubelt er; in anderen Stücken reißt er Possen: hier sehen wir in einem Mummenschanz die ganze Lächerlichkeit unseres Geschlechtes — Krieg um Nichts, die Illusionen des Verliebtseins, den Hokuspokus

des Aberglaubens, die menschliche Narrheit in höchster Potenz.

Zu Ulysses von Ithacia lassen sich nach der Natur der Sache nur literarische Quellen nachweisen. Suchen wir denn ein Stück, wo sowohl die innere Beobachtung wie das Studium der Außenwelt und die Benützung älterer Literatur nachweisbare Spuren hinterlassen haben! Ein solches ist Erasmus Montanus, das tiefste von sämmtlichen Schauspielen Holberg's und dasjenige, worin er am allerorigineIlsten ist.

Er hatte hier im Voraus den jugendlichen Verfechter einer paradoxen Behauptung aus seinem eigenen Auftreten in Christianssand, als er das weibliche Geschlecht aus der Menschheit ausstieß; er hatte die, gleichfalls selbsterlebte, komische Disputation in einer fremden Sprache, von beiden Theilen vor einem unwissenden Publikum, das als Richter fungirt, gleich schlecht gesprochen; er hatte die Erinnerung an die schreckliche Erziehung unter Sören Lintrup; er hatte die Beobachtungen über das Studentenleben in Kopenhagen, die Disputirübungen auf Borch's Collegium und an der Universität, Peter Iversen u. s. w.

Hierum krystallisiren sich denn Ingredienzen von der poetischen Literatur der verschiedensten Länder.

Von Aristophanes' Wolken, dem Stück, in welchem der junge Mann bei Sokrates disputiren lernt, stammt der Einfall, wie es sich an dem alten dummen Vater rächt, den Sohn in die Disputirlehre geschickt zu haben, indem dieser dem Vater beweist, daß er im Rechte ist, die in der Jugend empfangenen Prügel ihm zurückzu-

geben. Dies veranlaßt, wenn auch auf feinere Weise, die Katastrophe bei Holberg wie bei Aristophanes.

Von einem etwas früheren englischen Stück, Farquhars Der rekrutirende Officier, das Holberg kannte (denn er erwähnt es in „Peter Paars"), stammt die übrigens ziemlich kümmerliche Episode mit Korporal Niels, sowie die Werbung durch den Lieutenant.

Das Motiv zu des Reitvogts Auffassung vom Mond hat Holberg wahrscheinlich von der Scene zwischen dem Doktor und Pierrot in L'Empereur de la Lune, wo Pierrot sagt: „Ich werde doch nicht so dumm sein zu glauben, der Mond sei ein Weltkörper, der Mond, der nicht größer ist, als ein Pfannkuchen, von acht Eiern gemacht!"

Zum Küster Peter hatte er bereits Elemente von Peter Paars her: die Verbesserung der Einkünfte, die Preisbestimmung des Grabgesangs. Von Molière's Der Arzt wider Willen nahm er die Idee mit des Küsters ergötzlichem Latein:

Sganarelle: Verstehen Sie Lateinisch?

Géronte: Kein Wort.

Sganarelle (erhebt sich in plötzlicher Freude): Sie verstehen nicht Lateinisch?

Géronte: Nein.

Sganarelle: Cabricias, arci thuram, catalamus, singulariter, nominativo, hæc musa, die Muse, bonus, bona, bonum. Deus sanctus, est-ne oratio latinas? Etiam, ja. Quare? Warum? Quia substantivo et adjectivum, concordat in generi, numerum, et casus.

Aber auch hier sind diese vielen kleinen Anlehen nur Steine zum Bau. Sehen wir, wie derselbe sich

erhebt und woher es kommt, daß er durch die Zeiten stand und stehen wird in unübersehbarer Zeit!

Holberg sendet den ausstudirten Bauern-Studenten in sein Dorf zurück — das ist der ganze Grundgedanke. Aber was für eine Umwälzung entsteht nicht daraus! Welch' eine Begegnung, jene mit dem Vertreter der heimischen Bildung, Küster Peter! Welch' ein Zusammenstoß zwischen jenem krähenden Hahn und diesem aufgeblasenen kollernden Puter!

Die Situation ist so bedeutend, weil sie nicht künstlich, sondern naturnothwendig ist.

Wie natürlich auch sonst bei Holberg der komische Charakter sein mag, so ist die komische Situation doch künstlich, ein unwahrscheinliches Experiment. Dasselbe wird mit der Hauptperson vorgenommen, um zu zeigen, was in ihr steckt. Jeppe wird künstlich zum Baron gemacht, Herman von Bremen künstlich zum Bürgermeister und solcherweise immer. Dieses Verfahren ist etwas seicht und etwas leer.

Daß dagegen der Repräsentant der jungen Kultur und der Vertreter der alten Bildung zusammenstoßen, das ist eine nothwendige Situation — und nothwendig ist die Consequenz, daß die Umgebung dem Vertreter der alten Bildung Recht giebt.

Man nehme alle andern Paare bei Holberg: Peter Paars und Peter Ruus, den Großprahler und den Schmarotzer, Philemon und Rosiflengius — sie beleuchten einander als Parallelen oder als Gegensätze, aber sie bedingen einander nicht, sind nicht untrennbar. Doch zusammengehörig wie Complementärfarben sind diese beiden Charaktere in dieser Situation.

Und nun der Meistergriff, mit welchem der Gegenstand des Kampfes concentrirt ist in das Problem von der Gestalt der Erde — das, wie mit einem Stichwort, eine neue Weltanschauung angiebt. Und nicht unnatürlich, im Gegentheil! In Büchern, die damals noch gelesen wurden, war der Himmel als ein festes Gewölbe oder eine Anzahl von Wölbungen über einander beschrieben. Man macht sich überhaupt heutzutage keine klare Vorstellung von der Naivetät und Unsicherheit, die in jenen Tagen des Aberglaubens und Bibelglaubens auf naturwissenschaftlichem Gebiete obwaltete. Die großen Naturforscher der jüngsten Vergangenheit hatten erstaunliche Lücken in ihrem Wissen. Sowohl Thomas Bartholin wie Ole Worm waren überzeugt, daß eine Frau wirklich mit einem Ei niedergekommen sei, das vollständig einem Hühnerei glich, weil die Thatsache von mehreren glaubwürdigen Augenzeugen bestätigt worden und weil das Ei selbst vorhanden war und in Worm's Sammlung aufbewahrt wurde. Ole Borch glaubte an Alchymie und Goldmacherkunst, und er war es auch, welcher als großer Verehrer des Adepten Burrhi dazu rieth, denselben nach Dänemark zu berufen. Himmerich, zu Holberg's Zeit Bürger- und Polizeimeister von Kopenhagen, gab 1726 ein der Königin zugeeignetes Compendium philosophicum heraus, worin er Theophrastus Paracelsus' Lehre entwickelt und u. A. erklärt, wieso der Gott unterworfene Spiritus Universalis bewerkstelligt, daß es Nacht wird: „Also verursachet auch selbiger Spiritus, ingleichen die abweichende Sonne, folgender gestalt die Nacht: Der Sulphur und Mercurius, so in der Luft befindlich, extendiren sich durch Resolution eines Spiritus Salis, und

solches überaus subtil mehr gegen die Erde, allwo Sal Aeris gröber ist denn aufwärts, wiewohl zu einer Zeit viel mehr denn zur andern, gleich als da viel oder wenig von denen kalten Theilen von Mercurio von den Sternen durch obgedachten Spiritum Universalem in der Luft influiret worden u. s. w." Noch im Jahre 1764 schreibt Suhm seinen „Versuch zu einem Entwurf der Geschichte der Wissenschaften und Künste von der Erschaffung der Welt an bis zur Sündfluth" — hundert Oktavseiten. Und Holberg selbst war ja nicht weiter als daß er Newton's Lehre von der allgemeinen Schwere — die naturwissenschaftliche Grundlage der ganzen modernen Kultur — verwarf und sich an Descartes' Wirbeltheorie hielt.

Es ist also klar, daß jenes Verhältniß zwischen Neu und Alt, neuer und alter Thorheit, universell, allgemeingültig ist. Stets wird ein Punkt kommen, wo die alte Bildung in ihrem Stagniren zur Karikatur wird und wo die neue mit ihren jugendlichen Uebertreibungen ein Gepräge von Marktschreierei annimmt. Ignorant — Charlatan — das sind die Scheltworte, die ewig gewechselt werden.

Nehmen wir Holberg's übrige bekannteste Figuren: Der Kannegießer dringt nicht hinab zu dem Tiefsten im Menschen, behandelt einen geringen Fehler, gehört der damaligen Zeit an; Jean de France hat wohl insofern bleibenden Werth als eine größere Kultur gemeinhin eine blendende und verblüffende Wirkung auf die Schafsgehirne in einem kleinen Land ausüben wird — aber man versetze die Gestalt nach Frankreich, und sie paßt nicht mehr; ganz davon abgesehen, daß die Situation mit Madame la Flêche zu plump und gemacht ist.

Man lasse dagegen Erasmus Montanus in Frankreich oder Rußland spielen: die Comödie ist ebenso möglich, ebenso wahr; man versetze das Stück in die Vergangenheit oder in die Zukunft: es bleibt gleich treffend. Dies beruht darauf, daß nicht blos die hier dargestellten Gestalten völlig individuelle, leibhafte Menschen sind, sondern daß das Verhältniß zwischen ihnen ein ewiges Verhältniß ist. Nie hat Holberg sich in irgend einer Situation zu solcher Höhe erhoben. Man steht gleichsam auf einem hohen Punkt, von welchem man über alle Länder und alle Zeiten aus schaut.

Die Situation ist nicht nur eine aus dem Privatleben: es ist eine weltgeschichtliche Situation. Das Stück spielt sich täglich ab zu allen Zeiten und in allen Ländern. Es gestattet uns einen Einblick in die Gesetze, nach welcher der Entwickelungsgang der Menschheit unter der Thorheit älterer und jüngerer Geschlechter vor sich geht.

Natürlich ist die sentimentale Auffassung zu verwerfen, zufolge deren Erasmus der Märtyrer des Neuen ist; er ist es noch weniger als Don Quichote z. B. lediglich der edle Enthusiast ist. Sie sind Narren alle Beide. Erasmus ist ein lächerlicher junger Bursch, der in der Hauptsache Recht hat; Küster Peter ist ein lächerlicher alter Kerl, der in der Hauptsache Unrecht hat — eben was die Repräsentanten des Fortschritts und des Conservatismus in der Regel sind. Bewußt hat Holberg nur den Narren in Erasmus darstellen wollen. Darum läßt er ihn auch so jählings fallen, gerade so wie er Jeppe fallen läßt — zum Besten einer bewußten und beschränkten Tendenz in der Kunst.

Doch Holberg als dichterisches Genie steht nicht auf

demselben Standpunkt wie Holberg qua Moralist. Das Genie fragte ihn nicht, was er bewußt aus dem Stücke machen wollte — es riß ihn mit sich fort in unwiderstehlichem Flug. Holberg schuf als Dichter nicht mit Verstandesbewußtsein. Man erinnere sich der Worte Marthe's in Jean de France: „Es geht mir wie den Comödienschreibern; während sie die Comödie schreiben, fällt ihnen erst von selbst ein, wie sie dieselbe durchführen sollen."

Indem Holberg in Erasmus Montanus — wie gewöhnlich in moralisirender Absicht — alte, persönliche Erinnerungen, bunte Eindrücke von der äußern Umgebung, verschiedene Anlehen aus der griechischen, englischen, italienischen und französischen Literatur zusammenarbeitete: gelangte er unbewußt dazu, seine ganze reiche innere Erfahrung zu enthüllen und klar zu zeigen, in welcher Weise, wie tragikomisch, auf dem Gebiet der Bildung das eine Geschlecht dem anderen gegenübersteht — und weil seine Erfahrung, sein Dichtergeist so tief war, wurde dieses Stück das tiefste Kunstwerk der dänisch-norwegischen Literatur.

VI.

Zu solcher Höhe schwang in seinen reichsten und freiesten poetischen Stimmungen ein Mann sich empor, dessen Leben als dramatischer Dichter aus Opfern, halben Siegen und aus Niederlagen bestand. Wenige große Männer hatten so viel zu überwinden wie er. Mancherlei Mißgeschick traf ihn; aber schlimmer als das Mißgeschick war die Gleichgültigkeit für sein bestes Streben, die ihren Grund hatte in der niedrigen Bildungsstufe des Volkes, als er jung, und in dem prüden und schlechten Geschmack des Publikums, als er alt war.

Sein Dichterleben als Dramatiker ist eine Kette von Mißhelligkeiten.

Am 23. September 1722 war das dänische Theater in Kopenhagen eröffnet worden. Seine Vorgeschichte ist folgende: Als der Hof im Jahre 1721 eine deutsche Operngesellschaft von Hamburg unter Direktion eines gewissen Kayser berief und zugleich die französische „Hof-Comödie" verabschiedete, blieben verschiedene Mitglieder letzterer in Dänemark wohnhaft, darunter Etienne Capion, der, bevor er Schauspieler war, als „Hof- und Stabs-Traiteur" das Heer in den schwedischen Krieg begleitet hatte. Bereits vom Jahre 1718 an hatte er, der zuerst ein Marionettentheater dirigirte, um Schauspiel-Privilegien nachgesucht, die ihn vor der Concurrenz fremder Comö-

dianten, Seiltänzer u. a. m. schützen sollten; er erlangte dieses Alleinrecht nicht sogleich, zog gleichwohl deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen hinzu und gab deutsche Comödien, aber mit so geringem Gewinn, daß er in Schulden gerieth und 1721 von neuem den Schutz der Regierung anrufen mußte, da er „wider all Verhoffen" fand, daß andere Gesellschaften dasselbe Recht erhielten wie er, „ingleichen auch der sogenannte Starcke Mann seine Force fürderhin zu präsentiren, was keinen geringen, sondern ziemlich großen schaden und verlußt verursachet hat." Er bekam denn im Mai 1721 das Privilegium, welches ihm allein und Denen, die von ihm dazu befugt waren, gestattete, „Comödien und Spiele" jeglicher Art zu geben. Ferner gewährte man ihm für das Theater, mit dessen Bau er sogleich begann, Erlassung der Grundsteuer und der Truppen-Einquartirung für 15 Jahre. Aber er baute ohne Kapital; und als das Haus fertig stand, steckte er noch tiefer in Schulden als zuvor.

Ein Landsmann von ihm, ein anderer in Kopenhagen gebliebener französischer Schauspieler, der in seinen Briefen sich als ein geschmeidiger, liebenswürdiger Pariser mit der ganzen Weltläufigkeit und dem feinen Schliff des großen Jahrhunderts, wenn auch ohne besondere literarische Bildung erweist, und der gleichfalls arm wie eine Kirchenmaus war — suchte dann im Sommer 1722 um die Erlaubniß nach, eine Schaubühne in dänischer Sprache eröffnen zu dürfen. Montaigu hatte augenscheinlich mit Capion Verabredung getroffen und war mit seinen anderweitigen Erfahrungen auf die Idee gekommen, womöglich durch die Errichtung eines nationalen Theaters sich von seinen Nahrungssorgen zu befreien. Daß er

dänisches Nationalgefühl gehabt haben sollte, ist nicht wohl anzunehmen — er konnte nicht einmal dänisch schreiben; aber es ist etwas Gesundes und Großes in der Begründung, welche er seinem französischen Gesuch an den König gibt. Mit einem Hinblick auf den kürzlich mit Schweden geschlossenen Frieden schreibt er: „Die Errichtung des Theaters folgte bei fast allen Völkern auf das blühendste Zeitalter des Reiches, und der Friede, den Eure Majestät kürzlich Dero Volk geschenkt nach den Siegen eines langen Krieges schien mir den geeignetsten Zeitpunkt zu bezeichnen." Er erhielt die Bewilligung; und nachdem es durch ein erneutes Gesuch gelungen war, den Vorstellungen des starken Mannes Einhalt zu thun, welche ohne Erlaubniß in einem dem Akrobaten gehörigen Garten vor einem zahlreichen Publikum stattfanden und alles Interesse in Anspruch nahmen — kam das zukunftsreiche Werk zu Stande. Die dänische Schaubühne wurde mit Molière's: „Der Geizige" eröffnet.

Das kühne Unternehmen der beiden erfahrenen Schauspieler gewann einen doppelten und mächtigen Beistand — erstens von Seiten der gebildeten Hofgesellschaft, indem Gräfin Christine Reventlow, die Gemahlin des Großkanzlers und Schwester der Königin, eine dänisch gesinnte, sehr begabte Dame, den Versuch protegirte und das Schauspiel mit ihrer Gegenwart beehrte. Auch ihr Schwager, Frederik Rostgaard, verwandte seinen Einfluß zu dessen Gunsten, ja schrieb den hübschen Prolog, mit welchem das Theater eröffnet wurde. Nächstdem wurde das Unternehmen gefördert — indem Holberg hinzutrat und gleich als Anfang den Schauspielern seine fünf ersten Stücke schenkte.

Indeß gab es genug zu kämpfen.

Zuvörderst waren Vorurtheile zu überwinden, namentlich diejenigen, welche die Geistlichkeit und die Universität hegte und im Volke unterhielt über den Schaden, welchen Christen durch den Besuch des Schauspiels auf ihre Seele luden, und wie unwürdig und unanständig es sei, wie ein Gaukler auf der Bühne aufzutreten. Es erregte Aergerniß, daß ein Universitätslehrer Comödien schrieb und daß Studenten dieselben spielten. Hans Gram äußerte, es zieme sich nicht für einen Professor, sich mit solchen frivolen Dingen abzugeben, und wenn Holberg nicht damit aufhöre, solle man ihn von der Universität ans Theater verweisen. Zwei Studenten, die auf der „Regenz" freie Wohnung hatten und auf der dänischen Schaubühne aufgetreten waren, ging eine Warnung zu, dafern sie binnen drei Tagen nicht von der Regenz wegzögen, würden sie von der Universität relegirt. Der Eine verließ die Regenz auf der Stelle; der Andere, welcher zu trotzen versuchte, wurde hinausgeworfen und überdies relegirt. Ein Alumnus von Walkendorf's Collegium, Namens Höberg, der aufgetreten, wurde zur Strafe für diesen seinen „unziemlichen Lebenswandel" aus dem Collegium gestoßen und appellirte vergeblich an den Staatsrath, obschon Rostgaard Fürbitte für ihn einlegte. In einem Gedicht, welches Höberg an Rostgaard richtete, heißt es bezeichnend:

Was that ich Aermster nur? Womit hab' ich gesündigt?
Hab' falschen Glauben ich vom rechten GOtt verkündigt?
Hab' ich durch treulos Thun verwirkt des Königs Huld?
Hab' ich am Vaterland verübet schwere Schuld? . . . .
Seht, solche Frevelthat wird mir zur Last geleget,
Weil meine Wenigkeit Comödie gepfleget.

Ich hab' ja darum nicht von GOtt mich wollen wenden
Zur Ungerechtigkeit u. s. w. u. s. w.

Holberg selbst mußte als Mitglied des Consistoriums sich der Demüthigung unterziehen, an dem Vorgehen der Universität gegen die armen Studenten theilzunehmen, die in seinen Stücken mitgespielt.

Da das dänische Theater somit keine angesehene Anstalt war, wollte das Königshaus dasselbe nicht durch einen Besuch aufmuntern. Freisinnig genug, um sich über solch' ein thörichtes Vorurtheil hinwegzusetzen, war der König nicht. Und als er ein einzelnes Mal, im Januar 1723, den dänischen Schauspielern die Gnade erzeigte, sich von ihnen vorspielen zu lassen, waren die dänischen Schauspiele für die Majestäten nicht fein genug. Man verlangte zwei französische Stücke in Uebersetzung aufgeführt.

Hiezu kamen noch die ökonomischen Schwierigkeiten. Die Regierung, weit entfernt, es als Pflicht aufzufassen, dem künftigen Nationaltheater eine kräftige Unterstützung zuzuwenden, drückte das junge Unternehmen durch thörichte Bestimmungen. Schon am 6. Nov. 1722 erhielt Capion Befehl, 10% der Brutto-Einnahme als Armenabgabe zu entrichten. In einem unterthänigen Schreiben mußte er sammt Montaigu nun Seiner Majestät vorstellen, daß dies für die dänische Comödie ein Ding der Unmöglichkeit sei — und die Abgabe wurde herabgesetzt. Dies nützte indeß nur wenig, denn bereits im Dezember 1722 sah der arme Capion, der 8000 Reichsthaler ins Comödienhaus gesteckt und noch dazu 4500 Thaler Wechselschuld aufgenommen hatte, sich außer Stande, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Im Juli 1723

wurde er in den Schuldthurm geworfen, und Montaigu mußte „als Präses der Comödien“ die Leitung übernehmen.

Die Haupteinnahme war nicht der Theaterbesuch, sondern was das Haus einbrachte, wenn es zu Maskeraden hergegeben wurde; indeß fiel diese Einnahme weg, da die Maskeraden „von wegen Mißbrauch und etlicher Geistlichen Eifern“ (wie es in einem Aktenstück aus jener Zeit heißt) verboten wurden. Ein Gesuch, daß Seine Majestät dem Theater gnädigst beistehen möge und „dem Comödienhaus die dem Schloß-Theatro zugehörigen Maschinen verehren, sintemal selbige sonsten doch binnen wenigen Jahren gantz von selbst ruiniret werden, und nunmehr von keinem Nutzen nicht sind, dieweil Seine Majestät keine Truppe weder von Comödianten noch von Opernpersonal unterhält“ — fand kein Gehör. Im April 1724 war Montaigu seinerseits so weit, Alles seinen Gang gehen zu lassen, so großen Abbruch that dem Theater eine Seiltänzertruppe, die mit Capion übereingekommen war.

Gleich im Anfang bewirkte die Neuheit, Schauspiele in dänischer Sprache zu sehen, nicht geringen Zulauf. Wie es bei Holberg heißt:

> Im ersten Jahre war die goldne Zeit allhie;
> Wir fürchteten, herab fiel' unsre Gallerie.

Doch die Freude war nur von kurzer Dauer:

> Das zweite Jahr war knapp, doch ging es noch damit;
> Im dritten schleppten wir uns weiter auf Credit.

In einem Prolog vom Juli 1724 ist schon davon die Rede, daß man wahrscheinlich bald schließen müsse. Im Winter 1724—25 lebte das Theater meistens von

Holberg's Melampe, indem das Publikum bei den pathetischen Stellen weinte. Es war ganz im Stil der Zeit, über den Verlust von Schooßhunden gerührt zu werden. Rostgaard hatte „Madame Rostgaard's schönen und tugendsamen Hund Manille zu Ehren und Gedächtniß", Verse geschrieben, ja eine gereimte Grabschrift auf „das rare Windspiel Melampus, das auf Geheimräthin Harboe's Hof diente", verfaßt. Die Zuschauer nahmen den Hunderaub tragisch.

Im Jahre 1726 mußte das Theater eine Zeitlang geschlossen bleiben. Als man sich wieder zum Spielen anschickte, versuchte man, durch allerhand Lockmittel dem Geschmack des Publikums entgegenzukommen; dasselbe hatte besondere Vorliebe für Tanz, darum führte man Tänze in den Zwischenakten auf, ja legte zuweilen welche in die Stücke selbst ein, wie in Holberg's Der elfte Juni und Der politische Kannegiesser. Jedoch auch dies übte nicht genug Anziehungskraft; so groß war die Geringschätzung für die eigene Landessprache auf der Bühne — und im Jahre 1726 ergriffen die dänischen Schauspieler deshalb den demüthigenden Ausweg, Stücke in französischer Sprache zu geben.

Endlich, am 25. Februar 1727 sah das Theater sich genöthigt, definitiv zu schließen. Holberg schrieb für die Schlußvorstellung Das Leichenbegängniss der dänischen Comödie, voll von wehmüthigem Scherz:

Mademoiselle Hjort:*) Aber was soll ich nunmehr beginnen, sintemal die Comödie zu Ende ist?

Henrich: Dafern Ihr etliches Capital habt, möchte

*) Mademoiselle Sophie Hjort, eine der Schauspielerinnen der dänischen Comödie.

ich Euch rathen, von Euern Renten zu leben, so Ihr aber vielleicht keines habt, werdet Ihr dienen müssen.

Mademoiselle Hjort: Wo soll ich wohl einen Dienst bekommen? Wir haben uns ja mit allen Leuten überworfen, mit Officieren, Doctores, Advokaten, Kannegießern, Marquis, Baronen, Barbieren.

Henrich: Das ist, meiner Treu'! wahr. Ich habe mich nicht ein einziges Mal barbieren zu lassen getraut, seitdem wir die Comödie von Meister Gert spielten.

Nachdem das Leichengefolge in Procession über die Bühne geschritten, schildert zum Schluß Thalia den jämmerlichen Zustand, in welchem die Schauspieler die letzte Zeit verbracht:

Nach Jütland, Fühnen floh ein Theil vor Hungers Sorgen;
Nicht einen Tropfen Wein wollt' uns Tyon*) mehr borgen;
Auch Krämer, Handwerksmann und Bäcker weigern sich
Aufs Kerbholz fürderhin zu setzen einen Strich . . . . .
In solchem Zustand, ach! sah man seither uns leben,
Uns zwischen Schuldthurm und Arrest im Rathhaus schweben,
Bis die Comödie an Schwindsucht starb, o Gram!
Und nach dem Lauf der Welt den Weg des Fleisches nahm.

Außer den ersten fünf Stücken hatte Holberg im Jahre 1724 den Schauspielern seine zehn nächstfolgenden überlassen. Einige hatten weniger, andere mehr Glück gemacht; aber selbst dieser größere Erfolg währte nicht lange — denn der starke Mann, Herr v. Eckenberg, der auch in der Theatergeschichte Frankfurts eine Rolle spielt**), und der gewandte Seiltänzer Bredo erwiesen sich als überlegene Rivalen des dänischen Theaters. Die Ein-

*) Tyon, ein französischer Traiteur in Kopenhagen zu jener Zeit.

**) Man vergleiche E. Mentzel: Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main. S. 153 und 174.

wohner von Kopenhagen ließen ohne das geringste Gefühl der Verantwortung ihren Dichter im Stich. Auf jeden pekuniären Vortheil hatte er ja durch sein uneigennütziges Vorgehen verzichtet; und mag es jetzt in weiter Zeitentfernung den Anschein haben, als sei er reichlich durch die Ehre belohnt worden, so war und blieb das untergeordnete Publikum in Wirklichkeit unbedingt gleichgültig und das quasi-feinere Publikum schätzte dänische Originalstücke als solche gering. Eine gewisse, wenig befriedigende Popularität muß Holberg allerdings in einzelnen Kreisen gewonnen haben; aber diese konnte auf die Länge nicht die Geringschätzung der Vorurtheilsvollen, den Haß der scheinbar oder wirklich Angegriffenen, die Demüthigungen, den Zeitverlust, den Kräfteverbrauch und das niederschlagende Gefühl aufwiegen, eine fast übermenschliche Produktivität an ein Unternehmen gesetzt zu haben, das Niederlage auf Niederlage erlitt und sich niemals erheben zu können schien, ohne gleich darauf desto tiefer zu sinken.

Holberg trachtete, seine angegriffene Gesundheit durch eine Reise ins Ausland zu stärken; und als das Theater im Jahre 1728 vermittels einer kleinen Unterstützung vom Hof, wofür die Schauspieler ab und zu Vorstellungen auf dem Schlosse zu geben hatten, einen neuen Versuch machte, hielt er sich insofern zurück, als er an dem Insceniren der Stücke sich nicht betheiligte und auch nicht sofort mit dem Schreiben neuer Schauspiele begann. Dagegen stellte er dem Theater seine mittlerweile vollendeten Lustspiele zur Verfügung (darunter Erasmus Montanus, Don Ranudo, Der glückliche Schiffbruch — sechse in Allem), von denen jedoch keines zur Aufführung gelangte. Wieder klagt Montaigu bitterlich in

einem Schreiben an die Kanzlei über den Abbruch, welchen das Theater durch andere Sehenswürdigkeiten erleide. Man hat einem kleinen Ungeheuer (un petit Monstre) Erlaubniß gegeben, sich für Geld sehen zu lassen; man hat zwei französische Schauspieler und eine Schauspielerin aus Schweden verschrieben, welche Gherardi's Farcen geben und den Dänen ihr bischen Nahrung wegnehmen. Letztere wohnten überdies jetzt nur zur Miethe; und der Hauseigenthümer, ein General Arnold, drängte sie hart mit dem Miethzins, den sie niemals rechtzeitig zu entrichten vermochten.

Soweit war man gelangt — als im Oktober 1728 die Feuersbrunst in Kopenhagen ausbrach, wodurch die Schauspiele von selbst ins Stocken geriethen. Wie ein öffentliches Unglück immer, war auch dieser Brand für die Geistlichkeit Wasser auf die Mühle. Die Pfarrer verlangten unverzüglich, daß die kleine Summe von 1500 Thalern, welche der König dem Theater als Zuschuß bewilligt hatte, zu frommen Zwecken verwendet werden sollte; von allen Kanzeln herab wurde die Feuersbrunst als eine Strafe für die Sünden des Volkes ausgelegt, und neues Unheil ward prophezeit, wenn die Schaubühne von neuem eröffnet würde.

Der arme Montaigu schreibt am 27. Dezember an seinen Beschützer Paul Löwenörn:

„Das Weihnachtsfest gab diesen Herren [den Geistlichen] Anlaß, alle Weihnachtsstuben zu verbieten und zu verdammen. Es fiel etwas Schnee, ein neuer Anlaß, um im Voraus Zeter zu schreien gegen alle Schlitten, die nur auf neuen Schnee warteten, um gebraucht werden zu können. Selbst Graf Holstein [der Schwager des

Königs], der sich einen Schlitten bestellt hatte, weil er hoffte, diesen Winter ein Vergnügen daran zu haben, mußte denselben abbestellen. Dergestalt ist das Leben, welches man hier führt; man spricht dagegen von verschiedenen Arrangements, vermittelst deren man den Wiederaufbau der Stadt erleichtern will; man hatte begonnen, bei den Einwohnern herumzugehen, um sie aufzufordern, selbst zu bestimmen, was sie freiwillig beitragen würden, doch dies scheint aufgegeben u. s. f."

Bald war der geistliche Einfluß allmächtig.

Als Frederik IV. im Jahre 1730 starb, wußte man, daß unter der Regierung des neuen Königs nicht an Schauspiele zu denken war.

Holberg hatte dem verstorbenen König nicht viel zu danken. Derselbe hatte zwar Peter Paars in Schutz genommen, aber mit dem Bemerken, das Gedicht wäre besser ungeschrieben geblieben; und gegen den Schluß seiner Regierungszeit — jene Zeit, in welche Holberg's Wirksamkeit fällt — war der offizielle Ton im Lande immer mehr devot geworden. Es war dies eine Reaktion; denn zu Beginn seiner Herrscherperiode war die moralische Auffassung in den maßgebenden Kreisen eine sehr freie gewesen. Es findet sich ein französisches Schreiben (vom 20. Okt. 1703) von dem preußischen Gesandten am dänischen Hof, Graf Viereck, an seinen Minister, das in dieser Beziehung ein Aktenstück ist. Nachdem die Gerüchte über den König von Dänemark und die jüngste Tochter des Grafen, welche sich über ganz Deutschland verbreiteten, darin besprochen sind, theilt Graf Viereck mit, daß nach den tausend Anträgen, die seiner Tochter

vom König gemacht wurden, in ehelicher Gemeinschaft mit ihm zu leben, sie nicht wiederstehen konnte „und die Ehe wurde denn im Schlosse in Gegenwart verschiedener Minister und der Geheimräthe des Königs geschlossen." Zwar sei der König schon vorher vermählt und man könne sich leicht die Redeweise der Verleumder vorstellen, welche Beider Handlungsweise „gemäß der Bibelauslegung und der herrschenden Meinung des zarten Geschlechtes beurtheilten." Aber da sich in der Heiligen Schrift kein einziges Wort darüber finde, daß ein König oder ein souveräner Fürst nicht Freiheit haben sollte, in ehelicher Freundschaft [!] mit mehr als einer Person zu leben, besonders wenn er wichtige Gründe dafür habe, und da die Geistlichen ihre Sache eher mit Halsstarrigkeit und gezwungenen Erklärungen als mit klaren, soliden Beweisen vertheidigen, so u. s. w. Er schließt: „Eure Excellenz möge gnädigst Seine Majestät den König [von Preußen] dazu bestimmen, diese Begebenheit mit meiner Tochter gut aufzunehmen; solches ist geschehen ohne ähnliches Exempel, und durch Gottes besondere und sichtliche Vorsehung und Fügung."

Fehlt auch hier nicht der gottselige Ton, so sind Stil und Sinn doch keineswegs orthodox. Aber der am Hofe herrschende Geist entwickelte sich unter Frederik IV. auf ähnliche Weise wie in Frankreich unter Ludwig XIV.; das Ende vom Liede war: Unterwerfung unter die geistlichen Rathgeber.

Der Thronfolger, Christian VI., war eine Persönlichkeit von ganz anderm Typus, eine verschlossene, kalte Natur. Während der Vater träge gewesen, ließ er sich die Arbeit gewissenhaft angelegen sein; während

Jener sich durch die Leutseligkeit, welche allen schlaffen Naturen eigen, ausgezeichnet hatte, hielt der Sohn sich in Abstand von den Unterthanen, ja war sogar völlig gleichgültig für Popularität und — mag nun sein Privatleben ebenso streng gewesen sein wie seine Grundsätze, oder mag das Gerücht, welches ihm ein Liebesverhältniß mit der Schwester seiner Gemahlin, der Markgräfin-Wittwe, zuschreibt, Recht haben — jedenfalls war er aus Ueberzeugung ein strenger, hochkirchlich gesinnter Christ im Stil der Zeit. Seine Stellung als Kronprinz hatte dazu beigetragen, daß er Alles sehr ernst nahm, was in der That oder nach der Vorstellung des Zeitalters einen Bruch mit der christlichen Moral in sich begriff; denn er hatte als Sohn und Fürst bittere Demüthigung erduldet, wenn er seine Mutter gekränkt und zurückgesetzt sah um der Nebengemahlin willen, die, trotz der Trauung zuerst an die linke, dann an die rechte Hand, für ihn niemals etwas Anderes war und blieb als, wie er schreibt, „meines Vaters Maîtresse". Sein Schicksal erinnert an dasjenige Hamlet's: er mußte nach dem Tode seiner Mutter die neue Vermählung seines Vaters mit solcher Hast feiern sehen, daß die Gerichte vom Leichenschmaus kalte Hochzeitsschüsseln abgeben konnten; denn Königin Louise wurde am 2. April 1721 in Roeskilde begraben und schon am 4. feierte man in Kopenhagen die Hochzeit des Königs mit Anna Sophia, so schnell, daß die Hofleute und Minister, die erst an diesem Tage zur Stadt zurückkehrten, sogar der Ordre zufolge ihre prächtigen Hochzeitskleider unter den Trauermänteln anhatten.

Wie der König angelegt war und bei diesen seinen Erfahrungen mußte sein Einfluß auf das geistige Leben

des Landes derjenige eines Hofprediger-Regiments werden. So gewissenhaft war er in Bezug auf das, was Sünde sein könnte, daß er 1735 an den berühmten deutschen Pietisten Graf Zinzendorf schrieb, um anzufragen, ob er Assemblées bei Hofe halten könne und dürfe: „Es ist wahr, daß wir wie Eremiten leben. Die Leute beklagen sich darüber, daß sie den König und die Königin nie zu sehen bekommen, und ich weiß kein anderes Mittel, wodurch wir häufiger Leute sehen könnten, als durch Assemblées: ich finde auch nicht, daß darin etwas Böses läge; es kann an Höfen nicht wohl anders sein, und es ist an allen Höfen so; nur hier nicht."

War jedoch der König bislang noch in Zweifel, ob es einem christlichen König erlaubt sei, Gesellschaften zu geben, so hegte er weit weniger Bedenken betreffs der Unzulässigkeit der Comödien. Im August 1731 hatte der unermüdliche Montaigu im Verein mit den Schauspielern Pilloy und Landé ein Gesuch eingereicht, in Kopenhagen „eine complete dänische Comödie außer den schönsten und divertissantesten von denen französischen und italienischen Theatris" geben zu dürfen. Da er keine Unterstützung erlangte, wandten die Schauspieler sich mit einer rührenden Bittschrift an Holberg's Gönner, den geheimen Conferenzrath Graf Christian Rantzau (Rostgaard war ja längst gestürzt und ebenso die Verwandten Anna Sophia's). Der König holte die Begutachtung seines Seelsorgers, Hofprediger Bluhme, ein.

Bluhme antwortete mit einer Abhandlung, die darthat, daß durch „allen Scherz und Narrentheidigung in denen Comödien" nicht bezweckt werde, den Menschen gute Moral und Tugendlehre beizubringen, sondern sie

in Lachlaune zu versetzen; und das erstrebten die dänischen Schauspiele meistens durch so grobe und unziemliche Ausdrücke, daß, wer da bloß einen Funken von Ehrbarkeit im Herzen habe, sich angewidert fühlen müsse. Wenn die Comödien sich nicht um heidnische Fabeln, sondern um biblische Geschichten drehten, entwürdigten sie blos ihren Gegenstand. Die Comödianten seien ein loses Gesindel; man solle den Armen das Geld geben, welches man an jene verschwendet habe. Aber noch schlimmer als die gewöhnlichen Theaterbesucher seien Diejenigen, welche die Comödie vertheidigen, große Herren berathen und aufmuntern, zur Errichtung des Theaters beizutragen, selbst anstößige Comödien schreiben, eine nichtsnutzige Bande sammeln, um dieselben aufzuführen, Geld dazu verschaffen u. s. w.

Diese Abhandlung ist direkt auf Rantzau und Holberg gemünzt. Hatte der deutsche Hofprediger sich hiemit gegen Schauspiele ausgesprochen, so schrieb der dänische, Pontoppidan, (auf Deutsch) seinen Dialog: „Neue Untersuchung der alten Frage, ob Tanzen Sünde sey“:

Daß körperliche Bewegung an und für sich unschuldig ist, beweise Nichts: ein Dieb könne ja doch seine Handgriffe nicht damit entschuldigen, daß Gott selbst seiner Hand ihre Beweglichkeit geschenkt habe. Der Christ solle in Christi Fußstapfen treten. Aber könne er das hüpfend und tanzend thun? sei er wohl während des Tanzes gesinnt gleichwie Christus? Der Tanz wecke die fleischliche Lust. Und, wie der ehrwürdige Dr. Müller in seiner Apostolische Schluss-Kette richtig sage: Tanz nimmt oft ein Ende mit Schrecken. Um Aaron's goldenes Kalb tanzten 23000 Mann sich zu Tode; Herodias' Tochter

ertanzte das Haupt Johannes des Täufers; und wenn die Seeleute hüpfen und springen, folgt gemeiniglich ein groß Unwetter darauf. Seine Kinder Tanz lernen lassen, heißt sie selbst dem Baal opfern.

1736, im selben Jahr als die Confirmation in Dänemark eingeführt wurde, führte man Pontoppidan's gedankentödtenden Katechismus in allen Schulen im ganzen Reiche ein. Sogar den Isländern, ja den Afrikanern und Asiaten in den dänischen Colonien wurde diese geistige Nahrung geboten.

Spiel, Comödie, Club-Besuch, Tanz wurden als einfache Sünde bestraft, wenn sie Werktags, als doppelte Sünde, wenn sie an einem Feiertag geübt worden. Comödien waren speciell Sonnabends, sowie an Sonn- und Feiertagen verboten. Ein allgemeines Verbot gegen inländische Schauspiele war zwar nicht auf der Stelle ergangen; ein solches war unnöthig, da sich kein Theater fand; „die Gesetztheit der Zeit", wie Holberg in seiner Lebensbeschreibung sich ausdrückt, war Hinderniß genug. Als aber eine Truppe von Seiltänzern und Comödianten auf dem Schnaps-Thing zu Viborg ihre Künste an einem Sonntag ausgeübt hatte, erschien die Verordnung vom 21. März 1738, in welcher Christian VI. strengstens befiehlt, „daß keine Comödianten, Seiltänzer, Taschenspieler oder solche, die einen sogenannten Glückshafen halten, sich inskünftig in Dänemark und Norwegen einfinden dürfen, um ihre Spiele und Exercitien dort irgendwo fürzustellen und zu üben." Pontoppidan nahm diese Verordnung in seinen Katechismus auf. Doch wie eifrig der König persönlich bereits früher war, das Schauspiel aus dem Lande zu verbannen, beweist ein,

Frederiksborg, den 30. Aug. 1735 datirter, deutscher Brief von ihm an Schulin, worin es heißt: „In Glückstadt sollen Comödianten seyn, die den Leuten Geld aus der Tasche ziehen, es wäre wohl gut, daß dem Magistrat befohlen würde, Selbige fortzuschaffen; denn es kommt doch nichts Gutes dabey heraus.“

Es wäre unbillig, in moralischer Hinsicht dem König und seinem Hofprediger etwas zur Last zu legen anläßlich dieses Eifers, welcher den Spott Friedrichs des Großen rechtfertigte: in Dänemark trachtete man unter Frederik IV., Schweden einzunehmen, unter Christian VI., den Himmel zu erobern. Was diese Männer trieben, war in ihren Augen praktisches Christenthum; und es war mehr Consequenz und Wahrheit in ihrem energischen, wohlgemeinten Streben, als in dem Streben späterer Zeiten, geistliches und weltliches Treiben in Einklang zu bringen. Sogar wenn sie, so pietistisch sie selbst auch gesinnt waren, in ihrem hochkirchlichen Eifer die Pietisten verfolgten, geschah es aus eifersüchtigem Groll gegen alle Separatisten, um der Einheit der Staatskirche willen.

Aber auf die Moral des Volkes wirkte dieses Regiment verderblich: es wurde Sitte, um vorwärts zu kommen, Gottesfurcht zu heucheln; und der höhern, namentlich der schön-literarischen Kultur des Volkes mußte dies den Todesstoß geben.

Die einzige Literatur, welche gedieh, war die des geistlichen Liedes. Man sammelte Choräle, besonders deutsche, man übersetzte Choräle und schrieb selbst neue. H. A. Brorson ist als Uebersetzer und Dichter die am meisten typische Gestalt dieses Zeitraums.

Auf der Universitätsbibliothek in Kopenhagen findet

sich eine Sammlung deutscher Kirchenlieder, bestehend aus 33712 Nummern, alphabetisch geordnet in 5—600 Bänden, welche Prinzessin Charlotte Amalia, Christians VI. Schwester, der Bibliothek verehrte. Für diese Fürstin wurden sie gesammelt von einem einzigen Mann, G. E. von Franckenau, geb. 1676, der von 1696 an eine Stellung an der deutschen Kanzlei zu Kopenhagen bekleidete und als königlich dänischer Legationsrath an den Höfen von Wien, Paris und Prag war. Welcher Art der Geist in den leitenden Kreisen war, davon bekommt man eine Idee, wenn man diesen dänischen Diplomaten seine freie Zeit damit verbringen sieht, christliche Lieder zu sammeln und die Sprüche Salomonis zu versificiren, um seiner Prinzessin dieses Werk zu widmen. Sehr ergötzlich heißt es in Wetzel's Analecta hymnica von 1752 über Charlotte Amalia's Sammlung: „und melden die Malebarischen Nachrichten, daß die neuen Herren Missionarii Anno 1736 solche mit Verwunderung betrachtet haben."

Von solch' ungeheurem Umfang war die ältere geistliche Lieder-Literatur. Nun folgte eine neue Springfluth von Andachtsbüchern, Predigtsammlungen und Postillen.

Daß der Geschmack des Königs und seine religiösen Principien nunmehr den absoluten Verfall der dramatischen Poesie in Dänemark herbeiführten — das war, wie der Bewunderer Christians VI., Jens Möller, selbst zugesteht, „um so mehr ungelegen, als Dänemark damals eben sein größtes komisches Genie besaß, und Holberg damals (1730) noch in dem Alter war, daß er manch' ein unsterbliches Lustspiel hätte hervorbringen können." Es ist klar, daß König Christian persönlich

Holberg nicht gern mochte, obgleich — oder vielmehr weil — sein Name nicht ein einziges Mal in den gedruckten Briefen des Königs erwähnt ist. Mehr aber zu beklagen ist, daß er nicht im Entferntesten ahnte, welche Bedeutung der Mann, dessen beste Wirksamkeit er lähmte, für Mit- und Nachwelt hatte.

Das Comödienhaus war 1733 an den Meistbietenden versteigert worden. Die Schauspieler, welche, wie sie in der Bittschrift an Rantzau sagen, „in die Armuth geriethen, wohin dieser Nahrungsweg führt," zerstreuten sich und suchten bürgerlichen Erwerb. Montaigu wurde Sprachmeister bei Geheimrath Löwenörn, Landé betheiligte sich bei einer Kartenfabrik u. s. w.

Als nach dem Tode Christians VI. die Schaubühne im Jahre 1747 wieder errichtet wurde, war Pilloy der Einzige, welcher noch da war, um die alte Tradition wieder aufzunehmen. An die 19 Jahre war das Theater geschlossen, Holberg selbst volle 20 Jahre außer aller Berührung mit demselben gewesen und dadurch von aller dramatischen Dichtung ferngehalten. Denn ohne eine Schaubühne wird kein echter Dramatiker schreiben.

Holberg war in dieser Zeit darauf angewiesen, sich ausschließlich mit gelehrten Studien zu befassen: er gibt die Dänische Geschichte heraus, die Kirchengeschichte, die Geschichte der Helden und die der Heldinnen, die Uebersetzung des Herodian, die Beschreibung der Stadt Bergen, außerdem — aber auf lateinisch — Niels Klim.

Es mag wol den Anschein haben, als habe er freiwillig seiner Wirksamkeit als dramatischer Dichter den Rücken gekehrt — betrieb er doch seine historischen und anderen Studien mit Lust, und hatte er ja schon vor

1730 mit der rastlosen dramatischen Produktion aufgehört. Aber das Gewisse an der Sache ist, daß er damals bereits gründlich gezwungen war, sich alle Gedanken ans Theater aus dem Sinne zu schlagen, und nicht weniger klar ist es, daß er, nachdem er im Dienste des von ihm geschaffenen Theaters eine Uneigennützigkeit sonder Gleichen gezeigt und eine unerhörte dichterische Aktivität entfaltet hatte, erst dann sich mißmuthig von der Schauspieldichtung zurückzog, als sein bestes Streben bei der Stumpfheit des Volkes und der dummen Geringschätzung der herrschenden Klassen fruchtlos blieb.

Wie innig er mit der dänischen Schaubühne sich verknüpft fühlte, dafür ist der beste Beweis der Umstand, daß sobald das Theater wieder eröffnet wird, Holberg zur dramatischen Produktion zurückkehrt. Jetzt, da er fast das Lachen verlernt hatte, konnte er nur die schwachen, halballegorischen Stücke seines Alters schreiben, nämlich — außer einer Bearbeitung und einer schwachen Farce — Sganarels Reise in das philosophische Land, Plutus, Der Philosoph in eigener Einbildung und Die Republik.

Dies ist etwas einzig Dastehendes. Man mag weit umher suchen, um etwas Aehnliches zu finden. Man denke vergleichungsweise an die Kämpfe Molière's, um Tartuffe auf die Bühne zu bringen, oder an Beaumarchais' jahrelanges, energisches Streben, Figaro aufgeführt zu sehen. Hierin ist etwas, das einen Dichter anspannt, etwas Begeisterndes, Elektrisirendes. Aber: einem Volk eine Literatur, ein Theater schenken; seine hervorragendste eigentliche Wirksamkeit im Alter von 37 Jahren eröffnen, um schon vier Jahre darnach ihr Leichenbegängniß feiern zu müssen, nachdem die Trauerglocken im Grunde

die ganze Zeit mit Ausnahme des ersten halben Jahres geläutet haben — hat jemals eine geistlose Regierung im Verein mit einem unreifen Volk einem blühenden Genie, geschweige dem Hauptschriftsteller eines Landes, schlimmer mitgespielt? — Andere große Dichter hatten mit Armuth, mit Feinden zu kämpfen; sie haben, rein äußerlich genommen, weit mehr und ganz anderes Uebel erduldet. Aber wo findet sich ein Seitenstück zu diesem? Holberg hat seinem Lande das erste lesenswerthe Gedicht geschenkt, führt dann — gleichsam gelegentlich, blos weil ein paar Schauspieler ein Gebäude errichten — eine im Lande ganz neue Kunstart ein, schreibt als Anfang zwei Dutzend Meisterwerke, steht in seinem kräftigsten Alter, einige vierzig Jahre — und man streicht 20 Jahre aus seinem Leben als dramatischer Schriftsteller, sage zwanzig Jahre! Der Pietismus schickt sein dramatisches Genie in die Besserungsanstalt zu zwanzigjähriger gelehrter Strafarbeit, sperrt dasselbe ins Zellengefängniß, verdammt es zur Einsamkeit, zum Schweigen!

Es siecht denn auch hin; aber so lebenskräftig, so mittheilungsbedürftig ist dieser Genius, daß, sobald er aus seinem einsamen Kerker, geschwächt wie ein durch die Haft ergrauter Gefangener, freigelassen wird, so wendet er mit der untrüglichen Sicherheit des Instinktes sich von neuem dem Theater zu — und mit zitternder Greisenhand entwirft Holberg seine letzten Figuren und Scenen für die Bühne.

Eine Eigenthümlichkeit, von der man glauben sollte, sie müsse Jeden frappiren, der nur Holberg's Theaterstücke durchblättert, die aber doch blos einem einzelnen Forscher (Legrelle) aufgefallen zu sein scheint, ist: daß in

diesen Schauspielen keine eigentliche Entwickelung wahrzunehmen ist. Man sieht den Autor nicht, wie moderne Dichter so oft, von Arbeit zu Arbeit wachsen. Der politische Kannegiefser ist durchaus so tüchtig und witzig wie Don Ranudo. Gewiß hat Holberg hie und da kritisch umgearbeitet, wahrscheinlich hat er viel durch die Proben gelernt und Einiges nach denselben geändert, und vermuthlich hat er die Stücke neu durchgearbeitet, welche er 1723 fertig nannte und doch erst 1731 (wie Montanus) oder 1745 (wie Ranudo) herausgab. Aber von der hartnäckigen, unverdrossen selbstkritischen Arbeit, mit welcher ein Molière sich zu immer größerer Vollkommenheit emporkämpft, findet sich keine Spur.

Dies ist natürlich genug; denn alle diese Stücke sind in einem Zug, beinahe gleichzeitig improvisirt — und alsdann folgt jene Pause von zwei Jahrzehnten. Als wäre das dänische Volk reich genug gewesen, um die zwanzigjährige Produktion eines Holberg entbehren zu können! Fürwahr, sollte das Dänemark der damaligen Zeit künftigen Geschlechtern Rechenschaft ablegen, wie es dem größten komischen dramatischen Genie des skandinavischen Norden entgegenkommen und dasselbe gepflegt — seine Verantwortung wäre nicht leicht.

Wie war nun in jenen Jahren Holberg's Stellung, sein Ansehen?

Bei den Gelehrten nicht groß. Er galt weder für gelehrt noch für gründlich, und man hielt sich darüber auf, daß er durch das Herausgeben seiner Lebensbeschreibung die Lesewelt mit seiner Person behelligt hatte.

Man sieht dies aus verschiedenen Briefen von Zeitgenossen.

Als Holberg in einem, übrigens wenig verständigen offenen Schreiben (unter dem Namen Holger Danske) eine von ihm, sowie von Gram, Falster und anderen übereifrigen Patrioten gänzlich mißverstandene Aeußerunng des angesehenen holländischen Philologen Burmann über dänische Gelehrte besprach, schrieb Gram 1728 (auf lateinisch) an den Hamburger Philologen Fabricius:

„Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe nach Holger Danske. Derjenige, der unter diesem Namen sich verbergen wollte (vielleicht das einzige Witzige in der ganzen Epistel) ist Ludwig Holberg, Prof. Eloquentiae an unserer Universität ...., der nun auch Ausländern gegenüber sich einen Namen machen zu wollen scheint durch seinen in diesen Tagen herausgegebenen Brief an einen berühmten Mann. Der Inhalt dieser Schrift ist der Lebenslauf des Verfassers ......, worin er in einer nach seiner eigenen Auffassung unterhaltenden und witzigen Form (denn er hat sehr hohe Gedanken von sich) Alles durchgeht, was ihm daheim und draußen begegnet ist. Mit dieser Schrift hat er seinen Tadlern und Feinden (wofern er, wie er so sehr klagt, welche hat) ein ungemein großes Vergnügen bereitet, indem er ihnen reichlich Gelegenheit gab, auf seine Kosten zu lachen — dermaßen häuft er Lob auf sich selbst und seine Comödien und Satiren; in solchem Grade verliert er sich in Geschichtchen und Anekdoten, die wohl bisweilen schnurrig, aber ebenso oft flau und dumm sind, und so voll ist sein übrigens nicht ungeschliffener Stil von Sprachfehlern und Böcken, von denen er einige, aber bei weitem nicht alle, unter der Rubrik Druckfehler verbessert hat u. s. w."

Man sieht, daß Holberg in Gram's Augen damals

nicht viel besser erschien als ein eitler Windbeutel. Zum Ersatz war Gram damals in Holberg's Augen nur der Pedant, welcher die Anklage gegen Peter Paars eingereicht hatte; und Gram's Vorname war Schuld, daß Erasmus Montanus ursprünglich Johannes hieß, daß der Schulmeister in Der glückliche Schiffbruch, welcher Philemon beschuldigt, auf ihn persönlich gezielt zu haben, ebenso heißt und daß Ulysses mit der Versicherung schließt, er wolle Johannes heißen, wenn Jemand eine bessere deutsche Comödie aufweisen könne.

Doch Gram steht mit seiner Auffassung nicht allein. Demselben höhnischen Ton begegnet man in Briefen von C. M. Stub aus den Jahren 1731—34:

„Prof. Holberg's Beschreibung von Dänemark und Norwegen habe ich ohnlängst durchgelesen (dieweil hier sonst keine andern Bücher zu sehen sind), allein ich muß dabey gestehen, daß ich nicht klüger daraus geworden, denn zuvor; denn seine Historischen Kapitel sind sehr unvollkommen und getraute ich mir schier zu sagen, daß, als ich in meinen ersten Studenten-Jahren auf den Runden Thurm gieng, [wo die Universitätsbibliothek angebracht war], so wusste ich schier mehr davon, denn er geschrieben. Seine alten Sagen sind so einfältig, daß, dafern unser guter Arnas Magnussen noch am leben wäre, so glaube ich bestimt, es würde seyn tod seyn, selbige zu lesen. Da ich zu dem 12. Cap. kam, so handeln soll von Historia Juris Danici, gedachte ich etwas zu finden, aber da ich es recht durchsahe, ward ich inne, daß es bloß ein wenig Dänische translation ist von meinen Lateinischen Disputationen, so ich hielt in Ehlers Colleg. de Lege et Legislatoribus Danicis, und daß darinnen fast kein wort nicht verändert

ist, also daß er sogar die errores beybehalten, so ich in den 2. ersten Disputationen als ein junger Student begieng ..... solcher gestalt kan ich auch bücher machen; er hätte sollen bei dem Cap. fürsetzen: Uebertragen aus dem Latein ins Dänische von L. H. u. s. w."

In demselben Geist beurtheilt Stub den zweiten Theil von Holberg's dänischer Geschichte, und man sieht aus den Briefen, daß Gram völlig mit ihm übereinstimmte. Indeß brachte die Geschichtsforschung Gram und Holberg einander näher, und unter der strengen Herrschaft des Pietismus sah Gram sich auf dieselbe Seite hingeschoben wie Holberg.

In einem Brief von Gram an Rantzau vom Jahre 1734 heißt es: „Es ist Schade, daß Assessor Holberg nicht Erlaubniß bekömmt, oder nicht auf eigene Faust es wagt, uns entweder eine Comödie oder Argus*) über diese Zeiten zu schreiben; denn da könnte man wohl aus zweiter Hand (!) ihm Eines und das Andere fournieren, darunter auch etwas über den Bußkampf dieses neuen apostolischen Volkes", und in einem anderen, gleichfalls an Rantzau gerichteten Brief von 1741 heißt es anläßlich des mißlungenen Versuches der Hofprediger Bluhme und Pontoppidan, ein Verbot gegen Niels Klim zu erwirken: „Aber sowohl Klimius als sein Autor blieben glücklicherweise auf beiden Füßen stehen, und könnte, wann diese Umtriebe und sämmtliche Causae instrumentales und occasionales offenbar würden, das eine ebenso artige Historiam arcanam zu lesen geben, alswie die, so man über gewisse

---

*) Argus, eine schwedische Zeitschrift, herausgegeben von Olaf Dalin (geb. 1708, † 1763).

Schriften hat, welche, malgré tous les artifices et toutes les intrigues des Jésuites, dem heiligen Officio in Rom glücklich entschlüpft sind."

Daß Holberg als Freidenker verdächtig war, läßt sich aus Henrik Gerner's Merkwürdigkeiten ersehen: „Gegen diesen braven und gelahrten Mann hatten etliche Argwohn gefaßt u. s. w." (Cap. 19 Von Freidenkern) — In Kleinigkeiten zeigte sich der Unwille des Königs gegen Holberg. Da Gram ihn zum ersten Mal zum Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften vorschlug, fiel er durch. Man äußerte seine Ungnade im Stil der Zeit durch Nicht-Ertheilen von Titeln. Im Jahre 1746 war es 32 Jahre, daß Holberg Professor war — und er war noch nicht Justizrath, während seine gleichaltrigen Collegen Staatsräthe waren.

Und es ist wohl zu merken, daß, als Frederik V. das Jahr darauf Holberg zum Baron erhob, dies keineswegs geschah, um seine Verdienste zu belohnen, sondern um seine Landgüter unter dem Namen einer Baronie dem Staate zu sichern.

Indeß konnte es nicht wohl anders sein, als daß sein Ansehen in dem langen Zeitraum, in welchem er als Dramatiker verstummte, bedeutend stieg. Er war und blieb ja doch der einzige große Schriftsteller der Nation, ihr Lehrer und Erzieher, einer der größten Bürger einer Zeit, in der es so wenig hervorragende Männer gab.

Doch sein Sieg in der öffentlichen Meinung war kein Triumph, war nur ein kalter Succès d'estime.

Als das Theater im Jahre 1747 von neuem eröffnet wurde, war es mit Der politische Kannegiefser und nach Berathung mit Holberg; sein Name wird sogar in der Fundation genannt; ja, sein Rival v. Quoten

sieht sich auch genöthigt, Holberg zu spielen. Aber dieser Sieg war nur ein augenblicklicher; er hatte keine Folgen.

Das tragische Schicksal ward Holberg zu Theil: kaum hatte er als großer Reformator des Geisteslebens seinen harten Kampf mit der Vergangenheit zu Ende geführt; kaum ist die Erbitterung gegen ihn als den allzu Jugendlichen, den Uebermüthigen, Revolutionären und Frivolen im Ersterben — so mischt sich schon in den letzten Ruf des Aergers das Geschrei eines jüngeren Geschlechtes, daß er veraltet sei, veraltet und abgenutzt, daß er nicht mehr für die Zeit passe.

Zu seiner Verwunderung mußte Holberg bei Wiedereröffnung der dänischen Schaubühne erfahren, daß seine Comödien nun als zu plump und altmodisch galten für ein Volk, das sich auf seinen feinen Geschmack was zu Gute that: „Dieweil unsere Nation in manchen Dingen unkentlich worden, also auch in einer Zeit von zwanzig Jahren hierinnen." Früher hatte Holberg nicht umhin gekonnt „Gedanken zu hegen" über die von ihm verfaßten Originale; nun hörte er dieselben mäkeln von Leuten, die augenscheinlich blos Bühnen-Dekorationen und Costüme würdigten, nur Tanz sehen und Gesang hören, vor Allem aber strenges Decorum auf der Bühne beobachtet haben wollten, die verlangten, ihre feinen Standesgenossen reden zu hören, und die „sich daran stießen, Henrich in der Kannegießer-Comödie auftreten zu sehen mit ungekämmtem Haar und bloßen Händen." (Ep. 360.)

Darum sind Holberg's letzte Episteln ganz voll von bittern Klagen. Man „wirft unsere Originale auf die Seite"; man zieht „schlecht zusammenhängende Marktschreierstücke vor." Die letzten Worte, welche wir von seiner Feder

haben, enthalten den bitteren Seufzer seines Schmerzes: „Man fragt nicht mehr darnach, ob ein Schauspiel gut oder schlecht ausgearbeitet ist, sondern ob es mit Gesang und Tanz schließet ...... Jeder Skribent kann itzt Comödien-Schreiber agiren, und keiner fürchtet, seine Arbeit vergeudet zu sehen, wie elend, erbärmlich und schlecht zusammenhängend sie auch sey u. s. w." (Die 539., letzte Epistel, nach Holberg's Tode gedruckt.)

Er fühlt, daß er nichts mehr gilt.

Die Geschmacksrichtung hatte sich in Frankreich in dem schlaffen dramatischen Zeitraum zwischen Molière und Voltaire gedreht und drehte sich pflichtschuldigst auch in Dänemark.

Holberg sah sich gezwungen, dem Geschmack des Publikums entgegenzukommen, um sich dasselbe womöglich zu erhalten. Es war ein trauriger Anblick, wie wenn eine Schönheit, die sich von ihren alten Bewunderern verlassen sieht um unwürdiger geschminkter Frauen willen, nun selbst beginnt, Schminke auf ihre welkenden Wangen zu legen.

Er nahm in Ranudo, in Plutus alle mögliche Rücksicht auf den Geschmack für Vaudeville-Lieder, Tanz, Aufzüge und sonstiges Schaugepränge. Man sehe z. B. Plutus, Akt II, Sc. 5, 6:

„Die Prozession schreitet 3 Mal ums Theater nach dem Takt der Musik. Zwischen jedem Rundgang bleibt der Zug ein wenig stehen und singt: Vivat Plutus! unter Begleitung von Trommeln und Trompeten. Endlich, wenn der dritte Umzug vorüber, führen drei Tänzer einen kunstvollen Tanz auf. Diogenes, der von einem Winkel aus zusieht, schneidet Grimassen und ahmt sie nach. Endlich holt er eine Karbatsche, womit er sie prügelt und sie forttreibt. Sie schreien kläglich. — Diogenes tanzt höchst possirlich mit seinen Holzschuhen nach der traurigen Melodie eines Dudelsacks oder einer Dreh-

orgel. Mitten unter dem Tanz kommt Plutus herein, und das Spiel hört auf. Aber Diogenes fährt fort zu tanzen.

Gewiß hat Holberg's Herz dabei geblutet.

Und Alles umsonst! Er war in stetem Kampf inmitten eines Kreuzfeuers.

Einerseits konnte er nicht mit den Volksschauspielen wetteifern: „Ein Merlin der Drache, eine Verzauberte Schaale, ein Orakel, Vulcani Stab ꝛc.", deren ein jedes weit mehr einbrachte als „10 sinnreiche und moralische Stücke." Andrerseits hatte er den schlimmsten Feind an dem Kunstgeschmack des feinen Publikums, an dessen Vorliebe für die neuere französische Comödie, insbesondere für Destouches, gegen welchen Holberg in seinen letzten Lebensjahren beständig kämpft — diese „kalten Dialoge" ohne Handlung, ohne Leben und Lustigkeit auf der Scene, die den Uebergang zu dem rührenden bürgerlichen Schauspiel bilden. Holberg sah scharf und richtig, wie matt diese Stücke, diese Dichter im Vergleich mit Molière und ihm selbst waren; aber ihr Stern war im Aufgehen, seiner im Sinken. Man wandte sich mit Geringschätzung von den Derbheiten seines komischen Stils ab; die Damen wollten seine Stücke nicht sehen.

Was aber besonders beitrug, Holberg zu entthronen, war die unter Christian VI. neu beginnende Einwanderung von Deutschen und der damit hereinbrechende deutsche Geschmack. Als im Jahre 1747 das dänische Theater wieder errichtet wurde, war damit gleichsam eine Entscheidung getroffen, da der Hof zwischen der Eröffnung eines deutschen oder eines französischen Theaters schwankte. Selbst Holberg's Schüler, der Deutsche J. E. Schlegel, hatte an eine deutsche Schaubühne gedacht. Bereits in

einem Brief vom Jahre 1746 schreibt Schlegel an Bodmer über Holberg, daß derselbe in Kopenhagen „bei weitem nicht das ist, wofür seine Uebersetzer und Nachahmer ihn ausgeben, und daß er, was seine Commödien anbelangt, seine Bewunderer nur bei dem Schlag Menschen findet, unter welchem er sich den Stoff dazu gesammelt.“

Der Ton welchen man Holberg gegenüber anschlug, war wohl anscheinend ehrerbietig, in Wirklichkeit aber nichts weniger als das. Seine Erhöhung in den Adelstand wurde natürlich — nicht ganz mit Unrecht — von Vielen ungünstig beurtheilt. Und er, der große Meister in der Kunst, die Lacher auf seiner Seite zu haben, mußte sich bei einem Proceß, den er als Gutsherr mit einem betrügerischen Reitvogt führte, darein finden, nun auch die Spötter auf dem Nacken zu haben. Holberg wollte keinen Vertreter annehmen, das war sein Princip; der Vogt dagegen nahm Vertreter. Aber da diese gleichfalls Reitvögte gewesen, waren sie Holberg besonders gram. In einem Briefe aus jener Zeit heißt es: „Da die Sache vor die letzte Instanz sollte, nahm Lausen sich der Sache des Vogtes an, und da auch er Holberg nicht sonderlich zu Dank verpflichtet war, der diese Profession so oft durchgehechelt, besonders in seiner Beschreibung von Dänemark und Norwegen, unterließ Lausen nicht, sich die Comödie Jeppe vom Berge zu Nutze zu machen, wie Jeppe als Baron seinen Reitvogt examinirt, der gehängt werden soll, und als dieser fragt, was er denn verbrochen habe, antwortet: Bist du nicht Reitvogt und du fragst noch? . . . . Du hast Geld zu silbernen Knöpfen 2c. Das Ende war, daß Holberg die Sache mit allen honores verlor, und bei dieser Gelegenheit fielen verschiedene Anspielungen auf seine Baronswürde.“ (Norw. hist. Zeitschr. III.)

In Beaumelle's klatschhafter französischer Zeitschrift La Spectatrice danoise kam besonders das Urtheil der feinen Gesellschaft über ihn zur Sprache. So oft er Holberg genannt ist, wird die officielle Ehrerbietung für ihn zur Schau getragen; wird er dagegen Plautiberg betitelt, so heißt es von ihm, daß er „Anderer und insonderheit Fremder Werke herabsetzt, weil seine eigenen nicht mehr gelobt werden, Dank dem guten Geschmack."

Suhm, dem Holberg manchmal mit Rath und That zur Seite gestanden, und der, so lange Holberg am Leben, in seinen Schriften mit schuldigem Respect von ihm spricht, wenn auch lange nicht mit der Wärme und Begeisterung, womit er Gram erhebt, repräsentirt bereits die Geschmacksrichtung des neuen, entarteten Geschlechtes. Holberg hatte ihm gesagt, daß seine dramatischen Versuche „nicht viel taugten", und Suhm fürchtete augenscheinlich Holberg's Kritik; in seinen nachgelassenen Papieren findet sich die Notiz, daß seine „Comödien und Gespräche" nicht herausgegeben werden sollen, so lange Holberg lebe. Aber sobald Holberg todt ist, stimmt Suhm einen anderen Ton an. In einem Vergleich, den er zwischen Holberg und Voltaire anstellt, und worin gesagt wird, daß Letzterer in Bezug auf Sprachbehandlung nichts Neues brachte, heißt es: „Zwar hat unsere Sprache auch Holberg nicht viel zu danken, ausgenommen ein paar Wendungen und gewisse Sprüchwörter, die seine Comödien schufen." — So spricht ein Zeitgenosse, ein Lehrling, ein mittelmäßiger Schriftsteller von Dem, der die dänisch-norwegische Schriftsprache zur Prosa bildete! Auch Suhm klagt darüber, daß Holberg in seinen Comödien lediglich gemeine Leute darstelle und seinem Land nicht „einen einzigen feinen Charakter" gegeben.

Es kann also nicht wundern, daß der Mittelstand in Kopenhagen (wie Rahbeck erzählt) im Jahre 1770 unzufrieden darüber war, ein Stück wie Der politische Kannegiesser beim Besuch des schwedischen Kronprinzen der Aufführung würdig erachtet zu sehen; nicht wundern, wenn Rosenstand-Göiske 1722 schreibt: „Die Krankheit, Holberg den Schöpfer der wahren Comödie, zu verachten, ist fast allgemein unter unsern Landsleuten geworden."

Wenn wir uns in dieses Wesen des Zeitgeistes versetzen, erblicken wir Holberg's Greisengestalt in einem schöneren Lichte als sie vor seinen Zeitgenossen stand.

Der kränkliche Mann, dessen von jeher schwache Gesundheit durch die Noth und die Entbehrungen, welche er in seiner frühen Jugend ausgestanden, erschüttert war, und der sich Leben und Arbeitskraft einzig durch die strengste Diät und die äußerste Regelmäßigkeit in allen Gewohnheiten erhielt, fühlte sich einsam dem Volke gegenüber, für das er so viel gewirkt. Er litt unaufhörlich an Kopfschmerz, hatte hektische Anfälle, die zuletzt in Schwindsucht übergingen, und sein Gemüth neigte zur Hypochondrie. Daher seine Unliebenswürdigkeit gegen Fremde, welche die größte Einfachheit und die vollste Zuverlässigkeit im Umgang mit den nächsten Bekannten nicht ausschloß; daher seine abweisende Mürrischkeit gegen jüngere Schriftsteller, die, wie Jürgen Riis z. B., seine publicistische Wirksamkeit fortsetzten. Seine Isolirung erklärt Alles. Dieser einsame Sonderling, der als Professor seine Bücher von seinem Heim aus verkauft, um später als Baron in Processen mit seinen Vögten zu unterliegen — der so nervös ist, daß er zusammenfährt, wenn nur eine Thür zugeschlagen wird oder ein Hund

kläfft; der nicht schlafen kann vor dem Rufen der Nachtwächter; der nur in tiefster Stille zu arbeiten vermag; der so reizbar und heftig ist, daß ein Student, welcher unvermuthet bei ihm eintritt, einen unsanften Empfang zu gewärtigen hat, und so unzugänglich, daß er „sogar Danebrogs-Ritter und Räthe, ja Ambassadeurs“, wieder und wieder unverrichteter Sache gehen läßt: er ist ein Genie, dem ein undankbares Volk den Rücken gekehrt.

Sein Schicksal gönnte ihm nicht, den Sieg zu genießen, welchen er als Reformator und Dichter gewonnen; der Sieg verwandelte sich unter seinen Händen in Verlassensein.

Seine Lebensansicht hatte immer einen pessimistischen Anstrich gehabt. Zehn Jahre vor seinem Tode schrieb er (in Moralische Gedanken): „Die guten Tage, so ich in der Welt gehabt, sind leicht gezählet. Der größte Theil meines Lebens ist hingegangen in Kümmerniß, Krankheit, und Mangel an alledem, was die Welt Gutes nennet. Wann Andere mehr gute Tage zählen können, soll es mir lieb seyn; denn ob man gleich sich in immerwährender Qual befindet, soll man Andern ihr kurzes Vergnügen nicht mißgönnen.“

Seine letzten Lebensjahre waren besonders traurig. Er fühlte seine Fähigkeiten und seine Empfänglichkeit abnehmen. Früher war die Musik ihm, gleichwie einem andern großen Reformator jener Zeit, Friedrich II. von Preußen, eine Quelle der Freude gewesen — er selbst spielte Violine, wie Friedrich Flöte; ein und dasselbe Musikstück konnte ihn wieder und wieder zu Thränen rühren. Jetzt hörte er die schönste Musik gleichgültig an. Bis zuletzt fuhr er fort zu lernen, studirte gründlich

Griechisch und lernte von neuem Isländisch. Aber er war vergeßlich geworden und las seine eigene Geschichte von Dänemark fast als sei es das Werk eines Andern.

Holberg starb den 28. Januar 1754. Keine Aeußerung von Gefühl in Kopenhagen bei seinem Tod! Das Theater ignorirte diesen Todesfall vollständig; nicht einmal ein paar Verse wurden bei diesem Anlaß gesprochen von der Schaubühne herab, die ihm ihre Existenz verdankte. Es gab kein Trauerfest, weil keine Trauer da war.

Die Leiche wurde von Kopenhagen nach Soröe gebracht, um dort beigesetzt zu werden. Wie es in einem Briefe an Suhm heißt: „Baron Holberg's Leiche wurde von hier von vier seeländischen Mähren geholt; die zween Bauern bildeten das ganze Comitat.“ — Als neun Tage darnach eine liederliche Schauspielerin, Jungfer Thielo, starb, war dagegen ganz Kopenhagen auf den Beinen. Die Studenten trugen sie zu Grabe, und ein großes Leichengefolge aus allen Ständen gab Kunde von dem Verlust, den die Stadt erlitten. —

Fünf Jahre nach Holberg's Tode schreibt Tyge Rothe in seinen Gedanken von der Liebe zum Vaterland über Holberg:

„Er suchte nichts anderes als das Beste seiner Landsleute; er fand sie schlafend, und weckte sie auf . . . Wäre er im Tempel der Wissenschaften, der Künste und des Geschmackes geboren und erzogen worden, so wäre er größer, aber er wäre nicht der Unsere geworden . . . . Holberg starb, und seine Landsleute schwiegen; keiner sagte den Fremden, wie groß der Verlust war, den wir erlitten; man könnte denken, daß auch wir den Verlust

nicht erkannten. Ich schäme mich, es zu sagen: die Dänen nennen bereits seinen Namen mit Gleichgültigkeit."

Die erste Reaktion, welche Holberg ereilte, war die Reaktion der Prüderie, welche, mit Destouches' Namen als Losung, sich über Holberg's Namen ergoß und gern en passant seine Werke reingewaschen, „reingeschrieben" hätte, wie es bei Charlotte Dorothea Biehl und anderen Zeitgenossen hieß.

Dann kam die hochpathetische Reaktion, die, mit Klopstock's Namen als Feldruf, durch Ewald in der dänischen Literatur herrschend wurde. Nichts konnte mehr unholbergisch sein als das Klopstock'sche Wesen, von welchem Wessel die Dänen und Holberg erlöste.

Darnach folgte die Reaktion der eigentlichen Aufklärungszeit, deren Parole der Nutzen war, und welche, da sie keinen Nutzen in den Comödien fand, die Phantasie verläugnete und Holberg's Uebertreibungen, seinen Ulysses 2c. verwarf. Birchner ist in Dänemark zuerst damit vorgegangen, und Luxdorph ist der dänische Vertreter dieser Richtung.

Diese Reaktion gegen Holberg, weil er zu sehr Dichter, ward abgelöst durch die hereinbrechende Romantik, welche aber nur eine neue Reaktion gegen Holberg bildete, weil er nicht genug Dichter war. Holberg war dem französischen Geschmack gefolgt; die Dänen nahmen nun Theil an dem deutschen Sturmlauf gegen „die Perückenzeit". Man fand die beste Poesie in dem Volkslied von Axel Thorsen und Schön Walborg, worüber Holberg sich so höhnisch geäußert; die Volksbücher und Legenden der Ammenstuben, deren Aberglauben er im Geiste seiner Zeit bekämpft hatte, kamen zu Ehren. Ingemann ist

anti-holbergisch, Hauch desgleichen, Heiberg ist es in Die Elfen, deren Geist dem in Ulysses grad' entgegengesetzt ist. Am aufrichtigsten ist Grundtvig, der so häufig in seinen Schriften Holberg's Einfluß beklagt, besonders aber, daß er „die Narrenwelt seiner Zeit unsterblich machte, anstatt das Heldenalter der Vorzeit wiederzuerwecken;“ ja, im Jahre 1810 legt er ihm sogar einmal die politische Niederlage des Landes zur Last.

Ist Holberg's Dichterschiff indeß unbeschadet durch all' diese Brandungen gekommen, so hat es keine Gefahr für die Zukunft.

Im gegenwärtigen Augenblick gleitet sein Schiff nicht gegen den Strom, sondern mit demselben. Durch seinen starken, prüfenden Geist, seine Naturtreue und seine in der ganzen dänischen Literatur einzig dastehende Schilderung der Wirklichkeit ist Holberg in diesem Augenblick von allen großen Gestalten in der nordischen Kultur diejenige, der das jetztlebende Geschlecht sich am tiefsten und in verschiedenster Hinsicht verpflichtet fühlt.

Doch auf den Augenblick kommt es nicht an — auch dessen Sympathien und Bestrebungen werden andern, uns unbekannten, weichen. Aber in unsern Tagen ist es den Besten aufgegangen, daß Holberg's Dichtung der einzige feste Grund ist, auf welchem die dänische Literatur weiter bauen kann — und es wird darauf gebaut, seitdem die Romantik gestürzt ist.

Wir sind heutzutage weniger geneigt als unsere Väter es waren, leichthin von einem unsterblichen Namen in der Literatur zu sprechen. Wir haben gesehen, daß ein Ruhm groß bei der Mitwelt, glanzlos bei der Nachwelt sein kann; und wir wissen, daß ein Menschenalter die Ewigkeit ist,

welche den meisten Dichterwerken vergönnt ist. Wir kennen auch jene Art von Ruhm, die dem Namen noch anhaftet, wenn schon die Werke nicht mehr gelesen werden. Aber Holberg hat die Probe bestanden: soweit die skandinavische Sprache gesprochen wird, ist er in unsern Tagen mehr gekannt und gelesen als je zuvor. Sein Name ist geehrt in Deutschland, wo er zu Gottsched's Zeit alle Theater beherrschte, und wo Lessing, der Gründer der neuern deutschen Literatur, ihn unmittelbar benützt und fortsetzt (Der junge Gelehrte ist beeinflußt durch Montanus, Die alte Jungfer durch Der geschäftige Müssiggänger, Der Misogyn durch Der politische Kannegiesser, Der Freigeist durch Jean de France). Ueber Europa und Amerika erstreckt sich heutzutage sein Ruhm. — Es ist mit der Berühmtheit wie mit dem Reichthum: Die ersten Hunderttausende (von Tagen oder Thalern) sind's, auf die es ankommt. Ist man erst darüber hinaus, so häuft sich das Weitere viel leichter an. Darum ist kein Grund, für den Ruhm Holberg's in die fernste Zukunft zu fürchten. Er hat das Schlimmste hinter sich. Literarische Unsterblichkeit ist Dem gewiß, der seinen Ruhm durch zwei Jahrhunderte behauptet hat.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Aesopus, Niederdeutscher, Zwanzig Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Hs. des XV. Jahrh. herausg. von Hoffmann v. Fallersleben. gr. 8°. 83 S. M. 1,80.

Druskowitz, H., Dr. phil. (Wien). **Percy Bysshe Shelley.** 8°. XII u. 387 S. M. 6,00.

— **Drei Englische Dichterinnen.** Johanna Baillie — Elisabeth Barrett Browning — George Eliot. 8°. 244 S. M. 4,00.

Elze, K., Dr. Prof. (Halle), **Lord Byron.** 2. verm. Ausg. 8°. 499 S. M. 6,00.

Gaspary, Adolf, Dr. Prof. (Breslau), **Geschichte der Italienischen Literatur.** Bd. I (bis einschl. Petrarca). gr. 8°. VIII u. 550 S. M. 9,00.

Honegger, J. J., Dr. (Zürich), **Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse.** gr. 8°. XII u. 400 S. M. 7,50.

Kinkel, Gottfr., Dr. Prof., **Mosaik zur Kunstgeschichte.** gr. 8°. XII u. 467 S. M. 9,00.

Laun, Adolf, Dr. Prof., **Washington Irving.** Ein Lebens- und Charakterbild. 8°. 2 Bde. XIV u. 246 S. u. IV u. 291 S. M. 7,00.

Lewes, G. H. (Verf. von Goethe's Leben), **Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte.** In's Deutsche übertragen von Arnold Ruge.

Bd. I. **Alte Philosophie.** gr. 8°. VIII u. 533 S. M. 8,00.
„ II. **Neuere Philosophie.** gr. 8°. 811 S. M. 13,00.

Meyer, Gustav, Dr. Prof. (Graz), **Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde.** 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Schipper, J., Dr. Prof. (Wien), **William Dunbar.** Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen nebst e. Abriß der Altschottischen Poesie. 8°. XVIII u. 410 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

ten Brink, Bernhard, Dr. Prof. (Straßburg i. E.), **Geschichte der Englischen Litteratur.** Erster Band: Bis zu Wiclif's Auftreten. gr. 8°. VIII u. 470 S. M. 8,00.

Tunnicius, Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von Antonius Tunnicius gesammelt und in lateinische Verse übersetzt. Herausg. mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann v. Fallersleben. gr. 8°. 224 S. M. 4,50.

Treu, Georg, Dr. Prof. (Dresden), **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8°. IV u. 40 S. M. 1,00.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers (von K. Hillebrand). 8°. IV u. 118 S. geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

1869.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

J. Gruber

181
203

Brandes, Georg,

Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen

Berlin 1885